THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

Gift of
MR. AND MRS. J.H. KANIS
Kampen, Holland
In memory of
HENDRICK A. JAN KANIS,
1899-1918
Class of 1921.
8345856
Oi1916

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.
To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

APR 1 8 1989

L161—O-1096

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
MAY 18 1919
19475
179

Inferno

Roman aus dem Weltkrieg von

Edward Stilgebauer

Druck und Verlag von Frobenius A.G. Basel, 1916

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.
Published on the 25th of April 1916. Privilege of copyright in the United States of North America reserved under the act approved March 3, 1915
Frobenius A. G.

Die holländische Ausgabe dieses Buches ist im Juli 1915
bei L. J. Veen in Amsterdam erschienen.

Gedruckt bei Frobenius A. G. Basel

Erstes Buch

I.

Der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen!

Aus zahnlosem Munde rief der Rheinschiffer Jobst seinem Genossen Mühlkell die folgenschwere Nachricht zu, als sich die Stämme ihrer beiden Flöße fast berührten.

Jobst kam weit her. In Schweinfurt am Main hatte er die schwere Arbeit angetreten, die auf den Höhen des Spessart gefällten und mit Stricken zusammengebundenen Tannen rheinabwärts zu steuern. Aschaffenburg, Frankfurt und Höchst hatte Jobst nun hinter sich und eben bog er in der Nähe von Gustavsburg aus den gelben Fluten des Mainstroms in die grünlich schillernden Wellen des Rhein.

Seit Tagen hatte er auf seiner Fahrt nichts von den Menschen der Ufer gehört und erst heute Morgen war ihm bei einer Frühstückspause in einem Rüsselsheimer Wirtshaus die Kunde geworden, die jetzt die Völker beider Hemisphären seit Tagen in Atem hielt.

So hat er? rief Mühlkell mit lauter Stimme von seinem Floße herüber. Er stand auf Stämmen, die in Rüdesheim gelegen hatten und die nun mittels eines Dampfschleppers stromauf gebracht wurden, weil es droben in Schwanheim an Bauholz mangelte und der große Wald, der sich hier längs des Maines ausbreitet, arm an verwendbaren Tannen war.

Laut und deutlich, aber recht gleichgiltig klang Mühlkells Stimme. Er kam aus Rotterdam, die harte Arbeit auf dem Strome hatte ihn schon lange abgestumpft. Er war müde. Die kalte holländische Tonpfeife hielt er zwischen den Zähnen.

J KANIS JUN 1916
133327

Also hat er? wiederholte er noch einmal. Und dann glitten die Flöße lautlos aneinander vorüber, deren eines den Führer von der Küste des Meeres, deren anderes den aus den bayrischen Bergen trug.

Pfüat di Gott! tönte des Bayern Gruß über den im Glanze einer flammenden Augustsonne leuchtenden Strom, in dessen Wellen sich der uralte Dom der Kurfürsten- und Erzbischofsstadt spiegelte.

In deren Mauern war es lebendig!

Denn in ihr steht Kaserne bei Kaserne, und aus den Mauern dieser formt sich Bataillon um Bataillon. Unaufhaltsam formt es sich, ein Strom, der das nahe Frankreich, dessen Berge die Grenze beschützen, überfluten soll.

Ein ganzes Heer von waffentragenden Männern speit die Stadt am Rhein in knappen vierundzwanzig Stunden aus.

Aus den Mannschaftsstuben der Kasernen laufen unsichtbare Fäden in jedes Haus. Überall wird gepackt, gerüstet, Abschied genommen. In den Gassen und Höfen, die den alten Dom umgeben, in deren Gewinkel die Armut haust, in den Villen und stolzen Palästen der Rheinpromenaden und der Kaiserstraße, überall in der ganzen Stadt unsichtbare Fäden!

An der Rheinallee steht ein elegantes Haus. Vor ein paar Jahren hat man es im Stile englischer Villen erbaut. Ein Garten, leuchtend im Farbenschmucke des seiner Vollendung entgegenreifenden Sommers, umgibt es. Rosen an allen Stämmchen, wuchernde Klematis um Mauern und Balkone, Astern, Dahlien und Georginen in üppigstem Flor.

Major von Berkersburg hat dieses Haus vor drei Jahren von einem reichen Fabrikanten gekauft, der seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt hat. Vor drei Jahren hat er mit seiner jungen Frau Einzug in dieses Haus gehalten, als er zurückkam von der Hochzeitsreise, die ihn nach dem

Lande der Mitternachtssonne geführt. Aber Melanie, geborene von Falkenstein, ist reichlich zwanzig Jahre jünger als der Gemahl.

Sie stammt aus einem mit der Zeit verarmten und verschuldeten Rittergutsbesitzer-Geschlechte, dessen Besitzung dicht bei Wirballen an der russischen Grenze gelegen ist. Und der Major, fast ein Jugendfreund und Kamerad ihres Vaters, ward durch glückliche Spekulationen mit Berliner Vorortsgrundstücken Millionär.

Im hellen Glanze einer strahlenden Augustsonne, der man von den Wolken, die nun die ganze Welt verhüllen, nichts anmerkt, steht Melanie von Berkersburg auf der Altane des im englischen Stile erbauten Landhauses und blickt hinüber über den von Millionen Funken des Lichts flimmernden Rhein.

Eben breitet sie beide Arme weit aus, die waldbewachsenen Höhen des Taunus zu umfassen, in einer Bewegung, als ob sie die an die Brust drücken wollte, Bieberich, Rauenthal, Eltville, Rüdesheim, Aßmannshausen fährt es ihr durch den Sinn. Wie oft ist man nicht dort unten, dort drüben gewesen, des Abends mit dem Dampfer in fröhlicher Gesellschaft, eine Kapelle an Bord, die heimische Lieder, Walzer von der Donau, den Cakewalk und französische Capriolen zum besten gegeben hat!

In diesen Gedanken fährt sich Melanie von Berkersburg über die hohe, weiße Stirn, als wenn sie einen bösen Traum wegwischen möchte. Französische Capriolen, gespielt von einer deutschen Militärkapelle, auf einem Dampfer des Rheins!

Wie ein Spuk erscheint ihr alles, was sie gesehen, was sich in den letzten Tagen ereignet hat, von den Vorgängen in Serajewo zu Ende des Juni bis zu dem Ultimatum an Belgrad und dem, was der Telegraph gestern aus Berlin verkündet.

Und doch ist dem so!

Französische Capriolen!

Wüßte sie es nicht, die Wagen würden sie davon überzeugen, die eben drunten in der Rheinallee, vorbei an ihrem Hause, mit lautem Lärm vorüberholpern. Von Soldaten eskortierte und gelenkte Wagen. Sie kommen aus dem Depot, sie bringen Munition in die Kasernen, Infanteriegeschosse, Patronen zu Tausenden und Hunderttausenden, ganze Wagen voll Patronen!

Französische Capriolen!

Eine Melodie des Débussy zieht bei diesem Anblick leise durch ihren Kopf.

Als Siebzehnjährige ist Melanie in Lausanne in Pension gewesen und hat sich dort mit französischer Sprache, Literatur und Musik geplagt. Im Hause der Madame Chevalier war das, drunten am See, in Ouchy, an der Avenue Rosemont!

O, wie war man dort glücklich vor ein paar Jahren, ehe das Schicksal in Gestalt des Herrn von Berkersburg in ihr junges Leben trat. Sie und ihre Freundin Berta von Amthor! Über Pontarlier und Dijon führte sie dann der Weg in die vielbewunderte Stadt an den Ufern der Seine. Und Berta, das Töchterchen eines von Seiner Majestät geadelten Großfabrikanten der Rheingegend, hatte die Tasche voll funkelnagelneuer Hundertfrankennoten der Banque de France.

Das war damals ein Leben in dem eleganten Hotel der Champs Elysées. Daß der Vater das den beiden jungen Dingern erlaubt hatte! Freilich, Fräulein von Horst Waldau, eine vermögenslose Adelige, die sie mit ihren losen Streichen zum besten hielten, hatte sie ja nach Paris und in das Hotel der Champs Elysées begleitet. Die machte dort in dem verschrienen Seinebabel die Dame d'honneur.

Paris, die Place de la Concorde, der Tuileriengarten, die Champs Elysées!

Während drunten die Wagen mit den hundert und hunderttausend Patronen vorüberrollen, taucht das wunderbare Bild der Stadt des Glanzes und der Lebensfreude wieder auf vor den Blicken Melanies.

Und dazwischen tönen französische Capriolen.

Eine Melodie, die sie damals von einer italienischen Zufallskapelle vor einem der großen Cafés des Boulevard des Italiens gehört hat, in warmer Frühlingsnacht!

Paris im Frühling!

Wenn die Mädchen und die Burschen hinausfahren aus den dumpfen Gassen des Quartier des Montmartre an die Ufer der Seine, wo die Schlösser versunkener Könige auf den grünen Hügeln stehen.

Paris im Frühling!

Die Stimme ihres Mannes zerreißt Melanies Traum.

Aber nur in der Phantasie. Denn der Major weilt schon seit Stunden und Stunden in der Kaserne, die letzten Vorbereitungen für den Transport seines Bataillons zu überwachen. Morgen in aller Frühe wird das Bataillon nach der Grenze verladen.

Berta von Amthor! Wie waren sie damals glücklich, fröhlich und guter Dinge, zwei Backfische unter Fräulein von Horst Waldaus Aufsicht, in dem herrlichen Paris!

Die Freundin ist in der gleichen Lage wie sie selbst, und doch nicht ganz in der gleichen. Sie liebt den Gatten, sie betet ihn an, den sie erst vor einem halben Jahre geheiratet und von dem sie jetzt bald ihr erstes Kindchen erwartet. Er steht in Bonn bei den Königshusaren, was Wunder, wenn der Schwiegeralte Millionen zu Millionen gehäuft und von Seiner Majestät den erblichen Adel erhalten hat! Was Wunder. Aber jetzt!

Ihr geht es so, Berta geht es so, Tausenden, Zehn-, Hunderttausenden geht es heute nicht anders. Das ist das alle verbindende und alle nivellierende Schicksal, das sie

alle trifft und alle hebt. Sie alle, alle ... das gleichmachende Schicksal!

Paris, die Schöne, die Herrliche, die Verführerin an beiden Ufern der Seine!

Drunten zieht ein Bataillon in strammem Schritt über die Allee. Die Leute sind feldmarschmäßig. Mit klingendem Spiel kommt es vorüber an dem Landhause im englischen Geschmack. Blumen tragen die Leute in den Läufen ihrer Gewehre, aus denen der Tod in tausendfacher Gestalt den Feind grüßen soll ... den Feind ... Paris ... Paris ... zieht es durch Melanies Kopf.

Französische Capriolen!

Vor der Altane draußen im Garten steht ein Aprikosenbaum. Reife, dunkelgelbe Früchte hängen zwischen den schon falbenden Blättern. Ein Strauß rosenroter Blüten war der Baum in den ersten warmen Tagen des April, da man das Ungeheure, das sich nun unaufhaltsam vorbereitet, noch nicht ahnte. So denkt Melanie. Er trägt so reich in diesem seltsamen Jahre, als besinne er sich darauf, noch einmal seine Pflicht zu tun, die er in den anderen Sommern, da sie mitsamt dem Major in diesem Garten wohnte, verabsäumt hat.

Melanie lächelt. Ein Gedanke fährt ihr blitzschnell durch den Kopf.

Er liebt die Aprikosen, für sein Leben gern ißt *er* sie. Nicht der Major, nicht der Gemahl, der Freund, der einzig wahre Freund, den sie hier in der Stadt hat, der um ihretwillen, sie weiß es ja, Junggeselle geblieben ist, Adolf, der Hauptmann von der achten Kompagnie!

Richtig, auch er, ja, auch er!

Sie will die Aprikosen rasch abnehmen lassen, sie sollen den leuchtenden Nachtisch auf der Abendtafel bilden, denn er hat sich für heute zum letzten Nachtmahl in der Villa „Melanie“ angesagt. Leuchtende Aprikosen vom Rheine, die dieser Herbst am Rheine in ihrem Garten gereift hat, sollen

heute den Abschluß des letzten Nachtmahls mit dem Freunde bilden ... ja, ja! Deshalb geht Melanie nach der Tür und klingelt der alten Frau Hof, die dem Major schon als Junggesellen jahrelang die Wirtschaft geführt hat und die nach seiner Anordnung auch bei ihr im Hause geblieben ist.

II.

Frau Hof tritt in das Zimmer. Sie ist eine ältliche, korpulente Person, so an die Sechzig, der man das gute Leben im Hause des Majors wohl ansieht. Eine blendend weiße Schürze breitet sich appetitlich über ihren starken Leib und läßt die Dimensionen ihrer breitausladenden Hüften nur noch deutlicher werden. Frau Hof hatte, wie man im Volksmunde zu sagen pflegt, einen guten Gott angebetet, als sie vor fünfzehn Jahren in das Haus des Majors, damaligen Hauptmanns, von Berkersburg kam, um diesem die Wirtschaft zu führen. Solange der Junggeselle war und das Geld mit vollen Händen gab, hatte sie die besten Tage gehabt. Und auch jetzt trägt sie die Launen der jungen Herrin, die sich manchmal in unbefriedigter Ehe melden, mit heroischer Geduld oder auch mit einem Gleichmut, der die junge Frau in Friedenszeiten schon manchmal zur Verzweiflung gebracht hat.

Das Personal in der Villa Melanie weiß von diesem Gleichmut des Faktotums, das das Ohr des Majors hat, ein Liedchen zu singen. Vor allem Amélie, die Zofe der gnädigen Frau, die sich Madame aus Paris verschrieb, die Femme de Chambre, wie sie sich selbst am Rheine mit Vorliebe tituliert, aber auch Albert, der Diener, und Zuns, der Pferdewärter, Josef, der Kutscher, und Aurora, das Küchenmädel, dessen Handwerk des Aufwaschens so wenig zu seinem poetischen Namen paßt. Sie alle kennen sich in Frau

Hof aus. Denn zum Schluß behält doch Frau Hof recht und immer wieder Frau Hof, denn sie hat, wie gesagt, das Ohr des Herrn Major.

So tritt denn auch jetzt eine finstere Miene des Vorwurfs auf Frau Hofs feistes, von der Hitze des Herdes immer gerötetes Gesicht, wie sie schleichenden Schrittes über den hohen Smyrna des Salons nach der auf die Altane führende Tür geht. Zu ihrer Unzufriedenheit hat sie bemerkt, daß wieder einmal Papierschnitzel auf dem Teppich liegen. Ja, ja, die junge, gnädige Frau! Die folgt ihren Launen, und Frau Hof hat dann die Arbeit und den Ärger davon. Die Papierschnitzel rühren von einem Briefe her, den Melanie vorhin noch einmal gelesen, dann zerrissen und achtlos auf den Teppich geworfen hat. Solche Unordnung ärgert Frau Hof. Aber noch viel mehr ärgert sie das Vorhandensein solcher Briefe. Was braucht man viel Korrespondenz zu führen, die man dann in Stücke reißt, denkt Frau Hof, wenn man ihren Major zum Gemahl hat, in einer Villa am Rhein wohnt und nur zu winken braucht, damit das Auto in Gang gesetzt wird?

Mühsam bückt sich die Wirtschafterin. Sie liest die Schnitzel sorgfältig vom Teppich auf und murmelt ein paar unverständliche Worte zwischen den Zähnen, ehe sie, wie immer ein süßliches Lächeln auf den Lippen, zu der jungen Frau auf die Altane tritt.

Die gnädige Frau haben geklingelt?

Sanft und langsam, gedehnt, kommen diese Worte von den Lippen Frau Hofs.

Allerdings!

Es entgeht Frau Hof keineswegs, daß sich ein spitzer Ton in dieses „Allerdings“ der jungen, gnädigen Frau schleicht. Darum lächelt sie noch einmal ihr verbindlichstes Lächeln, von dem sie weiß, daß es Melanie unter allen Umständen entwaffnet.

Und wirklich, die junge Frau verschluckt die Worte des Vorwurfs, die sie wegen Frau Hofs langsamen Erscheinens schon auf den Lippen hatte. Wozu auch? Es war immer so, seitdem sie als Herrin in das Haus des Majors ihren Einzug gehalten hatte, und es würde ewig so bleiben, wenn nicht dieser Krieg auch hierin eine Änderung brachte, hierin, wie in so vielem! Bei diesem Gedanken lächelt Melanie, wie ein Schimmer der Hoffnung gleitet es über ihr schönes, von lichtbraunem Haar umrahmtes Gesicht. Ein Schimmer der Hoffnung, trotz allem! Trotz der Schrecknisse der gegenwärtigen Lage, trotzdem auch Adolf ...

Sie wagt gar nicht weiter zu denken.

Deshalb wendet sie sich an Frau Hof und sagt in einem Tone, der beinahe nach Unterwürfigkeit klingt:

Ich wollte Sie bitten, Frau Hof, doch dem Gärtner zu sagen, daß er die Aprikosen draußen vom Baume nimmt.

Frau Hof unterbricht sie:

Jakob ist eingezogen, gnädige Frau, das wissen die Frau Major doch!

Ach richtig, Frau Hof, Jakob ist ja eingezogen, auch der .....

Alles, was gesunde Knochen hat, ist jetzt eingezogen, gnädige Frau!

Richtig, richtig, Frau Hof, dann nehmen Sie wohl selbst die paar Aprikosen von dem Bäumchen, es ist ja nicht so hoch, man kann ganz gut ohne Leiter heranreichen und servieren Sie die Aprikosen als Nachtisch zum heutigen Nachtmahl!

Melanie ist mit ihrem Vater einmal ein paar Wochen in Wien gewesen und der Ausdruck „Nachtmahl" hat ihr so gut gefallen, daß sie ihn in ihren Sprachschatz übernommen hat.

Frau Hof lächelt über diese Affektiertheit der jungen Frau, sie hält auch dies, wie alles an ihr, für Koketterie.

Ich werde die Aprikosen selbst abnehmen, gnädige Frau. Da wär' auch ein Brief.

Es entgeht Frau Hof nicht, wie hastig ihr Melanie diesen Brief aus der Hand nimmt, den die Wirtschafterin bislang unter der großen, weißen Schürze verborgen gehalten hat.

Geben Sie her, Frau Hof!

Wie jubelnde Freude geht es durch diese Worte Melanies und Frau Hof lächelt fast schmerzlich.

Mein armer Major, fährt es durch ihren ergrauten Kopf.

Melanie achtet nicht weiter auf Frau Hof. Sie ist gespannt, den Inhalt des Briefes kennen zu lernen, und sie ist sorglos, wie alle, die ein reines Gewissen haben, die sich aus diesem Grunde keinen Vorwurf zu machen brauchen, für die es keine Notwendigkeit zu geben scheint, vor irgend jemandem auf der Hut sein zu müssen.

Melanie hat Frau Hof schon wieder vergessen. Sie steht im hellen Sonnenglanze des strahlenden Augusttages draußen auf der Altane. Im Rahmen der von Klematis umwucherten Brüstung der Veranda erscheint ihre schlanke, ganz mädchenhafte Gestalt in dem hellblauen Sommerkleide aus Taffetseide, das sie sich in diesem Frühjahr auf Wunsch ihres Gemahls hat machen lassen, weil der behauptet, daß sie hellblau am besten kleide, während sie und ein Anderer der Ansicht sind, daß gedämpfte Farben besser zu ihrem blassen Teint und den lichtbraunen Haaren passen. Und sie gleicht einer rührenden Mädchengestalt aus einer Tragödie des Shakespeare, wie sie dort im Rahmen der klematisumwucherten Veranda steht! Sie könnte Julia sein oder auch Desdemona oder Ophelia oder alle drei zusammengenommen, denn wie sie jetzt diesen Brief liest, tritt alles als ein einziges Gefühl in ihr Gesicht. Alles: Liebe, Angst, Glück, Schmerz, alles, alles, wie sie des Freundes letzten Brief unter den Augen hat. Es ist sein letzter! Eine dumpfe

Ahnung will ihr das heute sagen am Tage vor dem Morgen, da das Regiment zur Abfahrt an die Front verladen werden soll.

Es ist ein Briefchen oder vielmehr nur eine Korrespondenzkarte, wie er sie ihr so oft in diesen vergangenen Jahren schrieb, seitdem ihn der Zufall — oder war es seinerseits Absicht, hatte er wirklich, wie sie das manchmal in Stunden stillen und innigen Glückes vermutete, dem Schicksal nachgeholfen — da ihn also der Zufall in die gleiche Garnison und in dasselbe Regiment wie den Major geführt.

Eine Korrespondenzkarte aus schlichtem, grauem Papier, einzig verziert mit seinen verschlungenen Initialen W. A., denn er hieß Walter Adolf, und Adolf war sein Familienname.

Wie in lieber Gewohnheit entnimmt sie diese Karte dem Umschlag und liest:

Teure Freundin!

Trotzdem augenblicklich so rasend zu tun ist, werde ich es doch ermöglichen, mich diesen Nachmittag eine halbe Stunde frei zu machen, um noch einmal mit Ihnen zu plaudern. Mit Grüßen wie immer. Ihr Adolf.

Der liebe, liebe Mensch!... Leise führt Melanie die Karte an die Lippen. Hier, auf der Altane, hinter den wuchernden Klematis kann sie das unbesorgt tun. Der Buchfink, der sich drüben auf dem schwankenden Aste einer Ziertanne wiegt, wird schwerlich was dagegen haben. Er schmettert aus voller Brust hinein in den glänzenden Sonnentag, dann breitet er die Flügel weit aus und schwingt sich in das wolkenlose Blau dieser Abschiedsstunde. Er hat ja gottlob keine Vorstellung von dem, was heute auf dieser schönen Welt vor sich geht.

Melanie verschwindet in dem Zimmer. An der Wand steht ein herrlicher Steinway. Der Major hat ihn ihr ein-

mal in einer gütigen Gebelaune zum Weihnachtsfeste geschenkt. Er weiß, daß sie eine enthusiastische Musikverehrerin, daß sie viel mehr als die landläufige Dilettantin ist! Freilich, an Adolf kann sie sich nicht messen, denn der ist gottbegnadeter Künstler. Der Steinway, es war ja lieb von dem Major, aber freilich, er hat es ja nie nötig gehabt, seinen Wünschen und denen der andern Zügel anzulegen.

Wie ganz anders stand er doch da als Adolf, der Komponist hatte werden wollen und den die Verhältnisse, die stärker als die Menschen waren, statt in das Konservatorium und in den Konzertsaal auf die Kadettenanstalt und in den Kasernenhof geführt hatten. Freilich heute war ja das alles gleich! Sie kramt in ihrem Notenkasten und findet das Lied, das er einmal für sie vertont hat.

So setzt sie sich vor den Flügel.

Ein Pfauenauge, das sich aus dem Garten in das Zimmer verirrt hat, schlägt da mit ängstlichen Flügeln wider die Fensterscheiben!

Wie er muß sie da unwillkürlich denken, da er keinen Ausweg zu finden vermochte.

Und nun singt sie sein Lied:

Sei mir gegrüßt du große
Geheimnisvolle Stadt!

Es tönt nach in ihrem Innern. Sie denkt an Berlin! Wars nicht in Berlin, wo sie zuerst an der Seite ihres Gatten seine Bekanntschaft machte? Freilich, ihr Gatte war ja der Major damals noch nicht gewesen. Nur das eine war schon damals klar, daß er bei ihrem Vater, dem alten Baron von Falkenstein, einen Stein im Brett hatte, weil er eine Hypothek auf das Gut geliehen und zu gleicher Zeit ein Auge auf ihre junge Schönheit warf.

In der Königlichen Oper war es gewesen, bei einer Aufführung des „Tannhäuser“. Da war Adolf vor ein paar

Jahren in die Loge des Majors getreten und hatte sie während des Zwischenakts begrüßt.

Und dann hatten sie zu Vieren bei Adlon gespeist. So war es gekommen.

Sei mir gegrüßt, du große,
Geheimnisvolle Stadt!

Voll Andacht singt Melanie die erste Strophe seiner Komposition, die er ihr gewidmet hat.

Das Pfauenauge findet plötzlich den Ausgang, die weit offenstehende Tür der Veranda, und flattert lautlos, befreit hinaus in den leuchtenden Garten.

Melanies stahlblaues Auge blickt ihm nach.

Du große, geheimnisvolle Stadt!

Da klopft Frau Hof wieder an die Tür.

III.

Melanie fährt zusammen, dann faßt sie sich rasch, gewinnt den Boden der rauhen Wirklichkeit in einem Augenblick wieder und sagt mit leiser Stimme: Herein!

Frau Hofs langsam und in näselndem Tone gesprochene Worte treffen wie aus weiter Ferne das Ohr der jungen Frau.

Der Spediteur ist da, gnädige Frau.

So, der Spediteur?

Er läßt die Frau Major fragen, ob das ganze Gepäck nach Wirballen aufgegeben werden soll, weil Falkenstein doch nicht Eisenbahnstation ist?

Jawohl, Frau Hof, das ganze Gepäck direkt nach Wirballen.

Drei Koffer und sieben Kisten?

Drei Koffer und sieben Kisten, Frau Hof!

Schön, ich werde es dem Spediteur sagen.

Tun Sie das, Frau Hof.

Einen Augenblick bleibt die Alte an der Tür stehen, als ob sie noch etwas zu sagen hätte, und Melanie fragt sie in der Tat:

Haben Sie noch was auf dem Herzen, Frau Hof?

Endlich kommt es zögernd von Frau Hofs Lippen:

Ich meinte nur, Wirballen ist doch dicht an der russischen Grenze. Ob die gnädige Frau denn gar keine Angst haben, wenn Wirballen so dicht an der russischen Grenze ist?

Ich habe keine Angst, Frau Hof. Falkenstein, das Gut meines Vaters, liegt eine halbe Stunde von Wirballen. Es ist meine Pflicht, jetzt bei meinem Vater zu sein. Darum reise ich nach Wirballen und von dort nach Falkenstein. Wenn der Herr Major ins Feld gezogen sein wird, habe ich hier keine Heimat mehr, Frau Hof.

Das alles kommt in einem resignierten, fast lebensmüden Ton aus dem Mund der jungen Frau.

Und, das ist ja schon richtig, gnädige Frau, lautet Frau Hofs Antwort, aber Wirballen ist und bleibt ganz dicht an der russischen Grenze.

Melanie empfindet den Wunsch, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Aus diesem Grunde, weit weniger aus persönlichem Interesse an Frau Hof fragt sie jetzt:

Und Sie, Frau Hof, haben Sie Nachricht von Ihrer Tante in Volkach erhalten?

Heute Morgen endlich, gnädige Frau.

Und was schreibt Ihre Tante?

Daß ich kommen kann, daß ich willkommen bin, gnädige Frau.

Desto besser! Dann reisen also auch Sie morgen in der Frühe?

Sobald ich hier mit allem fertig sein werde, gnädige Frau. Das hätte ich nie gedacht, daß ich das Haus des Herrn Major einmal so in das Blaue hinein hätte verlassen müssen.

Ich offen gestanden auch nicht, Frau Hof, aber...

Wie ein leiser Seufzer der Erleichterung kommt es bei diesen Worten von Melanies Lippen.

Frau Hof entgeht dieser Seufzer nicht. Aus diesem Grunde sagt sie jetzt:

Ich habe der gnädigen Frau doch nie etwas in den Weg gelegt.

Melanie lächelt mitleidig.

In den Weg gelegt, das doch wohl kaum, Frau Hof... in meinem eigenen Hause in den Weg gelegt, das wäre denn doch ein wenig sonderbar.

Frau Hof erwidert nichts. Aber es fährt durch ihren Kopf: In dem Hause des Majors, in dem du doch schließlich nur geduldet warst!

Und mit lauter Stimme sagt sie jetzt:

Ich werde also dem Spediteur die Anweisung geben, alles direkt nach Wirballen!

Jawohl, Frau Hof!

Melanie achtet jetzt gar nicht mehr auf die alte Wirtschafterin des Gemahls.

Sie hat sich auf dem Sessel vor dem Schreibtisch niedergelassen. Und während Frau Hof nach dem Korridor geht, um dem Spediteur die Befehle der Herrin des Hauses zu übermitteln... Herrin des Hauses, ein Begriff, über den sie in ihrem Innersten ironisch lächelt... öffnet die junge Frau eine Schublade und entnimmt dieser ein Bündel alter Briefe, das sie auseinander nimmt und in denen sie dann wühlt. Sie nimmt den einen und den anderen der Briefe aus seinem Umschlage und beginnt darin zu lesen. Dann reißt sie den Brief, ehe sie noch zu Ende gekommen, in Schnitzel und wirft diese in den an ihrer Seite stehenden Papierkorb.

Sie weiß den Inhalt dieser Briefe auswendig, von der ersten bis zur letzten Zeile. Sie hat sie immer aufgehoben und sich nie von ihnen trennen können. Aber heute! In dieser Lage hebt man solche Brief nicht auf, nimmt sie nicht mit sich nach Wirballen, weil das so dicht an der russischen Grenze liegt und weil man nicht wissen kann, wessen Beute solche Briefe werden können. Und dennoch! Im Grunde genommen sind diese Briefe doch so unschuldiger Natur. Sie erzählen nur von einer Frühlingsliebe, auf die der Mehltau gefallen ist, nur von einem Glücke, das verfliegen mußte, noch ehe es wirklich ein Glück war, damals, als der Major mit seiner Hypothek auf Falkenstein mit rauher Hand eingriff in ihr junges Lebensschicksal. Es sind die Briefe, die ihr Adolf von Berlin aus nach Falkenstein schrieb, als er sich um ihre Hand bemühte, Wochen und Monate, bevor sie dem alternden Major um des Vaters und dessen Schulden willen endlich gezwungen ihr Jawort gab. Mit diesen unschuldigen Briefen räumt Melanie jetzt auf am Tage, ehe das Regiment an die Grenze verladen wird.

Da wird die Tür ungestüm geöffnet.

Melanie schrickt zusammen. Sie kennt den raschen und harten Schritt dessen, der sich jetzt dem Schreibtisch nähert. Es ist der Major. In feldgrauer Uniform, die Beinkleider in den hohen Reitstiefeln, den klirrenden Säbel achtlos über ihren schönen Smyrna schleifend.

Sie sieht nicht auf, aber sie fühlt den harten Blick seiner kalten blauen Augen, unter denen sich ihre langbewimperten stahlgrauen schon so oft demütig gesenkt haben, weil er doch immer Recht behielt und Recht behalten mußte! Er mit der dröhnenden Kommandostimme, er mit dem klirrenden Lachen und dem zähen Willen, der alles nach seinen Wünschen zwang ... er, er! Nur in der Phantasie sieht sie sein immer gerötetes Gesicht, von dem sie sagt, daß es Bände von der Güte der Weinkarte im Kasino erzähle, sieht sie den

schon ergrauten Schnauzbart, vor dem ihre Küsse in vergeblichem Widerstreben geflohen sind.

Nette Ordnung hier, dringt es jetzt an Melanies Ohr. Was machst du am Schreibtisch?

Ich räume mit der Vergangenheit auf, erwidert sie leise.

So .. so ... wart mal ... habe in der Eile ein Schreiben vom Regiment liegen gelassen.

Bitte!

Sie steht von dem Schreibsessel auf und tritt gehorsam wie immer drei Schritte zurück, gerade so, als ob er in ein Mannschaftszimmer der Kaserne eingetreten sei und sie der Unteroffizier vom Dienst wäre.

Bitte ... bitte ...

Da ist es schon ... derangiere dich nicht ... bitte, derangiere dich durchaus nicht ... Wann wird heute gegessen?

Wie du angeordnet hast, um acht, pünktlich um acht, stammelt sie und sieht nicht zu ihm empor. Oder ...

Jawohl, um acht ... werd' mich für acht frei machen ... unglaublich zu tun, mein Kind!

Mein Kind!

Sie lächelt. So nannte er sie immer, wenn er gnädiger Laune war! Sie, sein Kind!

Er spricht weiter:

Kann ja eventuell nach dem Essen noch auf 'nen Sprung in die Kaserne 'nüber, unglaublich zu tun, sollt' man gar nicht meinen, wo doch alles seit Monaten parat liegt, sollt' man gar nicht meinen.

Wir haben einen Gast zum Essen, sagt sie jetzt schüchtern.

Haben wir doch immer, Kind, einen Gast, Adolf .... wohl Adolf von der Achten, hat doch nie gefehlt, der gute Adolf, das musikalische Genie, warum sollte er also am letzten Abend fehlen, mein Kind? Tag, Tag!

Der Major ist schon wieder draußen. Er hat das Dienstschreiben, das die ganze Zeit auf der Platte des Schreibtisches lag, an sich genommen und in den Ärmel seines neuen

Waffenrockes gesteckt, wie er die Gerte in den Schaft des Stiefels zu stecken pflegt, wenn er zur Reitbahn geht.

Um sie und die Vergangenheit, mit der sie aufräumen will, hat er sich gottlob nicht gekümmert. Wie sollte er auch? Heute, nachdem das eingetreten ist, worauf er, wie sie weiß, seit Jahr und Tag gewartet hat. Was ist da ein Kind und seine Vergangenheit, wenn Hunderttausende hinausziehen in den blutigen Krieg, in einen Krieg, in dem es um das Ganze gehen wird, wie der Major ihr noch gestern verkündigt.

Und sie ist schon wieder in einen dieser Briefe versenkt. Sie sind alle auf das gleiche, schlichtgraue Papier geschrieben, dessen Farbe auch die Korrespondenzkarte hat, die ihr Frau Hof vor einer Viertelstunde brachte, die Farbe, die sie so sehr liebt, weil sie an die Einfachheit seines Charakters erinnert, dem sie immer vor allen andern den Vorzug gegeben hat. Vor allen andern! Vor all' den glänzenden Kavalieren, die sich einst scheinbar um sie, die außergewöhnliche, achtzehnjährige Schönheit, bemüht hatten, auf allen Bällen und bei allen Landpartien, in Berlin und im fernen Ostpreußen, sich alle zu bemühen schienen, bis sie herausgefunden hatten, daß Falkenstein, das Gut ihres flotten Vaters über und über verschuldet war, daß sie samt dem jovialen Junker eine Scheinexistenz führte, und die sich dann, einer wie der andere, mit kalten und höflichen Komplimenten zurückzogen.

O, Melanie von Berkersburg kennt des Lebens Bitternis, trotzdem sie erst ganze fünfundzwanzig zählt, trotzdem sie jetzt von dem Geld des Majors mit Reitpferd und Auto, Roben und Gesellschaften wie eine Fürstin leben kann. Trotzdem kennt sie des Lebens Bitternis!

Wer nie sein Brot mit Tränen aß!

So zieht es jetzt auch durch ihren Sinn.

Sie liest. Das war der erste Brief, in dem er zärtlich wurde, in dem er deutlicher war, in dem er leise anpochte.

Dieser Brief, geschrieben im Dezembermond des Jahres 1909 aus Berlin, wo er einen Kameraden besuchte, der auf Kriegsakademie kommandiert war. Günther von Schwarzenstein hieß dieser Kamerad. Von einer Aufführung des „Tristan“ schrieb er, er, der Wagnerschwärmer, in diesem Briefe! Und er, der Oberleutnant im Infanterieregiment in Gumbinnen, der ein Jahr wie das andere seine Rekruten zu drillen hat, zitierte in diesem Briefe den Gottfried von Straßburg!

Als nun das Mädchen und der Mann,
Isot und Tristan ...

und so weiter und so weiter ... Sollte man es für möglich halten? Das mittelhochdeutsche Gedicht des Gottfried von Straßburg! Wozu man nicht alles Zeit findet, wenn man in Gumbinnen Oberleutnant ist, Rekruten drillt und sich verliebt hat! Wenn einem das Schicksal aus diesem Neste in die Königliche Oper nach Berlin führt!

Da fällt es ihr ein, Tag und Stunde, da sie auf Falkenstein diesen Brief empfing. Es war ganz kurz vor Weihnachten und sie war wie in jedem Jahre die gute Fee. Der Förster hatte schon die Tannen für die Gutsherrschaft und für das Gesinde geschnitten und sie hatte wie in einem jeden Jahre die reine Freude, die Tannen zu schmücken und allen zu bescheren!

In dieser Stunde ihres reinsten und reichsten Glückes traf sie dieser Brief — das Mädchen und der Mann, Isot und Tristan! Sie hatte in die nächste Stadt in die Buchhandlung geschickt, hatte dort glücklich ein Reclambändchen mit einer Übersetzung des mittelhochdeutschen Gedichtes aufgetrieben und in den Tagen, die dem Feste der Liebe vorausgingen, im Gedanken an ihn hatte sie zum erstenmal in ihrem jungen Leben gelesen und gelesen: Die Geschichte von dem Weibe des Königs Marke, das aus Liebe die Treue

brach, die Geschichte von der blonden Isot und dem Ritter, die zusammen über die Meere fuhren, die eins und einfalt wurden, nachdem sie eh' zwei und zwiefalt gewesen waren ... diese wundersame Geschichte ...

Und an sie denkt Melanie, während sich die Hunderttausende in deutschen Gauen rüsten, Vater und Mutter, Weib und Kind, Freundin und Geliebte zu verlassen, um als ein unüberwindlicher Strom sich zu ergießen nach Osten und Westen, ein Strom, dessen Feuerwogen keiner stand zu halten vermag!

In diese Fanfarentöne hinein das unsterbliche Gedicht von Isot und Tristan!

IV.

Eine schöne Empfehlung von meinem Herrn Hauptmann. Ich soll der Frau Major diese Rosen bringen.

Weiß, der Bursche Adolfs, steht im Salon vor Melanie.

Ohne daß sie es in ihren Erinnerungen an die Vergangenheit bemerkt hat, ist er eingetreten. Jetzt steht er in strammer, militärischer Haltung an der Tür. Sie schlägt voll Verwirrung die stahlgrauen Augen zu ihm empor, als ob es nicht der Bursche, sondern der Herr selbst wäre. Es kommt ihr vor, als müsse sie im Anblick dieser Rosen den letzten Rest ihrer mühsam zusammengehaltenen Fassung verlieren.

Sie sind aus dem Vorgärtchen am Hause des Herrn Hauptmann, diese Rosen, Weiß, sagt sie endlich.

Jawohl, gnädige Frau! Der Herr Hauptmann haben doch selbst die Stämmchen vor ein paar Jahren einpflanzen lassen und sie eigenhändig veredelt.

Ich weiß es, Weiß, und ich kenne diese Rosen. Haben Sie mir sonst noch etwas auszurichten, mein Freund?

Sie weiß gar nicht, daß und wie das Wort Freund auf ihre Lippen getreten ist. Sie erinnert sich nur dunkel daran, daß das der Ausdruck ist, dessen sich der Major zu bedienen pflegt, wenn er, was selten vorkommt, seinen Untergebenen gegenüber eine joviale Anwandlung hat.

Der Herr Hauptmann werden selbst bald da sein, haben der Herr Hauptmann gesagt.

So — es ist gut, Weiß!

Zu Befehl, gnädige Frau!

Der Bursche will sich entfernen.

Halt, Weiß, nehmen Sie mir doch die Vase vom Schrank herunter. Sie sind größer als ich.

Die Meißener, die vom Bücherschrank, gnädige Frau?

Jawohl, Weiß, die Meißener Vase dort auf dem Bücherschrank.

Der Bursche folgt ihrem Befehl.

So, sagt Melanie, jetzt wollen wir die Rosen gleich ins Wasser stellen.

Sie geht an die Tür und klingelt nach Frau Hof.

Es dauert eine ganze Weile, bis die Alte eintritt.

Füllen Sie die Vase mit Wasser und stellen Sie die Rosen hinein! Sie bringen sie dann wieder hierher!

Schön, gnädige Frau!

Frau Hof wirft einen bitterbösen Blick auf die armen Rosen und trollt sich in die Küche, zwischen den Zähnen murmelt sie ein paar Worte, die Melanie nicht versteht.

Auch Weiß will gehen.

Bleiben Sie noch einen Moment, Weiß!

Zu Befehl, gnädige Frau!

Melanie geht an den Rauchtisch ihres Mannes, der neben dem Schreibtisch steht, und entnimmt einer Kiste ein paar echte Havannas.

Hier, eine Handvoll Feldzugszigarren, Weiß!

Ich danke der gnädigen Frau!

Hören Sie, Weiß!

Gnädige Frau!

Wie ist die Stimmung des Herrn Hauptmann, hat er gestern Abend etwas zu Ihnen gesagt?

Nicht daß ich wüßte, gnädige Frau. Er pfeift den ganzen Tag vor sich hin, auch gestern Abend, den ganzen Abend Melodien, doch das haben der Herr Hauptmann ja immer mit Vorliebe getan.

Und Sie, Weiß?

Wie meinen das die gnädige Frau?

Wie Ihre Stimmung ist? Es geht doch jetzt ins Feld, am Ende in den Tod, mein Freund!

Wieder dieses seltsam joviale Wort aus ihrem Munde, vor dem sie selbst erschrickt, nachdem es gesprochen ist. Sie meint es ja in dem wohlwollenden Tone des Majors, aber sie kann es nie und nimmer in diesem Tone hervorbringen, weil ihr Wohlwollen in seinem Sinne je und je fern gelegen hat. Und dennoch bedient sie sich dieses Wortes. Vielleicht denkt sie auch bei diesem Worte an den Herrn, während sie doch das Wort an den Diener richtet.

Weiß spielt verlegen mit seiner Mütze, er weiß nicht recht, was er der gnädigen Frau auf deren Frage erwidern soll.

Nun, Weiß, und Sie, wie ist Ihre Stimmung am Tage vor dem Ausmarsch über die Grenze?

Gott, gnädige Frau, ich habe eine Braut, sagt er endlich.

Alle Soldaten haben Bräute. Weiß, da denkt man sich doch weiter nichts dabei, wenn man als Soldat eine Braut hat, sagt Melanie absichtlich leichthin.

Da steigt die Röte in das Gesicht des jungen Burschen.

Doch nicht so, gnädige Frau, eine wirkliche, eine richtige Braut!

Der Ernst des Burschen lächert sie einen Moment.

Aus diesem Gefühl heraus fährt sie jetzt fort:

Also nicht so, Weiß, eine richtige Braut, die Sie heiraten wollen?

Wahr und gewiß, gnädige Frau, ich wäre doch im September frei geworden, wenn der Krieg nicht gekommen wäre. Mein Vater hat ein Gütchen in Wolfach im Schwarzwald, meine Eltern warten schon lange auf mich und die Liesel ist eines reichen Bauern Tochter. Mit der hab' ich mich im letzten Ernteurlaub versprochen, die Äcker grenzen doch aneinander, gnädige Frau!

Freilich, wenn die Äcker aneinander grenzen!

Ein feines Lächeln geht über Melanies Züge.

Tout comme chez nous, fährt es durch ihren Kopf.

Doch sie will den armen Burschen nicht weiter quälen. Deshalb sagt sie:

In ein paar Monaten werden Sie als Sieger heimkehren, Weiß, dann werden Sie Ihre Liesel heimführen und die Äcker können zusammengegeben werden.

Das hoffe ich ja auch, gnädige Frau, wenn wir die Franzosen erst verhauen haben!

Und die Russen und die Engländer, Weiß, vergessen Sie das, bitte, nicht!

Die werden wir auch verhauen, gnädige Frau!

Melanie hört gar nicht mehr hin.

Der Bursche glaubt sich entlassen. Er klappt daher die Haken zusammen und sagt:

Adieu, Frau Major!

Und sie: Leben Sie wohl, mein Freund!

In diesem Augenblick tritt Frau Hof wieder ein. Sie trägt die Vase mit den Rosen in der Hand und stellt sie sorgsam auf den Schreibtisch.

Sie hat die letzten Worte gehört, die Melanie an den Burschen gerichtet, und ein Ausdruck unsäglicher Verachtung tritt in ihr Gesicht. Sie ist namenlos eifersüchtig auf ihren Herrn Major, und der da, der traut sie schlechterdings alles zu.

Ist es so recht, fragt sie.

Jawohl, es ist so recht, Frau Hof! Sie können wieder gehen.

Auch in dem Inneren Melanies steigt plötzlich so etwas wie instinktive Feindschaft gegen diese Frau Hof auf. Warum, weiß sie eigentlich selbst nicht. Die Frau steht doch so tief unter ihr, so tief, daß sie kaum eines feindlichen oder freundlichen Gefühles der gegenüber fähig sein sollte. Sozial schon so tief! Aber das meint sie gar nicht, nein! Sie empfindet es nur allzu deutlich, ein Abgrund trennt sie von dieser Frau. Frau Hofs schmutzige Gedanken reichen nie und nimmer an Melanie von Berkersburgs Reinheit heran. Und dennoch, die Alte hat das Ohr des Majors. Sie selbst, Melanie von Berkersburg, hat doch so oft gehört, daß Frauen das Herz alternder Männer auf dem Wege durch den Magen gewinnen. Frau Hof führt ihm seit fünfzehn Jahren die Wirtschaft, Frau Hof allein weiß, wie er dieses und jenes zubereitet haben will, und Frau Hof schwingt den Kommandostab in der Küche. Grund genug, um bei einem Manne wie dem Major dieser Frau Hof gegenüber auf der Hut zu sein, denkt Melanie.

Und Frau Hof steht immer noch unbeweglich im Rahmen der Tür.

Wünschen Sie am Ende noch etwas von mir, Frau Hof?

Gereizt kam diese Frage aus dem Munde Melanies.

Frau Hof bemerkt das wohl.

Einen Moment weidet sie sich an dem Ärger der jungen Frau, dann sagt sie langsam, jedes Wort deutlich betonend:

Der Herr Major sind vorhin bei mir in der Küche gewesen, gnädige Frau!

Eigentlich will Melanie auf diese Bemerkung, die sie als Frechheit empfindet, gar nichts erwidern. Aber sie läßt sich trotz aller guten Vorsätze dieser Person gegenüber hinreißen und sagt:

Und was wollte der Herr Major bei Ihnen in der Küche, Frau Hof, wenn ich fragen darf?

Der Herr Major haben nur den Speisezettel zu ändern für gut befunden, gnädige Frau!

Wir haben doch Besuch, stößt jetzt Melanie unbesonnen hervor.

Der Herr Major wünschen Lammbraten an Stelle der Hühner.

So — Herr Hauptmann Adolf ißt aber keinen Lammbraten. Dann machen Sie beides, hören Sie, Frau Hof, den Lammbraten und die Hühner, und jetzt gehen Sie endlich, Sie ennuyieren mich, ich habe zu tun!

Schön, gnädige Frau, also beides! Wenn der Herr Major nur nicht ungehalten werden ...

Lassen Sie das ganz meine Sorge sein, Frau Hof!

Das tue ich ja auch, gnädige Frau!

Frau Hof ist glücklich draußen.

Melanie nimmt die Vase mit den Rosen in die Hand und saugt deren köstlichen Duft mit vollen Zügen in sich hinein.

Für sie und für ihn haben die Rosen ihre Geschichte.

Adolf ist nicht nur Musiker, er ist auch ein großer Blumenfreund und er versteht sich auf Rosen. Melanie und er haben seinerzeit die Auswahl der Sorten getroffen, da er sich entschloß, das kahle Vorgärtchen des Hauses, in dem seine einsame Junggesellenwohnung lag, mit Rosenbäumen zu bepflanzen und diese selbst zu veredeln. Sie haben zusammen die schönsten Sorten bei Schmidt in Erfurt bestellt. Manche Abende, während der Major im Kasino Karten spielte, haben sie hier zusammen in der Villa gesessen und gewählt und gewählt.

Auch Frau Hof erinnert sich an diese Abende.

Melanie betrachtet die Rosen.

Da war die rosenrote, die La France, die Rose, für die sie schwärmte, nicht nur ihrer herrlichen Größe und wundervollen Farbe halber, sondern auch wegen ihres Namens! Sie, die in Paris gewesen, an Bertha von Amthors Seite, damals, als sie die Dame d'honneur der reichen Freundin im Hotel der Champs Elysées zum besten gehalten. Als Ererinnerung an diese ihre schönste Zeit hatte Adolf diese Rose gewählt. Da war die purpurrote, die Lady Rothschild, und die blendend weiße, die Marquise Pompadour und endlich die gelbe, die schwefellohende Maréchal Niel, die das schwere Köpfchen wie in banger Sorge hängen ließ. Sie, die ihm über alle anderen ging! Zu der hatte er ihr die Heine'schen Verse ins Gedächtnis zurückgerufen:

Liebe, die mit Ärger kämpft,
Ärger, der die Liebe dämpft,
Lieben und sich dann erbosen.

Sie lächelt. Auch in diesem ernsten Augenblick kann sie in solcher Erinnerung lächeln. Sagte er doch, das sei seine Sache, wenn er sie an der Seite des Major betrachte. Lieben und sich dann erbosen!

So hatte er damals gesagt!

Die leuchtende Sonne des August ist hinter den Hügeln westlich des Stromes zur Rüste gegangen. Ein kühlerer Wind fährt über den Rhein. Er kündet zusammen mit dem werdenden Düster die kommende Nacht. In der Rheinallee flammen die elektrischen Bogenlampen auf.

Melanie schließt die auf die Altane führende Tür. Sie schaltet die Glühbirnen ein. Ein sanfter Schimmer erfüllt den Salon, in dem sie s e i n e r wartet.

V.

Es dauert noch eine gute halbe Stunde, bis Adolf wirklich in den Salon tritt. Melanie hat sich die Zeit mit dem Aufräumen der alten Briefschaften vertrieben. Sie sind alle am Vorabend des großen Tages der Vernichtung den Weg alles Irdischen gewandelt. Alle, alle, nicht einmal den einen hat sie zu wahren gewagt, der zuerst sprach von dem süßen Geheimnis zweier Herzen, die sich angesichts der rauhen Wirklichkeit dieses brutalen Lebens nimmer angehören sollten. An der großen Wand des Salons befindet sich ein Marmorkamin, auf ihm steht eine Uhr aus vergoldeter Bronze. Die Frauengestalt auf dieser Uhr stellt das Glück dar, das wie die Zeit flüchtige, das dem Menschen auf geflügelten Füßen auf einer Weltenkugel entschwebt. Hier hat Melanie in dieser letzten halben Stunde vor dem Abschied gesessen, hier hat sie Brief um Brief noch einmal gelesen, hat Brief um Brief in kleine Fetzen zerrissen und diese in einem eigens zu solchem Zwecke angezündeten Feuerchen verbrannt. Die Briefe der Liebe nährten dieses Feuer, das jetzt langsam wie die Glut ihres eigenen Herzens erlischt, langsam und bescheiden. Sie hat ja niemals aufflammen dürfen, diese Glut!

Melanie hat einen Blick auf dieses Aschenhäuflein ihrer Vergangenheit geworfen, die im Anblick der blutigroten Gegenwart völlig versinkt. Dann hat sie sich wieder auf dem Klavierbock vor dem Steinway niedergelassen und wieder fahren ihre Finger wie liebkosend und suchend über die Tasten. Ein altes Lied, das englische Volkslied: Long, long ago. Da steht Adolf in Wirklichkeit hinter ihr.

Er ist ein Mann von sechsunddreißig, in der Fülle seiner blonden Kraft, anders als der Major, so ganz anders als der, der ihre geworden nach dem Willen des verschulde-

ten Vaters droben in Ostpreußen auf Falkenstein, eine halbe Stunde von der russischen Grenze.

Eine Fülle nur halbgeschorenen, blonden, auch nicht an den Schläfen angegrauten Haares ziert Adolfs hohe Stirn. Wellig und weich ist dieses Haar. Melanie weiß das. Sie hat einst in seligen Stunden des Abschieds und des tiefsten Schmerzes tröstend über dieses Haar gestrichen. Zwei freundliche, blaue Augen, deren Farbe an Frühlingsveilchen gemahnen, sprechen aus diesem lieben Gesichte. Sie reden eine andere Sprache als die kalten, wasserblauen des Majors, vor deren prüfenden Blicken sie sich immer im Stillen gefürchtet hat. Und die schmale, aristokratische Hand mit den schlanken Fingern, die einer Lady zur Zierde gereichen könnten, ruhen auf der schwarzen Ebenholzplatte des Flügels, während seine Augen fragend die ihren suchen und sein Mund den Text des englischen Liedes zu wiederholen scheint: Long, long ago!

Überhaupt, Adolf hat etwas Englisches an sich, obwohl er preußischer Offizier ist.

Lächelnd stellt Melanie heute diese schon so oft erkannte Tatsache fest, heute, da alles Englische von Gottes und Rechts wegen als ihr Todfeind gelten sollte.

Sie stellt es fest und lächelt dabei.

Richtig, es fällt ihr ein, Adolf hatte es ja selbst gesagt, daß seine Mutter englischer Herkunft war, wie die Mutter dessen, der diese Mobilisation befohlen hat.

Die hohe und schlanke Gestalt des Offiziers beugt sich zu ihr nieder. Er erfaßt ihre Hand und führt sie feierlich an seine Lippen.

Wollen Sie mir ein Plauderstündchen gewähren, gnädige Frau? Ein letztes Plauderstündchen, ehe —

Ehe Sie ins Feld ziehen, Herr Adolf.

Er lächelt.

Ach nein, ehe der Herr Gemahl kommt, gnädige Frau.

Aber, das ist doch gewiß, Herr Adolf!

Er deutet mit dieser schlanken und aristokratischen Hand nach einem der Sessel, die in zwangloser Unordnung um den Bouletisch in der Mitte des Salons stehen. Sie hat diesen Tisch einst in Paris als Andenken an die große Zeit französischer Herrlichkeit gekauft.

Sie folgt seinem Winke. Fast hat es den Anschein, als übe die Bewegung dieser Hand so etwas wie eine suggestive Gewalt auf Melanie aus.

Setzen wir uns, gnädige Frau!

Ja, setzen wir uns!

Eine Weile herrscht peinliche Stille.

Die Uhr auf dem Marmorkamin, deren Frauengestalt das entfliehende Glück auf einer rollenden Weltenkugel darstellt, holt zum Schlage aus. Drei helle, klare, silberne Töne. Dreiviertel auf acht.

Noch fünfzehn Minuten, kommt es da von seinen Lippen.

Und sie wiederholt resigniert, fast gottergeben:

Jawohl, noch fünfzehn Minuten!

Berkersburg ist gewöhnlich sehr pünktlich, sagt er dann.

Ja, er ist die Pünktlichkeit selbst.

Sie haben mir niemals gesagt, Melanie, warum es eigentlich so kommen mußte, stößt Adolf jetzt endlich hervor. Ich habe Sie auch nie danach gefragt, Melanie. Aber bald wird es Zeit, daß ich Sie danach frage. Das Regiment rückt morgen früh um fünf Uhr dreißig ins Feld.

Schon um fünf Uhr dreißig?

So sagt der Regimentsbefehl, der vor einer halben Stunde herausgekommen ist.

So . . .

Ja, Melanie, wir haben nicht mehr allzuviel Zeit.

Ein Zittern geht durch die Stimme Adolfs, ein Wehes durchzuckt diese Stimme. Es ist wie der Ton einer zerrissenen Saite, die über dem Boden einer Meistergeige springt.

Es war Musik, Harmonie, Melanie — und nun doch — als ob die eine Saite da drinnen plötzlich gesprungen wäre.

Er legt die Hand auf die Brust und schaut Melanie eine Minute lang schmerzüberwältigt an.

Sie senkt das stahlgraue Auge unter seinem traurig fragenden Blicke.

Warum es so kommen mußte, fragt er noch einmal.

Und sie ganz leise, mit unter Tränen brechender Stimme:

Sie meinen, damals auf Falkenstein, als Sie bei meinem Vater im Quartier lagen?

Das meine ich, Melanie!

Während des Manövers?

Ganz richtig, während des Manövers! An jenem Herbstabend im Parke, Melanie, an dem Schwanenweiher, wohin Sie mich bestellt hatten in der Stunde des Sonnenuntergangs, um mir die Wahrheit zu sagen, die Sie mir bis heute vorenthalten haben, Melanie, auf die ich aber heute vor dem Tage des ewigen Abschieds ein Anrecht zu haben glaube.

Des ewigen Abschieds, mein Freund?

Sie haben mich richtig verstanden, meine Freundin, ich kehre nicht wieder.

Adolf!

Nein, ich kehre nicht wieder... und darum will, muß ich die Wahrheit wissen, darum mußte ich noch einmal kommen. Berkersburg ist die Pünktlichkeit selbst, Sie sagten es vorhin. Wir haben also noch knapp zehn Minuten für uns, Melanie. Also an jenem Abend an dem Schwanenweiher auf Falkenstein in dem Parke Ihres Vaters. Sie sagten das Lied...

Welches Lied, Adolf?

Das Lied von Heine:

Es ist so kühl, so dunkel,
Verweht sind Blatt und Blüt',
Der Stern ist knisternd zerstoben,
Verklungen das Schwanenlied!

Das sagten Sie damals, Melanie, und dann ...

Und dann?

Und dann: es ist aus für immer, fragen Sie mich nicht nach den Gründen, aber es ist aus für immer, das sagten Sie schluchzend, und dann erhoben Sie sich, rannten durch den Park, daß ich Ihnen kaum zu folgen vermochte auf die Terrasse zu den andern, die lachten und Bowle tranken. Was war der Grund?

Fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich auch heute nicht, Adolf! Sie quälen mich, und ich ... ich schäme mich so.

Ich gehe in den Tod, Melanie, heute habe ich ein Recht auf diese Frage!

Sie wissen nicht, ob Sie in den Tod gehen, mein Freund! Zehn- und Hunderttausende ziehen mit Ihnen die gleiche Straße. Sie ziehen nicht alle in den Tod, Zehn- und Hunderttausende kehren glücklich und als Sieger in die Heimat wieder.

Aber nicht ich, nicht glücklich und nicht als Sieger! Damals verlor ich das Glück, damals ward ich besiegt, Melanie, da Sie Berkersburg Ihr Jawort gaben, damals, damals! Und aus diesem Grund kann ich nimmer als Sieger wiederkehren, aus diesem Grunde nimmer, Melanie! Warum taten Sie das? Sie schulden mir Rechenschaft, heute, wenn je, meine Freundin, schulden Sie mir solche, denn ich ziehe in den Tod!

Fassungslos starrt sie ihn an.

Seine leuchtenden Augen sind fragend und voll unendlicher Liebe auf ihr tiefbleiches Gesicht gerichtet, dessen Züge das sanfte Licht der elektrischen Krone mild überflutet,

während seine Lippen nervös eine Melodie vor sich hin pfeifen. Es ist das Reiterlied von Wilhelm Hauff.

Der Text des Liedes schwebt wie auf den Fittichen des Todes durch ihren gequälten Kopf:

Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Da rafft sie sich empor.

Ich will Ihnen alles sagen, Adolf!

Das ist lieb und gut von Ihnen, Melanie! Kann ich ohne Groll vom grünen Rhein und aus dem Leben scheiden?

Das können Sie, mein Freund!

Nun?

Ich mußte so handeln, wie ich gehandelt habe, Herr Adolf.

Ich verstehe Sie nicht!

Mein Vater wäre verloren gewesen, wenn ich Herrn von Berkersburg einen Korb gegeben hätte. Das ist alles!

Das ist alles?

Ja, das ist alles!

Erklären Sie mir!

Die Gläubiger saßen meinem Vater im Nacken. Ich war in dem Zimmer meines Vaters, ehe ich Sie an den Schwanenweiher bat. Und ...

Und?

Und der Revolver lag auf dem Schreibtisch meines Vaters. Die Wechsel waren wieder einmal fällig, die Niemand einlösen konnte, als Herr von Berkersburg, um diesen Preis, ich konnte nicht anders!

Ist das wahr?

So wahr mir Gott im Himmel einmal helfe, mein Freund! Das konnt' ich nicht, dieses Opfer war zu groß, ich liebte auch meinen Vater! Zürnen Sie mir darum?

Ich habe Ihnen nie gezürnt, Melanie!

Nun wissen Sie alles!

Bei diesem Geständnis Melanies geht ein konvulsivisches Zucken durch die hohe Gestalt des Offiziers. Dann liegt er zu ihren Füßen und vergräbt das blonde Haupt in ihrem Schoße. Und sie fährt wieder wie damals, wie jenes einzige Mal, durch sein reiches, dunkelblondes Haar mit zitternden Fingern und vergißt ganz, wer und wo sie ist. Sie glaubt sich im väterlichen Parke, am Rande des Schwanenweihers an einem Abend des Herbstes, da die Herren auf Falkenstein im Quartier lagen und da man auf der Terrasse die Pfirsichbowle trank.

Und plötzlich nimmt sie seinen Kopf in beide Hände und berührt seine Lippen in einem langen und heißen Kusse.

Dann fahren die beiden rasch wie zwei ertappte Sünder auseinander. Die Uhr auf dem Kamin holt zum Schlage aus. Acht harte Töne. Der Major tritt über die Schwelle. Er wirft einen Blick auf die beiden und sagt kein weiteres Wort. Dann geht er wieder nach der Tür und ruft:

Frau Hof!

Die Stimme der Alten dringt aus der Küche herauf:

Herr Major!

Es ist acht, ich pflege pünktlich zu sein. Ist das Essen bereit?

Sofort, Herr Major!

Stellen Sie Wein kalt!

Mosel?

Jawohl, Mosel, Elfer. Vier Flaschen. Ich sterbe vor Durst.

Schön, Herr Major!

Berkersburg deutet mit einer herrischen Bewegung nach der Tür des Speisezimmers und die Beiden folgen seinem Winke, als sei der ein Befehl.

VI.

Melanie stellt die Rosen aus dem Vorgarten Adolfs auf die zum letztenmal im Heim des Majors gedeckte Tafel und Frau Hof serviert die Lammkeule.

Ein dankbarer Blick aus den klaren Augen des Hauptmanns trifft die Herrin des Hauses. Der Major hat diesen Blick wohl bemerkt. Nichts ist ihm entgangen, nichts entgeht ihm, auch nicht die Szene im Salon, deren Zeuge er vorhin durch seine sprichwörtliche Pünktlichkeit werden mußte.

Aber er läßt sich nichts merken. Er zerlegt die Keule sachgemäß, wie er das immer bei Tische zu tun pflegt, die blendendweiße Serviette in dem Kragen seines Waffenrockes. Melanie und Adolf glauben ihn ganz dieser Beschäftigung hingegeben, aber dennoch schielt er verstohlen zu den Beiden hinüber. Die lange, mühsam zurückgebannte Eifersucht beginnt an seinem Herzen zu nagen. Heute am letzten Abend, heute, da der Tag der Abrechnung endlich anbrechen wird. Nicht nur zwischen den Völkern Europas, so denkt der Major.

Während er noch das blutigrote Fleisch — so liebt er es und so muß es Frau Hof auf den Tisch bringen — von dem Knochen löst, nagen seine Zähne nervös an der Unterlippe, beißt er die Haare seines Schnauzbartes und brütet im Stillen vor sich hin.

Endlich nimmt er die Fleischplatte und sagt:

Darf ich dich bitten, Melanie, unserem lieben Gaste zuerst zu reichen.

Melanie kann es nicht entgehen, welch' seltsame Betonung der Major dem Worte „lieben" gibt.

Seine Augen funkeln. Es hat den Anschein, als würge ihn etwas in der Kehle, was er jetzt mit dem ersten, in einem einzigen Zuge geleerten Glase Mosel hinunterspült.

Trink, Adolf, trink, lieber Freund, kommt es nun von seinen Lippen, während er dem Gast den Kelch bis zum Rande vollgießt.

Ich danke, Berkersburg, das Glas läuft ja über.

Wie so manches, brummt der Gebieter des Hauses. Dann erhebt er den wiedergefüllten Kelch, um mit Adolf anzustoßen. Die Gläser der beiden Männer klirren hart aneinander und Melanie muß an das Klirren der Schwerter denken, die nun gezogen werden, die nach dem Befehl Seiner Majestät schon gezogen sind, die nicht mehr zurück in die Scheide dürfen, bis der Vernichtungskampf zu Ende ist.

Der Vernichtungskampf!

Melanie überläuft es eiskalt bei diesem Gedanken.

Sie denkt wieder an Paris, an die Place de la Concorde, die Champs Elysées, den Tuileriengarten, an Paris im Frühling, wo sie einst so glücklich gewesen ist, und ... an französische Capriolen!

Na, schmeckt es, Adolf!

Brillant, Berkersburg!

Man vernimmt nichts mehr als das Klirren der Messer und Gabeln. Der Major speist trotz allem mit gutem Appetit. Melanie vermag kaum einen Bissen zu schlucken und Adolf zwingt sich zu Haltung und gutem Humor.

Melanie ist ganz nervöse Unruhe. Alles irritiert sie heute. Wie der Major wieder schmatzt, doch das tut er ja immer, wenn es Lammkeule gibt, trotz aller mühsam angenommenen Erziehung, die doch bei ihm nur ein äußerliches Ding ist wie ein neuer Shlips oder ein paar Glacé-

handschuhe, die er jeden Augenblick wechseln oder auch wegwerfen kann!

Erziehung, denkt sie. Und dabei muß sie lächeln. Was verstand er wohl unter Erziehung? Ein angelerntes Ding, ein Firnis. Ob der stand halten wird in den Tagen und Wochen und Monden dieser Prüfung, denkt die junge Frau.

Erziehung! Die hatten sie ja wohl alle, alle diese Menschen, in deren Gesellschaftsschicht sie nun einmal groß geworden ist! Sie selbst und Adolf und der Vater, der einst mit Anstand aus der Welt gehen wollte, nachdem Falkenstein überschuldet war, wenn sie sich nicht verkauft hätte! Die hatten der Major und all' die Herren, die ihr hier in der Garnison und im fernen Ostpreußen bei Wirballen an der russischen Grenze und in Berlin unter die Augen getreten waren. Erziehung, aber sonst nichts! Haltung, mit Anstand sich in das Unvermeidliche fügen, das war deren Weisheit letzter Schluß, das barg dieses schöne Wort Erziehung in seinem Schoße. Das, das.

Und sie suchte — Natur!

Da mochte sie lange suchen.

Sie fährt aus ihren Gedanken empor, denn der Major gießt nun auch ihr das Glas voll.

Ich danke, aber ich trinke nichts!

Der Major lächelt.

Du trinkst nichts? Das bin ich an dir gewöhnt! Warum trinkst du nichts? Um mir die Laune zu verderben, trinkst du nichts!

Sie hat keine Lust, heute am letzten Abend in seinem Heim auf seine Vorwürfe einzugehen. Deshalb nimmt sie die Hand vom Glase und sagt einfach: Nun, wenn du meinst, dann schenke in Gottesnamen ein!

Freilich meine ich das, meine Beste, erwidert der Major. Wie sollte ich das heute nicht meinen, mein Kind? Wir müssen doch am letzten Abend miteinander anstoßen, du, Adolf und ich, auf den Sieg, an dem niemand zweifelt, auf

fröhliche Wiederkehr, meine Lieben, auf weiteres glückliches Zusammenleben zu dreien.

Die Worte sprudeln nur so aus dem Munde des Majors.

Sollt' ich meinen, sollt' ich meinen, fügt er rasch hinzu. Es wird ein Reiterstückchen, dieser ganze Krieg, ein Husarenstreich, sonst nichts, nicht wahr, Adolf?

Und gequält kommt es aus dem Munde des Hauptmanns: Gewiß, es wird ein Reiterstückchen, ein Husarenstreich, dieser ganze Krieg. Das ist auch meine Meinung.

Stoßen wir also miteinander an auf den Sieg, an dem wir nicht zweifeln, auf eine fröhliche Heimkehr, auf ein weiteres glückliches Zusammenleben zu dreien!

Prost, prost, alter Kamerad!

Die Gläser in den Händen der dreien schweben über dem Tisch. Melanies Hand zittert, wie ihr Glas klirrend das des Gemahls trifft. Ein leiser Schrei kommt aus ihrem Munde.

Das Glas ist ihren Fingern entglitten, der Kelch ist zerbrochen, der goldene Saft ergießt sich über das blendend weiße Tischtuch.

Scherben, sagt der Major lakonisch, also doch Scherben!

Melanie klingelt nach Frau Hof, daß sie die Glassplitter wegnehmen soll.

Adolf versucht zu scherzen.

Er behauptet, daß Scherben in einem solchen Augenblick Glück bedeuten, aber der Scherz will nicht so recht von seinen Lippen. Zugleich mit den Scherben entfernt Frau Hof die abgegessenen Teller und stellt neue auf den Tisch.

Gibt es denn noch einen Gang, fragt der Major.

Hühner, erwidert Melanie mit fester Stimme.

Der Major lächelt. Es fällt ihm ein, daß Hühner das Leibgericht Adolfs sind, genau wie das seine die Lammkeule.

Darum sagt er mit einem ironischen Tonfall:

Du hast also dafür gesorgt, Kind, daß keiner von uns beiden zu kurz kommt.

Und Melanie antwortet einfach: Ja!

Und während sie die Hühner zerlegt — er macht sich nichts aus diesen Tieren mit den vielen Knochen und zieht deshalb ein kräftiges und blutiges Stück Fleisch vor, ein gewachsenes, wie er sich auszudrücken pflegt — wendet er sich an Adolf und fragt scheinbar ganz unvermittelt:

Du kennst doch die Ballade von dem Kastellan von Coucy, alter Freund?

Wie sollte ich nicht?

Dann lass' dir von meiner Frau das Herz auflegen, mein Freund, Hühner haben auch Herzen, so gut wie Tauben und andere derartige Geschöpfe. Oder, am Ende hast du keine Lust, in dieser Stunde melancholisch zu werden. Denn nich, na denn nich!

Adolf erwidert nichts, er macht nur den Versuch, einen vielsagenden Blick mit Melanie zu wechseln, aber das gelingt ihm nicht, denn die senkt den Kopf unter den forschenden Augen des Gemahls wie in tiefer Scham. Sie schämt sich, nicht um ihret-, nein, nur um seinetwillen und in gezwungener Unterhaltung nimmt die Mahlzeit der drei ihren Fortgang.

Wie Frau Hof die herrlichen Aprikosen aufträgt, kann sich der Major aufs neue einer Anzüglichkeit nicht enthalten. Gezwungen vergleicht er die Früchte ganz unangebracht mit reifen Äpfeln, obwohl sie mit solchen doch nicht die geringste Ähnlichkeit haben.

Er nimmt eine der Früchte von der kristallenen Schale und gibt sie Melanie.

Ich danke dir, flüstert sie leise. Sie ist an eine Galanterie von seiner Seite schon lange nicht mehr gewöhnt, sondern wittert gleich und mit Recht etwas anderes dahinter.

Du bist ja so literarisch gebildet, Melanie, sagt er spitz, und ein lauernder Blick begleitet seine Worte.

Für den Hausgebrauch erwidert sie in gereiztem Tone, und kann nicht umhin, hinzuzufügen:

Und außerdem wüßte ich nicht, wann es mir in deinem Hause an literarischer Bildung gemangelt haben sollte.

Ich auch nicht, ich weiß in der Tat auch nicht, mein Kind. Mir fiel eben nur gerade ein, daß die letzte Ursache des trojanischen Krieges ein Apfel in der Hand einer schönen Frau gewesen sein soll. Du erinnerst mich an diese Erzählung der griechischen Heldensage, Melanie, wenn ich dich so betrachte!

So — ich danke...

Melanie erhebt sich. Sie klingelt nach dem Kaffee. Das letzte Abendessen mit dem Freunde hat sie sich anders gedacht.

Wie das aromatische Getränk in den Mokkatassen dampft, nimmt der Major das Gespräch wieder auf.

Bist Du denn mit allem fertig geworden, Kind, es gab gewiß viel zu tun?

Und sie antwortet:

Ich — ich bin jetzt mit allem fertig!

So —

Eine lange Pause entsteht.

Adolf hat seinen Kaffee rasch ausgetrunken. Er schmaucht jetzt an einer Havanna, die ihm der Major offeriert hat, und sinnt leise vor sich hin.

Plötzlich bemerkt der Major zu ihm:

Es hat dir bei uns gemundet, Freund?

Das will ich meinen, erwidert er, obwohl er kaum einen Bissen zu schlucken vermocht hat. Ein solch solennes Souper werden wir wohl aller Voraussicht nach so bald nicht wieder haben, so gut auch unsere Feldküchen nach den Erfahrungen in den Manövern sich auf ihr Metier verstehen.

Der Major lächelt mitleidig.

Auf einmal scheint eine grausame Lust über ihn zu kommen und wieder funkeln seine Augen, indem er sagt:

Na, auf den französischen Schlössern soll es sich ja auch leben lassen, mein Freund, zumal wenn ihre Keller voll Champagner sind.

Dann erhebt er sich rasch und sagt:

Ihr entschuldigt doch. Aber ich muß noch einmal in die Kaserne.

VII.

Der Vollmond steht über dem Rhein. Von Mainz nach Bieberich baut er silberne Brücken. Die murmelnden Wellen des Stromes singen ein Lied, das Melanie schon so oft gehört zu haben glaubt. Sie hört es auch jetzt wieder, da sie an Adolfs Seite hinaus auf die Altane tritt. Aber es ist so anders, als das Lied, das heute in den Lüften liegt, das heute durch ganz Deutschland zieht von dem Rhein bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt! Melanie von Berkersburg hört ein anderes Lied.

Was sie sonst immer so ängstlich vermieden hat, ist ihr in dieser herrlichen Sommernacht einerlei. Es berührt sie weiter nicht, daß sie der Major einfach mit dem scheidenden Freunde allein läßt. Im Gegenteil, sie ist froh und glücklich darüber. Die Angst schwindet, die Angst vor dem Gemahl und die vor sich selber, denn diese furchtbare Zeit prägt in einer einzigen Stunde neue Werte, Ewigkeitswerte, so will es Melanie bedünken, da sie jetzt die Hand des Freundes ergreift und zusammen mit diesem an die Brüstung tritt.

Aus der Richtung von Bingen tönt es den beiden entgegen:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.

Und fester drückt sie die Hand des Freundes, die sie immer noch in der ihren hält.

Nein, sie fürchtet sich nicht. In dieser Stunde nicht! Nicht einmal, wenn der Major jetzt auf die Veranda träte und sie wieder überraschte, wie er sie doch vorhin im Salon überrascht hat. Auch nicht vor Frau Hof fürchtet sie sich, obwohl sie doch weiß, daß diese Frau sie auf Schritt und Tritt beobachtet, und daß die ihrem Major alles hinterbringt. Wozu auch sich fürchten in einer Stunde, da man weiß, daß Zehn-, daß Hunderttausende sterben werden, deren Namen man nach wenigen Stunden schon nicht mehr nennt.

Sterben! Sterben! Überhaupt, was bedeutete denn heute das kleine Wörtchen sterben? Das Wörtchen, vor dem ihr einst, da sie noch ein törichtes Kind und ein furchtsames Weib gewesen, im Innersten gegraut. Was bedeutete wohl heute das kleine Wörtchen sterben?

Sie sieht Listen vor sich mit hunderten, mit tausenden gedruckter, ihr völlig fremder und gleichgiltiger Namen. Sie sieht die Blätter vollgepfropft mit Todesanzeigen, die alle mit einem Eisernen Kreuze geziert sind. Weite Felder breiten sich vor ihren stahlgrauen Augen, die sie jetzt in seliger Berührung mit der Hand des Freundes schließt. Das sind Felder mit Kreuzen, Kreuz bei Kreuz, Heldengrab bei Heldengrab, und jedes dieser tausende von Gräbern birgt ein Menschenschicksal voll Freud' und Leid, voll Lieb' und Haß, voll Freundschaft und voll Hoffen, jedes, jedes — die Gräber der Tausende, die kein Mund mehr nennen wird... Und wären's immer Gräber...

Melanie schaudert.

Was ist Ihnen, fragt da der Freund besorgt an ihrer Seite.

Nichts, nichts, mein Freund, ich denke, ich denke, ach ich denke, daß ich am Ende allein all' das Schreckliche denken muß, während die Welt ein Taumel erfaßt hat!

Sie allein und welches Schreckliche?

Es will mir das manchmal so scheinen, mein Freund, in diesen entsetzlichen Stunden, die ich hinter mir habe, in all' den entsetzlichen, die ich sicher noch durchleben muß.

Was will Ihnen so scheinen, Melanie?

Daß ich etwas von der Kassandra in mir trage, mein Freund!

Wie meinen Sie das?

Wissend, schauend, unverwandt muß ich mein Geschick vollenden, sagt sie jetzt.

Ich verstehe Sie nicht!

Sie sind doch Musiker!

Der bin ich leider nicht.

Aber Sie wollten es doch werden.

Das allerdings!

Und wenn Sie das wollten, dann haben Sie doch Phantasie, dann müssen Sie doch Phantasie haben!

Das sollte man meinen.

Und mir will es vorkommen, als ob all' diese Menschen, die Tausende und die Hunderttausende, heute den letzten Rest von Phantasie verloren hätten. Können Sie sich denn das nicht vorstellen, mein Freund?

Was denn, Melanie? Ich fürchte im Ernste, Sie sind krank.

Das fürchte ich auch oder doch wenigstens, daß ich es werden könnte. Mit etwas, mit nur ein ganz wenig Phantasie, sehen Sie es denn nicht?

Was denn, Melanie?

Hinter uns, hinter den Bergen, mein Freund! Hinter den Bergen, die uns von Frankreich trennen, das Entsetzliche!

Was meinen Sie?

Das Massengrab, in das sie all' das schaufeln werden zu Hunderten und zu Tausenden, all' das umsonst geschaffene Elend, all' das, o, es ist zu gräßlich, mein Freund!

Aber so beruhigen Sie sich doch.

Das will ich ja auch. Und ich bin es ja auch, ich bin ja schon wieder beruhigt. Ihr seid es ja nicht, Ihr, Ihr alle, die Ihr dahinschreitet, Blumen in Euren Händen, über den weichen und blühenden Teppich dieser schönen Erde, als ob es zu einem Hochzeitsfeste ginge, mein Freund!

Zärtlich blickt er ihr jetzt in die stahlgrauen Augen.

Geht es das denn nicht, meine Freundin, mir wenigstens ist das so, seitdem Sie mir das vorhin gesagt haben, seitdem Sie mir die selige Gewißheit gaben, seitdem mein armer Kopf in ihrem Schoße geruht hat.

Wirklich, mein Freund?

Wahr und wahrhaftig!

So ist es dennoch so!

Was ist dennoch so?

Daß diese große Stunde wirklich neue Werte schafft, meine Freundin. Ihr Mann, an dem ich Jahre trug wie an einer Zentnerlast, ist von mir abgefallen in dieser Stunde. Meine Ketten haben sich gelöst. Ich fühle sie nicht mehr, seitdem Sie mir jenes sagten, daß er sie kaufte und daß Sie niemals sein Besitz sein konnten, denn was man kauft, das besitzt man nicht, meine Freundin, nur das eine besitzt man!

Welches Eine, mein Freund?

Was man sich erkämpfen muß, wie den Sieg, Melanie den Sieg, auf den wir alle heute hoffen!

Ja, den Sieg, mein Freund, den Sieg!

Leuchtenden Auges blickt sie ihn an.

Wie mich das eine Wort aus Ihrem Munde glücklich und selig macht, der Sieg, der Sieg. Daß Sie dieses Wort gefunden haben, ohne daß ich es sagen mußte, der Sieg!

Sie hat seine Hand losgelassen. Nun steht sie im Rahmen der klematisumwucherten Veranda im Scheine des Mondes, der silbern ihre ganze Gestalt umflutet und breitet beide Arme aus über den Rhein.

Wissen Sie, was ich jetzt im Geiste sehe, mein Freund?

Was sehen Sie, Melanie?

Den Einzug der Sieger und nicht mehr die Gräber und ich sehe Sie reiten auf schneeweißem Rosse, den Lorbeer in den Händen, den blutgetränkten Lorbeer, und dennoch ist dieser Lorbeer so schön!

Sie hat in diesem Augenblick etwas Somnambules an sich, so daß er in der Tat vor ihr erschrickt. So hat er sie noch nie in seinem Leben gesehen, hätte sie auch nie einer solchen Ekstase für fähig gehalten, obwohl er doch ganz genau weiß, wie jeder Nerv ihres Wesens nachzittert unter den Tönen, den ihre Finger den Saiten des kostbaren Flügels drinnen im Salon entlocken.

Sie mit sanfter Hand zurückzuführen in die Wirklichkeit sagt er jetzt:

Es weht ein kühler Wind vom Rheine her, meine Freundin. Wollen wir nicht lieber in das Zimmer gehen, Sie frieren!

Ich empfinde das nicht! Aber, wenn Sie wollen, wenn Sie es für besser halten, dann gehen wir in das Zimmer!

Als sei sie wirklich ein großes Kind, wie der Major sie immer nennt, nimmt er sie an der Hand und sie folgt ihm willenlos wie ein solches.

In der Helle des Salons starrt sie ihn entgeistert an.

Er betrachtet sie völlig fassungslos.

Da stürzt sie nach dem Schreibtisch, öffnet eine Schublade, aus der sie vorhin die jetzt zu einem Häuflein Asche verbrannten Briefe genommen hat, und holt aus dieser einen Gegenstand, über den er sich zuerst keine Rechenschaft zu geben vermag, weil er ihn in seiner grenzenlosen Verwirrung gar nicht betrachtet.

Nehmen Sie, nehmen Sie, stammeln jetzt ihre Lippen, bitte, bitte, nehmen Sie. Was ich damals für Sie machen ließ und was ich Ihnen damals nicht mehr geben durfte, für Sie, mein Freund, damals!

Und jetzt erkennt er das Bild, nach dem er sich immer sehnte, um das er sie damals in einem seiner Briefe bat, das Bild von damals! Ja, so war sie in jenen Tagen, ehe sich der leise Schein untilgbarer Schwermut auf ihre schöne weiße Stirn gesenkt, so war sie ihm damals erschienen, zuerst in Berlin und dann in dem herbstgefärbten Parke von Falkenstein. So war sie damals!

Er führt das Bild an seine Lippen und steckt es in die Innentasche seines Waffenrockes.

Heute durfte, heute mußte ich es Ihnen geben, mein Freund, heute, heute, es könnte ein Talisman werden, daß Sie als Sieger kehren, das könnte es werden — ein Schutz, meinen Sie nicht auch?

Mit diesen Worten wirft sie sich in einem seligen Aufschluchzen in seine Arme und birgt den Kopf an seiner Brust.

Ein Schutz, ein Schutz, wiederholt sie noch einmal, heute, heute, mein Freund, wo alle Maße versagen, wo alle aufs Neue gewogen und zu leicht befunden werden, heute, heute!

Und er voll tiefen Ernstes, in heiliger Überzeugung: Ja, das könnte es werden, meine Freundin!

Da klingt aus der nahe gelegenen Kaserne ein schmetterndes Trompetensignal an das Ohr der Beiden.

Sie fährt zusammen.

Was ist das?

Reveille, sagt er ernst.

Reveille, des Abends gegen elf?

Die Leute haben ein paar Stunden des Nachmittags geschlafen, sagt er jetzt, nun weckt man sie; die Nacht gilt der Vorbereitung. Um fünf Uhr dreißig fährt der Zug.

Nun weckt man sie — zum letztenmale weckt man sie — wiederholt sie seine Worte. Reveille, mein Freund!

Sie mahnt auch mich. Reveille!

Zum letzten Morgen. Um fünf Uhr dreißig fährt der Zug.

Eben will er sie noch einmal in seine Arme schließen, da tritt Frau Hof wie ein Schatten in das Zimmer.

Was wollen Sie, Frau Hof, fragt Melanie gereizt.

Und die mit ihrem süßesten Lächeln: Die gnädige Frau entschuldigen, wenn ich störe, aber das Haus wird um elf geschlossen und der Herr Hauptmann haben, so viel mir bekannt ist, keinen Schlüssel.

Brennend heiß steigt es bei diesen Worten der Unverfrorenen in Melanies Gesicht empor.

Wie sie das vorbringt, diese Unverschämte: so viel mir bekannt ist, und wie sie dabei lächelt.

Doch heute ist das ja einerlei, morgen sind sie alle, alle in die vier Winde zerstreut, die und sie selber und der Freund und der Major.

Adolf sagt in eisiger Ruhe:

Ich danke Ihnen, Frau Hof, es wäre mir in der Tat peinlich, wenn das Haus schon geschlossen wäre und ich Sie bemühen müßte!

Der Herr Major hat Befehl erteilt, das Haus punkt elf zu verschließen, entschuldigt sich die jetzt.

Adolf achtet nicht weiter auf ihre Worte. Er wendet sich noch einmal an Melanie und mit einer förmlichen Verbeugung, die Haken zusammennehmend, als gälte es den Abschied von einer Abendgesellschaft, sagt er:

Leben Sie wohl, meine Gnädigste!

VIII.

Als gälte es schon Feste zu feiern, flattern Fahnen aus allen Fenstern, als sei der Sieg schon errungen, setzen die Glocken des Doms und der anderen Kirchen mit ehernen Stimmen ein. Und doch ist es erst ein Auszug!

Melanie ist verwirrt. Die ganze Nacht, seitdem Adolf von ihr gegangen, kam kein Schlaf auf ihre Lider. Ruhelos hat sie sich in den Kissen gewälzt, den Morgen erwartend, der nimmer kommen wollte und den sie doch fürchtete. Den qualvollen Morgen! Und nun ist er da.

Schon lange teilt sie nicht mehr das Schlafgemach mit dem Major. Das war nur im ersten Jahre ihrer Ehe der Fall, da ihn noch so etwas wie sinnliche Lust an sie band. Jetzt ist das anders geworden. Sie erinnert sich kaum mehr an eine Berührung mit ihm. Sie war eine Laune in seinem Leben, sonst nichts, ein Sport, den er sich leisten konnte und von dem er längst genug zu haben schien. Ein Sport wie jeder andere, der Sport eines Mannes, der seine Liebhabereien bezahlen kann. Du reste, was war es denn auch anderes, wenn sie an den Revolver auf dem Schreibtisch ihres Vaters und an die fälligen Wechsel dachte!

Und endlich kam der Tag! Drüben auf der rechten Seite des Rheines erhob sich der Sonnenball aus einem Meere von Nebel und Dunst. Er sandte seine Strahlen fragend, forschend, suchend in ihr einsames Schlafgemach, er mahnte, daß die Stunde des Abschieds nunmehr auch für sie geschlagen hatte. Sie denkt, daß dieser Tag noch sie selbst entführen wird, zuerst nach Berlin und dann nach Falkenstein in der Nähe von Wirballen dicht an der russischen Grenze.

Wie ein dichter Schleier aus Blut hat heute Morgen im Glanze des aufsteigenden Sonnenballs das Meer aus Dunst und Nebel unter den erglühenden Strahlen über dem Rhein und den Gauen Deutschlands gelegen, als Melanie fröstelnd im Nachtgewande an dem Fenster ihres Zimmers stand.

Seltsam war dieser Himmel im Osten über Deutschland, merkwürdig diese Wolkenbildung unter dem Einfluß des aufsteigenden Tagesgestirns, die aussah wie ein blutiges Fanal.

Der Major ist gegangen. Kurz und gemessen wie immer war auch heute sein Abschied gewesen, nicht anders,

wie an jedem Tage, wenn er den Rappen bestieg und in die Kaserne ritt. Der Sendomir, den er mit Vorliebe reitet, ist pechschwarz. Schwarz wie seine Seele, wie oft hat Melanie das gedacht.

Gehab dich wohl, mein Kind, und halte dich gut, so hat er heute Morgen beim letzten Abschied gesagt. Und ihr war es gewesen, als stehe sie an einem Abgrund, als versänke eine Welt unter ihren Füßen, und dennoch, als schwebe leise, fast unhörbaren Flügelschlages die goldene Hoffnung auf eine bessere Zukunft schon aus diesem Abgrund empor.

Und so sehr sie sich in diesem Momente zwingt, an Adolf zu denken und nur an ihn, ihre Gedanken fliegen seltsamerweise immer wieder zu dem Major, zu dem Bilde, das sich einst unvergeßlich von ihm in ihr Innerstes eingekrampft hat, da sie ihn zum ersten- und einzigenmale an der Spitze seines Bataillons von einer Übung auf dem Großen Sand in das Manövergelände reiten sah. Es bleibt Melanie ewig unvergeßlich, dieses Bild! Er saß auf dem Sendomir wie immer, das Tier mit der pechschwarzen Farbe und dem slawischen Namen, das sie nicht leiden kann, weil es sein Lieblingspferd ist, das er auch heute wieder reitet. Den Säbel hatte er damals gezückt und, verderbenbringend wollte es ihr erscheinen, starrte sein kaltes, blaues Auge in die Ferne, aus deren Schoße am Morgen damals wie heute ein Nebelmeer aus Dunst und Tränen des Himmels quoll.

So würde sie ihn auch heute wieder sehen, auf dem Rücken des Sendomir, wie zusammengegossen mit seinem Pferde, Reiter und Pferd zusammengewachsen zu einer einzigen, ehernen Gestalt. Denn die Stunde des Auszugs ist nicht mehr fern und sein Regiment, das ja auch das Regiment Adolfs ist, wird den Weg durch die Rheinallee vorbei an ihrem Hause nach dem Bahnhof nehmen. In dem dünnen, mit einem blauen Bande geschmückten Battisthemde, das sie als einziges Kleidungsstück trägt, friert

sie. Sie schauert zusammen, denn der kühle Wind des werdenden Morgens fährt über den Rhein. Sie hat das Fenster, das sie die Nacht über offen gelassen, geschlossen. Da nimmt sie den Vorhang aus purpurfarbenem Damast, der das Fenster umkleidet, und hüllt sich in dessen schwere Falten. Der wallt jetzt wie die Purpurtoga eines römischen Cäsar um ihre schlanke Gestalt.

Trommeln und Pfeifen aus der Ferne. Das Regiment — das Regiment. Die Mägde in der nebenan gelegenen Villa, die sie von dem Fenster aus beobachten kann, recken die Hälse. Blumen flattern aus ihren Händen auf die Straße, die schwarz-weiß-rote Fahne, die auf dem First der Villa weht, bauscht sich, als wolle sie zerreißen vor eitel Glück und Freude.. Das Regiment naht! Ist es ein Sieg, den man heute schon feiert, oder nur ein Auszug in ungewisses Schicksal, denkt Melanie.

Sie ist verwirrt, geistesabwesend, wie aller Gegenwart entrückt, kaum mehr dazu imstande, zu denken, nur den erzgegossenen Major auf dem pechschwarzen Sendomir, den gezückten Säbel in der Hand, schaut das Auge ihre Phantasie.

Und näher und näher kommen die Trommeln und Pfeifen. Das Regiment naht. Brausende Rufe werden drunten auf der Straße laut. Sie tritt näher an das Fenster, stellt den Versuch an, hinab auf die Straße zu blicken, auf den Zehen stehend gelingt ihr das. Und sie sieht die Straße, schwarz von Menschen, die ganze Stadt hat es nicht mehr in den Federn gelassen, da bekannt geworden, daß die Regimenter, ein Strom, der sich ins Frankreich ergießen soll, um diese Stunde ausrücken, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Jungens und Mädels zu Hunderten und Aberhunderten füllen drunten die Straße. Sie blickt hinab auf ein Meer von wogenden Menschenleibern. Es erscheint ihr ein Gigant. Wie der Rhein im Frühling will es ihr scheinen, der mit unbesieglichem Nacken die Decke des Eises hebt und

der dann mit herkulischen Armen die Schollen auf die Mauer des Kais schiebt, damit er voran kann, nur voran! Alles verwüstend, was sich ihm in den Weg stellen will, Gärten und Äcker, Bäume und Häuser, nichts, nichts mehr achtend! So erscheint ihr das, was sie da drunten sieht, in diesem furchtbaren Augenblicke.

Und darüber die leuchtende Sonne, darüber des Domes eherne Stimme und aus den Wogen da drunten rauschend und brandend ein Lied, ein einziges Lied, gesungen von tausend und tausend Kehlen, gesungen von der Männer rauher Stimme, von der Greise versagender Zunge, in des Mädchens glockenhellen Tönen und der Jungen wild aufbrausendem Laut! So trifft dieses Lied Melanies Ohr:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es fest zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!

Und nun kommt das Regiment! In Schritt und Tritt!

Tritt gefaßt durch die Straßen der Stadt! Durch die Rheinallee! Wie auf dem Paradefeld!

Die Trommeln und Pfeifen brechen ab. Das Hohelied von Deutschlands Einigkeit und Größe verhallt. Zinken und Trompeten an seiner Stelle. Die Regimentskapelle setzt ein. Gerade vor Melanies Hause. Eine Aufmerksamkeit des Obersten von Trautmann, der in den Tagen des fernen Friedens so gern mit ihr geplaudert hat. Ein Marsch, ein preußischer Marsch, der in die Beine fährt.

Und sie dort oben in den Purpurfalten des Vorhangs, die wie die Toga eines Cäsar ihren Leib umfluten. Sie beugt sich weit aus dem Fenster und grüßt das Regiment.

Der Oberst an der Spitze erkennt sie. Er senkt den gezückten Säbel und sie lächelt, lächelt wie auf den Kasinobällen, lächelt wie bei den Diners, als ob es heute nicht

den Todesritt gälte. Er reitet die Fuchsstute, die Freya, um die sie ihn immer beneidet, englisches Halbblut, das in der ganzen Garnison seinesgleichen sucht. Ein Tier, das mit zierlichen Füßen in die Schlacht tänzelt, als ob es zur hohen Schule ginge. Und da fällt es ihr ein. Sehen die da drunten nicht alle aus, als ob es zu einem Feste, als ob es zum Tanze ginge. Blumen in den Mündungen ihrer Gewehre, Eichenlaub auf den Helmen, Rosen in der freien Hand! So sehen sie aus. Und alles jubelt bei diesem Auszug, als ginge es in der Tat zu einem Tanze.

Nur sie jubelt nicht.

Sie nimmt die Purpurfalten fester um ihre Gestalt, als ob sie sich in diese verkriechen könnte und grüßt noch einmal: Ave Caesar, imperator, morituri te salutant . . . : zieht es da seltsam feierlich durch ihren Sinn.

Ave Caesar, imperator, ave, ave!

Und drunten zieht es vorbei mit dröhnenden Schritten, so daß der Straße harter Boden hallt. Zug um Zug, Kompagnie um Kompagnie, Bataillon um Bataillon. Und die Kraft scheint auch ihr in dieser Stunde unerschöpflich. Kolonnen, die aus Erz und Eisen gegossen zu sein scheinen, unwiderstehliche, unbesiegliche Kolonnen. So sagt sich Melanie.

Ein Gefühl unsäglicher Größe schwellt in diesem Anblick für einen Moment Melanies Herz. Für einen Moment verhallt der fürchterliche Gruß: Ave Caesar imperator, der Gruß der morituri. Nur das Bewußtsein der Kraft lebt für einen armen Moment auch in ihrem Herzen. Raschen Schrittes eilt sie in das Innere des Zimmers, wo sie Adolfs Rosen in dieser Nacht auf ihre Toilette gestellt hat, und entnimmt dem Strauße eine blutigrote, eine purpurfarbene Lady Rothschild. Jetzt steht sie schon wieder im Rahmen des Fensters, umwallt von den Purpurfalten und harrt des Momentes, da e r an der Spitze seiner achten Kompagnie auf dem schneeweißen Rustan vorüberreiten soll. Sie kennt

seinen Rustan, wie sie die Fuchsstute des Obersten kennt. Es ist ein Pferd mit arabischem Einschlag, das er selbst einmal im Ausland gekauft hat und auf das er sehr stolz ist. Bislang hat sie dieses Tier geliebt, weil es das seine war, nun fürchtet sie es wegen seiner lichten Farbe, von der sie meint, daß sie ihn im Felde dem Feind verraten könne, denn obwohl Frau eines Majors, hat sie ja doch keine Ahnung, wie es in modernen Schlachten herzugehen pflegt. Am Ende haben sie alle jetzt noch keine Ahnung davon, muß sie da denken. Und so schwärmt sie denn trotz allem auch heute noch für diesen Rustan, auf dem er ihr als ihr Siegfried und ihr Schwanenritter in einer Gestalt erscheint, und diesen Anblick erwartend, die blutigrote Rose in der Hand, eingehüllt in die wallenden Purpurfalten, steht sie nun wieder am Fenster.

Suchend gleitet ihr Auge hinab auf die Straße, durch die endlosen Reihen der vorbeimarschierenden Soldaten und späht nach dem Freund. Aber nicht ihn erblickt es. Ihr Auge verschleiert sich vor dem andern auf dem pechschwarzen Sendomir. Ist er da, muß der Freund auch erscheinen, denn die achte Kompagnie gehört ja zu dem Bataillon ihres Mannes, fährt es da blitzschnell durch ihren Kopf. Und deshalb zwingt sie sich dazu, auch den Anblick des Majors in dieser letzten Abschiedsstunde zu ertragen, da die Beiden Seite an Seite hinaus ins Feld gegen den Feind nach Frankreich ziehen. Die zu Fleisch und Blut gewordene Idee der Vernichtung gleitet der Major auf dem pechschwarzen Rosse an ihren Blicken vorüber und des Freundes lichtfarbenes Bild taucht da wie ein Wunder des Himmels im Glanze der strahlenden Morgensonne vor ihr auf.

Plötzlich macht die Kolonne halt. Gerade vor ihrem Hause. Und er senkt den Säbel und blickt zu ihr empor.

Da wirft sie die purpurfarbene Rose in weitem Bogen zum Fenster hinaus.

Das lichtfarbene Pferd scheut, da die Blume zu seinen Füßen nieder in den Schmutz der Straße fällt. Es bäumt sich hoch empor und steht einen Moment auf den Hinterbeinen. Aber er hält es in fester Hand und grüßt mit dem Säbel. Dann nimmt er die Rose mit dessen Spitze auf und trägt sie wie eine blutige Trophäe an seiner Waffe.

Bataillon marsch!

Das Abschiedswort, dieses letzte, das sie hörte, kam aus seinem Munde... Die Riesenkolonne setzt sich wieder in Bewegung. Nach zehn Minuten sind die Letzten ihren Augen entschwunden.

Melanie ist allein.

IX.

Endlos ist die Fahrt vom Rhein nach Berlin in diesen Tagen. Kein Zug kann durch infolge der Militärtransporte, die in Windeseile aus dem Reich nach Westen geworfen werden, um durch Luxemburg und Belgien in Frankreich einzufallen und diesem Paris, sein zuckendes, lebendiges Herz, aus dem Leibe zu reißen. Volle vierundzwanzig Stunden ist Melanie schon unterwegs und sie hat erst Erfurt erreicht. Aber dieser Tag und diese Nacht, da sie langsam dahinfuhr mitten durch die deutschen Gaue, sie haben ihr doch einen Begriff gegeben von Deutschlands Größe und seinem Opfermute, von der unversieglichen Volkskraft, die das weite Reich immer wieder aufs Neue hervorzusprudeln vermag. Es ist unbesieglich dieses Reich! So mußte auch sie nach den Worten des Majors in den qualvollen Stunden dieses Tages und dieser Nacht denken. Auch sie, auch sie!

Unter dem bezwingenden Eindruck dieser Massen, die die fauchenden Eisenbahnzüge unablässig von Osten nach Westen ausspeien, vergißt Melanie für Stunden des Tau-

mels die ruß- und kohlenbestäubten Scharen der belgischen Industriegebiete, vergißt sie die kraft- und saftstrotzende Jugend Frankreichs, die Menschenquellen Englands, die in Indien, Kanada, Australien und Afrika sprudeln, die Steppen Rußlands, des unendlichen, das mit seinen Armen nach dem Stillen Meere greift, die kleinen, schielenden und gelben Gesellen, die die Sundainseln schon auf Fischerbooten umkreisten, ehe noch von einer occidentalen Kultur, geschweige denn von einem Deutschen Reiche, die Rede war. Nein, dieses Reich ist unüberwindlich, denkt auch sie.

An allen Bahnhöfen auf der langen Strecke, in deren Hallen der Zug endlose Zeit hält, das gleiche Bild. Soldaten und immer wieder Soldaten, als ob sich Deutschland wie mit einem Zauberschlage in einer einzigen Nacht in ein Kriegslager gewandelt hätte. Es ist unglaublich, es muß gelingen. Melanies tiefgesunkener Mut gewinnt die Flügel der Morgenröte trotz Adolfs, von dem sie weiß, daß sie ihn nie mehr wieder sehen wird, und trotz des Majors!

Zug um Zug, Militärtransport um Militärtransport in den hohen rußgeschwärzten Hallen. Ein furchtbares Volk in Waffen hat dieses Deutschland ausgespien in einer einzigen Nacht. Schar auf Schar, zu Hunderten und zu Tausenden, zu Zehn- und zu Hunderttausenden sind sie den Fabriken entströmt, den Bergwerken und den Bauplätzen, der Enge der großen Städte und der Weite der lieblichen Dörfer. Vom Pulte des Kaufmanns, vom Katheder des Lehrers, aus den Schulstuben und den Magazinen, aus den Hörsälen der Universitäten, von den Stätten der Kunst, aus dem Palast des Fürsten und dem des Millionärs und aus der Hütte des Bettlers sind sie gekommen, ein nicht endenwollender, ein lebendiger Strom, der sich wie flüssig gewordenes Erz, von Waffen starrend, durch die deutschen Lande von Osten nach Westen und von Westen nach Osten ergießt.

Und wie dort vor ihrem Hause am Rhein jubeln sie auch hier alle, Blumen auf den Helmen, und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, dann rauscht es durch die Hallen:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,
Wer will des Stromes Hüter sein?

Hinter Erfurt dämmert der Tag. Von Müdigkeit ganz überwältigt, ist Melanie endlich im Kupee ein wenig eingeschlafen. Sie weiß nichts mehr von all' dem Großen und Gräßlichen, das sich in dieser Stunde in ihrer nächsten Umgebung und im weiten deutschen Reiche vollzieht. Sie sieht auch nichts von den beiden blutjungen Offizieren, die das Kupee mit ihr teilen, um das Regiment in Berlin, dem sie eben erst zugeteilt worden sind, zu erreichen, das vielleicht schon in ein paar Tagen im Donner der Kanonen vor Lüttich oder Namur steht.

Könnte sie die Beiden sehen, ihr blaues Wunder würde sie an diesen jungen Leuten erleben! Unfaßbar wäre ihr das, was sie hier sehen würde. Aber der Schlaf bannt Melanies Auge in undurchdringliche Nacht.

Die Gesichter der beiden jungen Leute strahlen von heller Freude. Der Taumel hat ihre Seelen erfaßt, der Fanatismus loht aus ihren Blicken.

Wie sie jetzt die Flasche blutigroten Weines entkorken, die die Mutter des einen ihnen noch mit auf den Weg des Todes gegeben und wie sie selbander jetzt aus dem Reisebecher trinken, von dem sie gar nicht zu ahnen scheinen, daß er die Schale für die Reise in die Ewigkeit ist!

Wie sie trinken und lachen und plaudern und sich freuen, wie ihre Augen leuchten und strahlen — wieder als ob es zum Tanze ginge — wenn Melanie das sehen könnte, ihr Mut wüchse in der Tat ins Ungeheure.

Blond ist der eine und braun der andere, und alle Beide sind sie noch nicht zwanzig und haben noch nichts von des Lebens Bitternis erfahren. Reicher Eltern Söhne, die den vollen Beutel in der Tasche das Leben des einzigen Berlin in vollen Zügen genossen haben, ehe sie der Befehl ihres Königs zum frühen Tode in der Blüte ihrer Jahre rief.

Dem fahren sie nun entgegen, geschmückt wie die Opferstiere an Trojas Freudenfeste, und lachen!

O Mut! O Jugend! O Begeisterung!

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Ich werd' mir es holen, sagt da der Eine.

Was, fragt der Andere.

Das Eiserne doch natürlich!

Die werden Augen machen in der Heimat, wenn du mit dem Eisernen kommst!

Und glücklich lächelt der, der die Frage nach dem Eisernen angeschnitten. Mit seinen Zwanzig sieht er sich schon wieder in der Heimat, ein Held, beneidet, angestaunt, bewundert und begehrt, begehrt von allem, was Schürzen und lange Zöpfe trägt, als ob es keine Massengräber gäbe in dem schönen Frankreich und keine Feldartillerie, die die Jugend Deutschlands dahinmähen wird, als sei sie ein Acker voll reifer Weizenhalme!

Aber Melanie schläft tief und fest. So hört sie das fröhliche Geplauder der beiden seligen Jungens nicht!

Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod!

Wie Melanie erwacht, liegt draußen die Sonne des strahlenden Augusttages über der sandigen Ebene der Mark.

Sie reibt sich die Augen. Hat sie denn wirklich so lange geschlafen? Die Berge Thüringens sind versunken und die Kiefernwälder der eintönigen Ebene tanzen jetzt an dem Kupeefenster des Zuges vorüber, der nun in rascherer Fahrt Berlin, die Ungeheure, sucht. Die Ungeheure! Heute findet Melanie von Berkersburg kein anderes Wort für diese Stadt, vor der sie sich im Grunde genommen immer gefürchtet hat.

Sie öffnet das Fenster und lehnt sich hinaus, denn trotz allem ihre Blicke suchen Berlin. Es lockt und lockt, heute mehr denn je in ihrem Leben. Denn heute ist es ja das Herz, der Pulsschlag, das Gehirn dieser großen Bewegung, die sie und all' die anderen wie ein tosender Meeresstrudel in den Abgrund reißt.

Die Worte aus Schillers „Taucher" fahren ihr durch den Kopf.

Und das wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget!

Diese Worte, wie sie sich jetzt weit aus dem Fenster hinaus lehnt und das ungeheure Berlin schon am fernen Horizonte zu erspähen glaubt.

Das Herz der Welt, der Herd dieses fürchterlichen Krieges, das Hirn dieser Bewegung, das ist Melanie in dieser Stunde ihrer Einfahrt Berlin!

Immer rasender fährt der Zug. Es hat den Anschein, als wolle er in dieser letzten Stunde alles einholen, was er in den vergangenen vierundzwanzig verabsäumt hat.

Draußen fliegt es vorüber: Zahna, Jüterbogk, Teltow, Groß-Lichterfelde, Papestraße ... Dann bremst es — und in wenigen Minuten: Anhalter Bahnhof!

Wie im Traume schreitet Melanie die große Freitreppe hinunter. Drunten die Halle gleicht einem Lager, Soldaten und immer wieder Soldaten, die der Züge warten, die sie

an die Westgrenze bringen sollen. Und zwischen den Soldaten Tücherschwenkende, Abschiednehmende, johlende und schreiende und singende Männer und Weiber, Frauen, Mütter und Bräute, alle wie besessen von dem einen einzigen Gefühle unüberwindlicher Größe und Kraft.

Wenn es fest zum Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!

Durch dieses brandende Meer von Stimmen gewinnt Melanie die Königgrätzerstraße. Auch die ist schwarz von Menschen. Denn das Erste Garderegiment zu Fuß kommt gerade klingenden Spieles zum Ausmarsch fertig seines Weges! Die anno siebzig auf den Schlachtfeldern Frankreichs zerschossene Fahne weht in dem lauen Morgenwinde des unvergleichlich schönen Sommertages.

Menschen an allen Fenstern, Menschen auf den Dächern, Menschen, die sich an den Stangen der Reklameschilder halten und schauen und gaffen und hören, wie das Unfaßbare, das Ungeheure, das stets und nie Gewollte zur grausigen Wahrheit wird.

In gleichem Schritt und Tritt drunten das Erste Garderegiment zu Fuß und darüber hin das Schmettern der Trompeten, die schon zur Schlacht zu rufen scheinen, das dumpfe Wirbeln der Trommeln, der kreischende Paukenschlag, das Zeichen, daß eine neue fürchterliche Welt zu entsetzensvollem Leben erwacht.

Am Potsdamerplatz staut sich die Menge.

Hüte fliegen in die blaue Luft, Tücher winken, ein vielhundertstimmiger Ruf aus allen Kehlen wird laut und dringt schneidend an Melanies Ohr:

Hurra, hurra, hurra!

Als ob die Entscheidungsschlacht schon gewonnen wäre.

Ein offenes Automobil rast über den Platz. Alle Wagen halten wie durch unsichtbare und magische Gewalt.

Der Ruf dieses Automobils hallt, hallt, hallt...
Wie Fanfarengeschmetter des Sieges:
Ta—tü.. Ta.. ta...
Der Kaiser!
Melanies Auge trifft sein Gesicht.

Das ist aschgrau, wie aus Erz gegossen, keine Fiber regt sich in diesen marmorenen Zügen, unergründlich, schrecklich, furchtbar — wie die Zukunft...

Wie ein Pfeil entfliegt das Automobil, windet sich unter der geschickten Hand des kaiserlichen Chauffeurs durch die Königgrätzerstraße, entschwindet wie ein Spuk der Todesnacht.

Melanie taucht unter in dem Menschenstrom der Leipzigerstraße. Sie hat sich entschlossen, zu Fuß nach dem Bahnhof Friedrichstraße zu gehen, um von dort die lange Fahrt an die russische Grenze anzutreten.

Die frische Luft wird ihr gut tun und bei Bauer Unter den Linden, wo sie früher so oft und gern gesessen, möchte sie eine Tasse Kaffee trinken.

Ein Regenguß aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donnersungestüm...

stammelt sie im Gehen vor sich hin.

X.

Vor dem Stationsgebäude in Wirballen hält der Wagen des Hofgutes Falkenstein. Melanie hat telegraphisch ihre ungefähre Ankunft gemeldet. Aber nur ihre ungefähre, kein Mensch weiß, wie heute die Züge verkehren, da Armeekorps um Armeekorps an die russische Grenze geworfen wird. Daher wartet der Wagen schon über drei Stunden.

Christian, des Barons alter Kutscher, der Melanie schon als Kind auf seinen Armen gehalten hat, hockt in der Kneipe. Die Pferde hat er jetzt endlich ausgespannt und in den Stall des Wirtshauses eingestellt. Die Biester können es doch nicht stundenlang in der Sonne aushalten, denn von Schatten ist hier an dem Stationsgebäude von Wirballen weit und breit nicht die Rede.

In der Kneipe fließt der Fusel in Strömen, Winters und Sommers, im Krieg wie im Frieden, denn der Baron brennt Korn. Sie alle brennen Korn, die Herren Junker, in der ganzen Gegend und die müssen ihr Absatzgebiet haben. Sonst mucken sie in Berlin auf im Reichstag und bewilligen die Wehrbeiträge nicht. Sie sind die Stützen der konservativen Partei und mithin die des Thrones. Die um Wirballen und um Königsberg, um Danzig und Thorn, um Stettin und Stargard und weiter und weiter bis tief hinein ins Polnische, und weil die ihr Absatzgebiet haben müssen, fließt hier der Fusel in Strömen.

Christian haut mit der schwieligen Hand auf den Tisch.

Der Wirt bringt ihm ein neues Kännchen.

Die Bauern aus der Umgegend, die hier in der Kneipe Politik treiben, schauen auf.

Christian vom Hofgut Falkenstein ist für sie eine Respektsperson, denn sein alter Baron ist hochangesehen, in der ganzen Gegend, seitdem er den reichen Major von Berkersburg zum Schwiegersohn hat. Das weiß doch hier jedes Kind, daß der Major über Millionen verfügt! Flutsch, flutsch, flutsch, haste nich gesehn! über Millionen!

In der Ofenecke der Kneipe hockt ein ganz Alter mit zahnlosem Munde. Aber auch er sorgt noch für die Einnahmen des Herrn von Falkenstein.

Er ist an die achtzig und hat als Kind von seinem Vater noch die krausen und wirren Erzählungen gehört, wie Napoleon mit der großen Armee den Rückzug von den Schneefeldern Rußlands durch Ostpreußen antreten mußte. Heute

ist er wieder eine interessante Persönlichkeit in der Kneipe. Alle hören ihm gern zu, auch der vornehme Christian des Herrn Baron von Falkenstein lauscht.

Mit dem Rußland, so sagt der Alte jetzt, das ist eine komplizierte Sache, Kinder!

Gebrauche doch nicht immer Fremdwörter, Peter, meint da der Christian.

Er lehnt sich vornehm in eine Ecke und schmaucht eine dicke Zigarre, die er seinem Baron gemaust hat, und vollendet: Du mußt doch bedenken, Peter, daß die Andern Fremdwörter nicht kapieren können.

Mein Vater hat auch immer so gesagt, Herr Christian, und mein Vater, der mußte das wissen, der ist noch dabei gewesen und der sagte immer, mit dem Rußland ist das eine ganz komplizierte Sache! Er hat doch die Kerls gesehen, Bayern sind es gewesen und Preußen, die der Napoleon anno zwölf mit ins Rußland geschleppt hat. Die sind in das Feuer gekrochen und lebendigen Leibes verbrannt, lebendigen Leibes, versichere ich Euch, so hat mein Vater selig gesagt. So haben sie gefroren und haben gar nicht mehr gewußt, was ein Feuer war!

Was du nicht sagst, Peter!

So war es, wahr und wahrhaftig! Eine ganz komplizierte Geschichte, hat mein Vater selig gesagt. Ihr müßt nämlich wissen, Rußland ist hundertmal so groß wie Preußen, allein das europäische Rußland, das asiatische hat nämlich noch kein Mensch gemessen. Und wenn der Dezember kommt, dann ist das ganze Rußland nur Eis und Schnee. Und Wölfe gibt es da drinnen, ganze Rudel Wölfe, die haben anno zwölf die Maroden und Verwundeten, denen die Kosaken das Leben ließen, mit Rumpf und Stiel aufgefressen. Darum sage ich noch einmal mit meinem Vater selig, mit Rußland ist das eine ganz komplizierte Sache!

Christian kratzt sich hinter den Ohren. Dann legt er den Finger an die Stumpfnase, die schon einen ganz slawischen Typ zeigt, und erwidert:

Nu' hör mich mal an, Peter! Ich habe zwar keinen Vater gehabt, der anno zwölf noch miterlebt hat, aber, aber, ein wenig anders stelle ich mir die Sache heutzutage denn doch vor.

Sie ist kompliziert, beharrt Peter, verlaß dich auf meinen Vater selig, der hat immer zu mir gesagt: Junge, die Sache mit Rußland ist ganz kompliziert. Die ist ganz anders, als sich das die gelehrten Herren und die vom Großen Generalstab in Berlin gemeinhin vorstellen. Glaube mir, Christian, dem sein Vater anno zwölf noch miterlebt hat!

Willst du mich nicht auch mal zu Worte kommen lassen, fragt jetzt Christian in gereiztem Tone.

Peter schweigt und sieht den Kutscher des Herrn Baron ganz mitleidig und von oben herab, aber doch erwartungsvoll, an.

Also erstens, beginnt der, erstens schreiben wir nich mehr anno zwölf, sondern neunzehnhundertvierzehn. Das will besagen, Peter, daß wir neunzehnhundertvierzehn über ganz andere technische Mittel verfügen, als Napoleon anno zwölf.

Das mag schon stimmen, meint der Peter.

Und dann ...

Und dann, fragt der Peter gespannt.

Alle Bauern am Tische recken die Hälse, auch der Wirt in seiner Zipfelmütze kommt hinter dem Schanktisch hervor, krault sich auf dem Kopfe und verschlingt voll Neugier jedes Wort des herrschaftlichen Kutschers von Falkenstein, der immer noch auf Frau von Berkerburgs Zug wartet.

Und dann, fährt Christian fort, haben wir Sommer und nicht Winter. Das ist nämlich die Hauptsache und das ist der große Schiedunter!

Aber der Winter kommt, er kommt früh in Rußland, beharrt der Peter.

Da lacht Christian aus vollem Halse.

Was meinste wohl, Peter, wo unsere Jungens sind, wenn der Winter kommt, he? Was meinste, was mein Baron gesagt hat, wo unsere Jungens aus Allenstein und Gumbinnen sind, wenn der Winter kommt, he?

Na, wo sind sie denn? fragt der Peter.

In Petersburg sind se, oller Freund, auf der Newa fahren sie dann zu ihrem Vergnügen Schlitten und die Herren vom Großen Generalstab sitzen im Winterpalais und diktieren den Frieden. Das hat mein Baron gestern abend gesagt. Und mein Baron, der weiß das ganz genau, denn der hat einen Freund im Kriegsministerium in Berlin, wo der Eroberungsplan von ganz Rußland fix und fertig daliegt.

Die Bauern sperren Mund und Nase auf.

Dein Baron hat einen Freund im Kriegsministerium in Berlin, Christian, rufen sie jetzt alle wie aus einem Halse und starren den herrschaftlichen Kutscher wie die Erscheinung aus einer höheren Welt an.

Christian fühlt sich geschmeichelt. Deshalb sagt er noch einmal: Jawohl, und ob mein Baron einen Freund im Kriegsministerium in Berlin hat, zweie hat er, sag' ich Euch! Und das geht genau so wie anno siebzig, Weißenburg, Wörth, Saint Privat, Gravelotte, Sedang, Paris, haste nich gesehn? So sagt mein Baron, und der weiß es, der ist anno siebzig selbst mit dabei gewesen, so gut wie dein Vater selig anno zwölf.

Aber Peter beharrt bei seiner Meinung.

Es ist und bleibt mit Rußland eine komplizierte Sache! Das laß' ich mir so leicht nicht ausreden, Christian, sagt er noch einmal...

Christian ereifert sich über diesen geradezu renitenten Widersacher. Freilich ist er bald achtzig und da hat der wohl

seinen Verstand nicht mehr ganz richtig beieinander. Wenn Christian das nicht annehmen müßte, dann würde er dem Alten noch ganz anders kommen. Aber so zuckt er über die komplizierte Sache, die das mit Rußland sein soll, verächtlich die Schultern und so sagt er so ganz beiläufig und von oben herab: Erstens haben wir die österreichische Armee, mein Lieber, die den ersten Ansturm aufhalten wird, und dann! Wir haben die besten Eisenbahnen, wir haben Zeppeline...

Das sind die Dinger, die in die Luft fliegen sollen, fragt jetzt der Alte und lächelt ungläubig, als ob ihm einer einen Bären aufbinden wolle.

Christian wird wirklich wütend. Er schlägt mit der Hand auf den Tisch, daß die Schnapsgläser und die Kännchen aneinanderklirren und sagt:

Jawohl, das sind die Dinger, die in der Luft herumfliegen und nicht nur sollen, Peter, und mit denen man eine ganze Armee über das Meer und nach London bringen kann!

Was de nicht sagst, Christian, eine ganze Armee?

Wahr und wahrhaftig, Peter, eine ganze Armee... Aber man braucht ziemlich viele Zeppeline dazu, fügt er doch etwas kleinlaut bei.

Peter scheint überzeugt.

Wenn das freilich der Fall ist, dannn könnte man ja auch über die Schneefelder und die gefrorene Newa nach Petersburg fliegen, antwortete er jetzt.

Aber ganz natürlich können wir das, Peter!

Christian wirft sich in die Brust. Er gibt dem Wort w i r eine ganz stolze Betonung und vollendet:

Das ist eben anno neunzehnhundertvierzehn eine ganz andere Chose, wie man sich in Paris auszudrücken pflegt, als anno achtzehnhundertzwölf.

Da tritt der Wirt an den Tisch und sagt:

Ich glaube, der Zug hat von der letzten Station gemeldet, Herr Christian.

Christian erhebt sich. Noch einmal wendet er sich an Peter, den Wirt und die Tafelrunde und wiederholt aus innerster Überzeugung: Merkt es Euch also, Kinder, es ist eben eine ganz andere Chose anno neunzehnhundertvierzehn als anno achtzehnhundertzwölf.

Aber der Achtzigjährige scheint das noch nicht einsehen zu wollen. Er klopft seine während der Unterhaltung kalt gewordene Pfeife aus und beharrt:

Es ist eine komplizierte Sache mit dem Rußland, hat mein Vater selig immer gesagt und ich bleibe dabei!

Christian würdigt ihn keines weiteren Wortes mehr und entfernt sich. Er geht in den Stall, die Pferde zu holen. Bis der Zug die Strecke von der letzten Station nach Wirballen zurückgelegt hat, ist noch reichlich Zeit zu dem Geschäfte. Es sind zwei herrliche dunkelbraune Trakehner, die er vor den Wagen führt. Sie sind ein Geschenk des Majors und obwohl man alle Pferde in der ganzen Umgebung bei der Mobilisation requirierte, hat man dem Baron die seinen gelassen. Sie sind für schwere Fuhrwerke zu leicht befunden worden und als Reittiere waren sie zu feurig!

Kaum ist Christian mit dem Einspannen fertig, da fährt der Zug auch schon ein.

Den Zylinder, den das freiherrliche Wappen schmückt, in der Hand, steht er jetzt auf dem Bahnsteig und erwartet die gnädige Frau. Das gnädige Fräulein, wie sie immer noch in seinem Kopfe heißt, die Baroneß von Falkenstein!

Endlich entdeckt er sie.

Melanie trägt ein verwelktes Rosenbukett in der Hand.

Er fragt nach dem Gepäck, nachdem er die Gnädige ehrerbietig begrüßt und die ihm zerstreut die Hand gereicht hat.

Kommt alles nach durch den Spediteur, Christian, sagt Melanie. Wir wollen gleich fahren, fahren Sie zu, die lange Reise hat mich entsetzlich angegriffen.

Wird der Herr Baron sich freuen?

Wie geht es denn dem Herrn Baron?

Melanie hat im Fond des Wagens Platz genommen und Christian klettert auf den Kutschbock.

Immer das Gleiche, gnädige Frau, bei gutem Wetter im Sommer ist es ja besser, aber in der letzten Woche, als wir Regenwetter hatten, da kann der Würz Ihnen ein Liedchen singen!

Christian schnalzt mit der Zunge und die Trakehner setzen sich in Trab.

Falkenstein und die Zukunft, die ihr während dieses Krieges winkt, steigen vor Melanies Phantasie empor. Der launische Vater mit seinen ewigen Schmerzen und der alte Diener Würz, der sich wie eine Mutter um ihn sorgt!

Aber sie ist so müde.

Die Bilder versinken. Sie hat gar keine Kraft mehr zu denken. Deshalb lehnt sie sich in die Polster des Wagens zurück und träumt auf der Fahrt, die sie, vor ein paar Wochen noch so ganz unerwartet, nach Falkenstein in ihre alte Heimat und zu ihrem Vater bringt.

XI.

Auf der Treppe, die von dem Hofe in das Gutshaus führt, kommt ihr der Freiherr entgegen. Er geht am Stock, seine Füße stecken in zwei großen Filzpantoffeln. Sie sind geschwollen, so sitzt ihm die Gicht in allen Gliedern.

Er hat gealtert, denkt Melanie, gealtert in den paar Monaten, die sie ihn nicht gesehen.

Wie eine Fremde betritt sie jetzt das alte, ihr doch von Jugend so vertraute Haus, als ob sie es in Jahren und Jahren nimmer betreten hätte. Und doch sind es erst ein paar Monate her, daß sie hier gewesen ist. Im Frühjahr, als die Schwalben wiederkamen und die Gänseblümchen draußen auf der Wiese zu blühen begannen. Aber freilich das Ungeheure, was in diesen letzten Tagen geschehen ist, mag diesen Eindruck hervorrufen, denn das trennt wie ein Abgrund das Gegenwärtige und das Kommende von aller Vergangenheit.

Hast du eine gute Fahrt gehabt, mein Kind?

Die Stimme des alten Freiherrn klingt müde.

Und Melanie antwortet, da sie doch antworten muß:

So weit man in diesen furchtbaren Tagen von einer guten Fahrt reden kann, Vater.

Sie sind die Treppen zum ersten Stockwerk des Gutshauses emporgestiegen und stehen nun auf der behaglichen Diele, die der Alte mit seinen Jagdtrophäen ausgeschmückt hat und vor deren Kamin er den größten Teil seiner Tage verbringt. Denn mit dem Gehen ist es nun schon seit Jahren nichts mehr.

Mina, das Stubenmädchen, tritt an Melanie heran.

Darf ich die gnädige Frau in ihr Zimmer geleiten, fragt die. Die gnädige Frau wünschen gewiß, es sich bequem zu machen und haben meine Dienste nötig?

Tun Sie das, Mina! Auf ein halbes Stündchen, Vater, wir plaudern dann miteinander!

Der Baron hat sich wieder in den alten Sorgenstuhl fallen lassen, der jetzt ein solcher in des Wortes eigentlichstem Sinne ist. Er nimmt die lange Pfeife zur Hand, die dort wider den Kamin gelehnt steht und die er einen Moment ließ, um der Tochter bis vor das Haus entgegenzugehen. Melanie folgt dem Mädchen.

Schon auf der Treppe nach dem zweiten Stockwerk erkundigt sich Mina nach dem Major.

Ob der gnädigen Frau der Abschied schwer geworden sei, fragt sie treuherzig.

Da lächelt Melanie.

Schwer, schwer, warum schwer? ... das denkt sie, aber sie findet nicht den Mut, das dem Mädchen gegenüber auszusprechen. Und die plaudert auch schon harmlos weiter. Es hat beinahe den Anschein, als höben diese letzten Stunden den doch sonst im Osten so streng gewahrten Standesunterschied zwischen Herren und Diener auf, denkt Melanie.

Sie habe so viel geweint, erzählt das Mädchen. Ihr Philipp habe doch auch mitgemußt. Er sei gleich eingezogen worden, bei der Artillerie in Königsberg! Und die Russen kämen bestimmt ins Land, jammert die Kleine.

Wenn schon, denkt Melanie... Aber das wagt sie der Kleinen denn doch nicht zu sagen und deshalb versucht sie zu trösten.

Die Russen kämen nicht, das sei ein Ding der Unmöglichkeit, versichert sie Mina hoch und heilig. Dafür ständen des Königs Grenadiere und hielten Wacht!

Sie lächelt, denn sie schenkt ja ihren eigenen Worten keinen Glauben, denn sie, Melanie von Berkersburg, glaubt nicht an die Unwiderstehlichkeit dieser Armee, der Rausch von der Reise ist schon wieder verflogen. Sie glaubt auch nicht an die Ohnmacht der Russen. In ihrer Ehe mit dem Major hat sie einen viel zu tiefen Einblick in die Charaktere gewonnen, hat sie allzusehr die Kehrseite der Medaille kennen gelernt. Den Trotz und die Ruhmredigkeit, die Prahlerei und die Hohlheit. Taube Nüsse hat sie, wie oft in ihrem Inneren, diese Herren bei den Casinobällen und den Diners genannt, außer dem einen, der im Grunde genommen gar kein Offizier, sondern nur ein simpler Künstler von Gottes Gnaden war.

Aber gleichviel!

Die Kleine plaudert weiter und Melanie hält es für ihre Pflicht, sie zu beruhigen.

In Königsberg, sagt sie, da sei Philipp so gut wie in Abrahams Schoß. Königsberg sei eine uneinnehmbare Festung und die Russen kämen nie und nimmer über die Grenze, beruhigt sie das Mädchen vom Lande, das bei den Worten der Frau Major, die es doch wissen muß, glückselig lächelt.

Ja, wenn die Frau Major mir das sagen, dann will ich es ja gerne glauben, versichert nun hoch und heilig das gute Kind. Jetzt steht Melanie in ihrem Mädchenzimmer und schaut sich um. Hier hat sich nichts geändert, hier ist alles so geblieben, wie es schon vor ihrer Heirat, wie es zu Zeiten der verstorbenen Mutter vor langen Jahren war. Was sollte sich auch auf ostpreußischen Gutshöfen im Laufe der Jahre viel ändern? Hier blieb alles beim Alten, hier war man konservativ bis auf die Knochen, hier brannte man seinen Korn und blieb königstreu bis ins Mark. Hier stand die Wacht noch fester und stärker als die am Rhein, denkt Melanie.

Auch das alte Bild hängt noch über ihrem Bette, der Kupferstich aus längst versunkenen Tagen, den sie schon als Kind voll Mitleid betrachtet.

Die Königin Luise auf der Flucht nach Memel vor Napoleon. Es ist eine Episode aus der preußischen Geschichte, weiter nichts.

Nachdem sie sich von dem Reisestaub gesäubert, läßt sich Melanie von Mina die Haare zurechtstecken.

Während dieser Arbeit unterhält sie sich mit dem Mädchen und fragt dieses, wo es denn seinen Philipp kennen gelernt habe?

Minas Erzählung läßt die eigene, so sorglose und ungebundene, auf dem freien Lande verlebte Jugend wieder aufleben in Melanies Innerem. Die Jugend auf Falkenstein, ehe der Major kam! Im Krug ist es gewesen, an einem Sommer-Sonntagnachmittag, beim Tanze, als die Mädels und die Burschen weither kamen von den umliegenden

Gütern und Höfen in den elenden Krug nach Wirballen. Musik hat es dort gegeben, dort hat Mina den Philipp kennen gelernt, den sie so fest in ihr jugendliches Herz geschlossen hat und der in diesen Tagen nach Königsberg mußte, um gegen die Russen zu Felde zu ziehen.

Voll innerer Rührung hört Melanie die Erzählung des einfachen Mädchens vom Lande an. Ist es doch, als ob all' die Frauen, arm und reich, hoch und niedrig, in diesen furchtbaren Tagen zusammengewachsen und ein Fleisch und Blut geworden wären. Auch sie bangt ja um den Freund in der Ferne, aber nicht um den Major!

Und plötzlich muß sie trotz allem lächeln. Wenn Frau Hof das wüßte, aber die weiß das ja doch, wie kann sie nur einen einzigen Augenblick daran zweifeln, daß die das weiß, die mit ihrer gottvollen Eifersucht auf den alten Major!

Und da vollzieht sich in Melanies Innerem plötzlich etwas ganz Seltsames. Es ist, als übten die Luft der Heimat, der Abschied von dem Gemahl und der Garnison, das Gutshaus und das Gefild von Falkenstein, wo sie geboren und erzogen wurde, eine befreiende Wirkung auf sie aus. Ihr kommt es vor, als ob in ihrem Inneren Ketten rasselten und von ihr abfielen, als ob sie mit einem Schlage wieder ledig sei und ungebunden, als ob sie hier, wo sich jenes erste, zarte Verhältnis mit Adolf entwickelte, wieder ganz in Herz und Sinnen dem Freunde gehören, als ob sie nur an ihn denken und nur um ihn sorgen dürfe, während sie doch dort in dem Hause des Majors eines Fremden Sklavin war.

Ein tiefes Gefühl seligsten Glückes beschleicht in diesen befreienden Gedanken Melanies Herz. Hier dicht an der russischen Grenze, die der Feind, sie zweifelt keinen Moment daran, in kurzer Zeit überschreiten wird, fühlt sie sich geborgen, geborgen vor dem, den sie ziehen ließ fast ohne Abschied, fühlt sie sich frei von den lauernden Blicken der

Frau Hof, ist sie, am Ende wenige Tage vor dem Untergange, restlos glücklich. Denn wie Ketten fiel es schon in dieser ersten Stunde von ihr ab. Was war das überhaupt? Woher der frische Wind, der eben durch das geöffnete Fenster fährt und ihre heiße Stirn wie eine kühle Hand des Segens erfrischt? War das der Krieg, der kommende, der drohende, der befreiende, der neue Werte formende? War er es, der die Begriffe des Alltags versenkte in ein Nebelmeer des Wahns, aus dem sich jetzt in der Sonne leuchtend nur noch Alpengipfel erhoben?

Machte er sie frei und rein und groß, daß sie denken konnte und denken durfte an den Freund in der Ferne, den sie liebte, und nicht mehr das Gefühl hatte, daß sie an sich selbst und dem Major, ihrem Sklavenhalter, ein Unrecht tat?

Gab's noch Recht, gab's noch Unrecht in einem kleinen, armen und doch so unendlich reichem Frauenleben, wenn Städte brennen würden und Dörfer, Kirchen im Schutte zusammenbrechen und Kathedralen um eines höheren Zweckes willen? Gab es noch Recht und Unrecht, wenn Hunderttausende fliehen würden aus der liebgewordenen Heimat, wenn der Krieg Mann von Weib, Bräutigam von Braut, Vater und Mutter von Sohn und Kind trennen würde, gab es dann in dem armseligen Leben des Einzelnen überhaupt noch so was wie Recht und Unrecht? Rollte nicht das Gesetz in diesen Tagen unter aller Füße, da der Krieg, der allgewaltige, neue und ungekannte Normen schrieb?

Was war man im Begriffe zu tun, tausende hinzuschlachten um eines Wahnes willen. Und für sie blieb da noch ein Gesetz? Ein Fetzen Papier, den sie einst sinnlos und ein törichtes Kind unterschrieben auf dem Standesamte nach des Vaters Willen, um den vor dem Revolver zu retten aus kindlicher Liebe, das war alles, was sie an ihren Sklavenhalter band.

Rauschten nicht in der Tiefe ihrer Seele auch in dieser großen Stunde die brausenden Orgeltöne eines großen, gigantischen, alle befreienden oder alle zermalmenden Schicksals in dem einen Worte: Mein Freund, mein Freund!

Mein Freund in der Ferne, dir gehören mein Herz und meine Seele, dein sind meine Reize und meine Gedanken, dein ganz allein! Zerrissen ist der Fetzen unseres Vertrages, verrauscht das alte Lied von Pflicht und Gehorsam, denn der Lenzsturm rast in diesen Tagen des reifenden Sommers dahin über die nach Blut und Tränen lechzende Erde und kündet den Krieg! Und wie ein heiliger Entschluß reift es in dieser ersten Stunde auf Falkenstein in Melanies Innerem. Die Schlaken sind von ihr abgefallen, die Sklavenketten drücken sie nicht mehr. Sie ist frei. Adolfs will sie gedenken und nur Adolfs, dem sie angehört mit Leib und Seele, dem sie stets und ewig angehört hat und angehören wird, trotz aller papierenen Verträge, die sie willenlos und ein Kind nach dem Wunsche ihres am Rande des Abgrunds angelangten Vaters unterschrieb.

Sei groß, sei frei, sei kühn ... zieht es da durch den Sinn Melanies. Groß wie die weite, die grüne Fläche der wogenden Wiesen und Felder, die sich dehnen unter ihren Blicken hinter dem Hofgut Falkenstein bis zum Rande der Wälder! Kühn wie die Jugend dieser Tage, die hinauszieht den Russen an der Grenze entgegen und frei wie der Vogel, der sich eben vor ihren entzückten Blicken draußen in dem blauen Meere des unendlichen Äthers wiegt!

Frei und groß und kühn ... das will sie sein! Im Gedanken an den entschwundenen Freund, der die Rose ihrer Hände, die blutig-rote, an der Spitze seines Säbels trägt!

Mit diesem Vorsatz entläßt sie Mina und steigt hinunter zu dem Vater.

XII.

Eine tiefe Ruhe herrscht in Melanies Innerem, wie sie hinunter auf die Diele kommt. Auch hier ist alles beim Alten geblieben, auch hier sieht es aus, wie es bei ihrem Abschied aus der Heimat vor etwa drei Jahren ausgesehen hat. Und genau so, wie vor dem Tode der Mutter, da sie noch ein kleines und fröhliches Mädchen war, vor langen Zeiten, ehe der Major mit seinem flüssigen Gelde kam. Mohr, der alte, schwarze Kater, springt ihr wie immer entgegen. Er ist derselbe wie damals, nur will es ihr scheinen, als sei sein schönes, glänzendes Fell recht struppig geworden. Die Katzen verlieren so viel von ihrem Ansehen, wenn das Alter sich meldet und sie faul und bequem werden.

Zerstreut streichelt sie das Fell des Tieres, das sich auf der Ofenbank streckt und schnurrt. Sie denkt jetzt gar nicht mehr an all' das, was sich ereignet, auch nicht an den Vater, der gar nicht auf der Diele ist und den sie auch nicht vermißt. Wieviel ist doch geschehen, seitdem sie hier zum letztenmale über das glänzende Fell des Tieres fuhr, aber sie will nicht mehr daran denken.

Da tritt Fräulein Tanner, die Wirtschafterin des Hofgutes, auf die Diele und begrüßt sie mit freundlichen Worten. Fräulein Tanner ist just das Gegenteil von jener schrecklichen Frau Hof, die ihr ein Greuel im Hause des Majors am Rheine gewesen. Sie ist eine muntere, schlanke Person. Trotz ihrer Sechzig läuft sie noch wie ein Wiesel, den lieben, langen Tag, unermüdlich treppauf und treppab. Ohne sie wüßte der gichtige Baron weiß Gott nicht, was mit der Wirtschaft anfangen, denn sie schaut nach allem und besorgt das ganze Haus, seit Melanie in die Fremde gezogen, ach was, schon viel früher, da Melanie noch in der Heimat war. Denn Melanie selbst hat doch nie zu was

Rechtem getaugt, muß sie selber denken, freilich, man hat ihr ja auch nie was Rechtes anvertraut, hat sie immer als Kind und verwöhntes Dämchen behandelt. Am Ende lag auch vieles daran. Fräulein Tanner lacht immer. Sie ist die Heiterkeit selbst, auch in diesen schweren Tagen. Sie hat es eben in sich, immer ein wenig Sonnenschein auch in den dunkelsten Winkel zu tragen. Den nimmt sie mühelos aus dem Innersten ihrer sonnigen Natur. Der ist ihr angeboren. Er ist Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut. Und darum ist sie dem alten Baron, dem griesgrämigen Egoisten, der Melanies Vater ist und von dem auch die Tochter den schwermütigen Zug haben mag, unbezahlbar.

Haben die Frau Major eine gute Reise gehabt?

Diese gleichgiltige Frage kommt in einem Tone von Fräulein Tanners Lippen, daß sie sofort alle Gleichgiltigkeit verliert. Es liegt etwas so Warmes, Besorgtes, Mütterliches in diesem Tone, daß man sich im Schutze dieser alten Jungfer, die doch niemals geliebt hat und niemals Mutter war, geradezu geborgen glaubt.

Solches empfindet auch Melanie sofort bei dieser einfachen Frage, die ihr bei jeder anderen lediglich als die Einleitung irgend einer Konversation erschienen wäre.

Deshalb geht sie auf diese Frage ein und erwidert:

Das Reisen, mein liebes Fräulein Tanner, ist in diesen Tagen ein seltsam Ding. So wie in diesen Tagen bin ich noch niemals gereist.

Es mag eben etwas langsam auf den Bahnen zugehen, gnädige Frau, da man doch alle verfügbaren Züge für die Militärtransporte nötig hat.

Das schon. Es geht sehr langsam. Ich habe über vierundzwanzig Stunden vom Rhein nach Berlin gebraucht, eine Strecke, die man sonst mit den D-Zügen in acht bis neun Stunden zurücklegt. Aber das meine ich gar nicht, mein liebes Fräulein Tanner! Man sieht so Vieles und so Neues

in diesen vierundzwanzig Stunden, daß man die Länge der Zeit gern vergißt oder sie doch willig in den Kauf nimmt.

Was meinen die gnädige Frau sonst?

Die Welt hat sich in diesen Tagen verändert, Fräulein Tanner, sie hat ein anderes Gesicht bekommen, die Welt!

Lächelnd sieht Fräulein Tanner die Majorin an.

Das kann ich gar nicht glauben, Frau Major. Hier auf Falkenstein wenigstens kommt es mir vor, als sei die Welt absolut die gleiche geblieben, vor und nach der Kriegserklärung.

Das will ich Ihnen gerne glauben, Fräulein Tanner, hier auf Falkenstein. Auch mir scheint es ja fast in dieser ersten Stunde so und ich möchte mich an diesen Gedanken klammern, und dennoch...

Und dennoch?

Es hat doch nur so den Schein. Wenn man tiefer blickt, Fräulein Tanner, dann ist es auch hier anders, als es auf der Oberfläche aussieht. Die Menschheit ist jetzt auf der Wanderung!

Auf der Wanderung? Wie meinen das die Frau Major, weil die Truppen nach Osten und nach Westen geschoben werden?

Melanie lächelt.

Ach nein, meine liebe Fräulein Tanner, so meine ich das ja gar nicht. Was dem Zuschauer und Betrachter mächtig und groß erscheinen mag, daß diese kolossalen Massen von Truppen wie mit Zauberhänden nach Osten und Westen geworfen werden, das ist es ja nicht, das meine ich nicht. Denn das ist im Grunde genommen höchst gleichgiltig. Das ist nur das, was der Oberflächliche sieht und was dem einen Moment in den ersten Tagen, glauben Sie mir, nur in den ersten Tagen, groß und bewundernswert erscheint. Ich sehe die Menschheit, die sich auf der Wanderung befindet, Fräulein Tanner, und das ist etwas ganz anderes.

Die Menschheit, meinen die Frau Major, die ganze Menschheit?

Erstaunt sind Fräulein Tanners große, lichtbraune Augen bei dieser Frage auf Melanies ernstes Gesicht gerichtet und dann sagt sie leise, beinahe zaghaft:

Seltsam, und ich war bislang der Meinung, daß es sich in diesem Falle allein um das deutsche Volk und um so etwas wie um seinen Befreiungskampf drehe.

Da mögen Sie auch recht haben, Fräulein Tanner, daß es sich um das deutsche Volk und um so etwas wie um seinen Befreiungskampf dreht! Dennoch bleibe ich bei meiner Meinung, die ich mir unterwegs gebildet habe und die mir kein Mensch mehr nehmen kann, daß sich seit drei Tagen die Menschheit auf der Wanderung nach neuen Idealen befindet und daß die wenigsten davon eine Ahnung haben!

Ich verstehe Sie wirklich nicht, Frau Major!

Könnte ich mich selber so recht verstehen, Fräulein Tanner, wie gerne würde ich Ihnen dieses dunkle Gefühl erklären. Aber das ist es ja gerade, daß ich es selber noch nicht so recht weiß. N o c h nicht recht! Aber die Zeiten werden Klarheit schaffen, glauben Sie mir das, Fräulein Tanner, wenn die Schlaken fallen und sich der Kern der Wahrheit aus der Hülse schält. Der Kern, um den sie alle streiten und kämpfen werden, welcher Nation sie auch angehören, in der Überzeugung oder dem Irrwahn, das Rechte zu tun. Und dieser Kampf wird sie einem Ziel entgegenführen, das sie kaum ahnen und vielleicht kaum wünschen mögen und das sie trotzdem erreichen müssen, ob sie wollen oder nicht, und wenn sie sich ihr eigen Ziel ganz anders erträumt hätten!

Und welches ist dieses Ziel, Frau Major?

Wenn ich das selber wüßte, Fräulein Tanner! Solches weiß man aber nicht, solches fühlt man nur tief und dunkel,

wenn sich eine Wandlung der Nationen wie heute, wie in diesen Tagen von Grund auf vollzieht!

Fräulein Tanner schweigt und denkt einen Augenblick vor sich hin, dann sagt sie einfach:

Über dem Gespräch habe ich wirklich ganz vergessen, die gnädige Frau zu fragen, ob sie noch etwas vor dem Mittagessen nimmt?

Um wieviel Uhr wird gegessen?

Wie immer in allen Jahren um dreiviertel auf eins.

Die gnädige Frau sollten das doch wissen, der Herr Baron ist in diesem Punkte doch die Peinlichkeit selbst.

Ich weiß! Ich erinnere mich, Fräulein Tanner. Wie könnte man auch solches vergessen? Die Szenen, die Vater machte, wenn es einmal zehn Minuten später war, daß die Suppe in Falkenstein auf den Tisch kam!

Leise ironisch lächelt Melanie vor sich hin.

Also darf ich der Frau Major noch etwas bringen? Es ist erst halb elf.

Eine Kleinigkeit, Fräulein Tanner! Ich bin wirklich hungrig. Ich habe seit gestern Abend nichts mehr gegessen.

Vielleicht ein paar Eier? Johannsen, der neue Verwalter, hat einen Stamm Cochinchina besorgt, der sich sehen lassen kann. Die legen so fleißig, Frau Major, herrliche und große Eier, sie sind der Stolz von Johannsen und der Herr Baron füttern die Hühner selbst, wenn er guter Laune ist.

Und sonst?

Sonst ist das meine Sache, Frau Major.

Ein Glück! Ich fürchte, Johannsens Cochinchinas könnten eines schönen Tages verhungern, wenn sie auf die Laune des Barons angewiesen wären.

Die Frau Major sind boshaft.

O nein, meine liebe Fräulein Tanner, ich sage nur die Wahrheit. Also bringen Sie mir zwei von den köstlichen Eiern, ganz weich gekocht, nur drei Minuten, und ein Stück

Landleberwurst. Der Kestler in Wirballen macht sie doch noch selber?

So lange wir noch genügend Kälber und Schweine im Land haben, macht sie der Kestler noch selber, gnädige Frau. Wir haben erst gestern frische bekommen. Ich freue mich darüber, wenn die Frau Major solches Verlangen nach unserer Landleberwurst haben.

Fräulein Tanner geht, Melanie das gewünschte Frühstück in der Küche zu bestellen.

Die junge Frau erhebt sich von der Ofenbank, wo sie den Kater kraulend die ganze Zeit im Gespräch mit Fräulein Tanner gesessen hat und tritt an das Fenster. Auf dem Fensterbrett stehen die Blumentöpfe in Reih und Glied, wie immer, wie schon seit Jahren auf Falkenstein. Die Töpfe mit den Kakteen, die den Stolz und den Gegenstand der persönlichen Pflege des Barons bilden.

Das Lamento mit diesen Kakteen! Wenn es einmal einer wagte, beim Fensterputzen deren Ordnung zu stören! Nach Namen stehen sie in Reih und Glied und der Baron könnte jede einzelne Pflanze im Dunklen finden. Sie stehen da, als ob sie Nummern trügen. Wehe dem, der solch einen Topf verrückt! Nur in selten schönen Sommern gestattet das rauhe Klima an der russischen Grenze diesen Kakteen eine Blüte. Denn sie haben ja ihre Heimat auf den sonnendurchglühten Felsen des Mittelmeers. Aber der Baron läßt nicht locker. Er versucht es mit allen Mitteln, und wirklich, an einer Pflanze leuchtet es heuer feuerrot. Es ist also nach der Meinung des Barons ein gesegnetes Jahr.

Kopfschüttelnd tritt Melanie von dem Fenster zurück. Die Töpfe mit den Kakteen stehen in der Tat in Ordnung und in Reih und Glied, wie sie immer gestanden haben. Sie könnte aus dem Gedächtnis die Namen herzählen, die lateinischen Namen, so sehr hat man sie von Kindesbeinen an mit diesen Kakteen, der Laune des gichtigen Baron, geplagt.

Und dort in der Ecke, neben dem Bauer des Kanarienvogels, steht noch der Nähtisch. Es war der Mutter Nähtisch, dann der ihre, jetzt der Fräulein Tanners. Sie nimmt den Strickstrumpf auf, an dem die Wirtschafterin, wie alle Frauen Deutschlands, für die in das Feld ziehenden Vaterlandsverteidiger strickt, und arbeitet weiter an der Masche, bei der Fräulein Tanner aufgehört hat. Wie lange hat sie nicht gestrickt? Als kleines Mädchen in der Gutsschule, in der Handarbeitsstunde! Schon viele Jahre sind es her. Seitdem nie mehr! Und dennoch geht es, mechanisch, ganz von selbst, wie ganz Deutschland heute strickt!

So fährt es durch Melanies Kopf:

Das war am Ende das Beste! Ohne Gedanken, ohne weitere Überlegung, in der Enge der Heimat, die sie jetzt schon wieder ganz umfängt. Schließlich war die Welt doch nur Wille und Vorstellung, Vorstellung, die von ihr in unserem Innersten geboren ward. So denkt sie nun! Und Falkenstein und die Heimat, die Diele und der Strickstrumpf waren nun die Welt! Sich abzufinden, das war am Ende alles, war der Weisheit letzter Schluß, die Vorstellung, die man hatte, die man sein Eigen nannte!

Es ist ihr, als säße sie hier seit Jahren, als wäre es nie anders gekommen, als sei sie niemals fort gewesen in der Ferne, in Lausanne, in den Alpen, in Paris, am Rhein im Hause des Majors und ... in den Armen des Freundes! Als sei das Alles niemals gewesen, als müsse, dürfe, könne es gar nicht anders sein.

Die Scholle bindet sie, die Enge hält sie, die Heimat schlägt über ihr zusammen, wie Fräulein Tanner mit einem freundlichen Lächeln auf die Diele tritt und das Frühstück vor ihr niedersetzt.

Zudem tritt jetzt der Baron ein und der alte Würz stopft ihm wie immer die lange Pfeife.

Vorstellung war doch alles! Leben des eigenen Bewußtseins! Und das Furchtbare da draußen war also ein Nichts!

Willig versinken ihre Gedanken wie in tiefen, stillen Wassern und das Meer der Gewohnheit schlägt über Melanies Haupt zusammen.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch

I.

Droben auf dem Hügel, hoch über dem Silberbande der Maas steht das Schloß Monmiroir. Ein Juwel des Rokoko, birgt es sich hinter kapriziös beschnittenen Taxushecken. Die Tage Ludwigs XV. leben wieder auf, wenn man sinnend die Wege seines Parkes wandelt. Marmorstatuen mit regenverwaschenen Gesichtern flankieren die große Ulmenallee, die die herrliche Einfahrt von Monmiroir bildet. Hundertjährige Bäume, die jetzt in dem Schmucke des goldiggelben Herbstes prangen, nehmen diese Statuen in ihren Schutz. Die Diana mit der Hirschkuh, den Köcher über dem klassisch schön geformten Rücken, den Bogen in der schmalen Hand, den Apollon mit der Leier, den Merkur, das Bacchusknäblein in den Armen, die stolze Juno, den dräuenden Jupiter.

Noch blühen die Rosen. Aber wie große Falter lautlos schweben die flammenden Blätter der welkgewordenen Roßkastanien auf den kurzgeschorenen Rasenteppich, aus dessen Marmorbassin ein feiner Strahl kristallenen Wassers in die blaue Höhe steigt. Hierhin lud noch im vorigen Herbste der Marquis von Armentières seine Pariser Gäste zum fröhlichen Jagdgelage.

Mit dem Tag der Kriegserklärung hat er Monmiroir, wo er auch heuer zu pürschen gedachte, verlassen. Er nennt eine zweite, nicht minder herrliche Besitzung in Beaulieu sein Eigen. Und dort unten ist man fürs erste und nach menschlichem Ermessen für immer sicher vor dem Feinde. Das ganz modern gebaute Castello Nuovo, wo er jetzt weilt, betrachtet sich selbstgefällig in den nimmer ruhenden Wellen

des Mittelmeers. Nur Labiche, der ergraute Kastellan, ist auf Monmiroir zurückgeblieben und bedient nun die fremden, niemals gebetenen Gäste.

Eitel Sonnenglanz über Monmiroir! Das steinerne Lächeln der klassischen Götter hat sich nicht geändert, trotzdem der Kanonendonner von der nahe gelegenen Feste Troyon herüberhallt. Schwaden ziehen über die Gegend. Es sind nicht die Nebel, die im Herbst aus dem Flußbett aufsteigen und dampfen. Denn so weit ist man in diesem furchtbaren Jahre noch nicht. Es ist der Pulverdampf der Riesenmörser, die ihre verderbenspeienden Feuerschlünde auf die Panzertürme von Troyon richten, wie sie solche auf die Forts von Lüttich und Namur und Maubeuge gerichtet haben.

Und nicht nur von diesen rühren die Schwaden zu Füßen von Monmiroir her. Drunten in der Ebene rast die Schlacht. Seit Tagen, seit Wochen rast sie. Kein Vorwärtskommen und kein Zurück. Zwei lebendige Mauern, die sich beide unbesieglich und trotzig einander gegenüberstehen.

Donner, Geknatter, berstende Granaten, dröhnende Schrapnells, das Pfeifen der Infanteriegeschosse, das Geratter der Maschinengewehre, sie speisen das Höllenkonzert, das unter der Hand eines unsichtbaren Dirigenten, zu Füßen von Monmiroir in des Flußbetts weitem Tale gespielt wird.

Labiche hat sich an den Höllenlärm gewöhnt. Er schüttelt nicht mehr mit dem grauen Kopfe wie in den ersten Tagen, da es losging um die Panzertürme der Feste Troyon. Er spricht, er politisiert nicht mehr wie in den ersten Tagen, er schweigt. Das Reden hat sich Labiche abgewöhnt, seitdem man die Notabeln von Letang, weil aus einem Hause geschossen worden sein sollte, kurzerhand füsiliert und das Dorf dem Erdboden gleichgemacht hat. Seit jenem Tage herrscht nur noch dumpfes Schweigen auf Monmiroir.

Denn in dem Rokokosaale mit dem Marmorkamin und der wunderbaren Bouleuhr, der einst dem Marquis von

Armentières und seinen Gästen als Frühstückszimmer diente, sitzt der preußische Unteroffizier Wolf an dem berühmten Marmortische, der aus dem Besitz des letzten Königs aus dem Hause der Bourbonen stammt, und kuvertiert Regimentsbefehle.

Oberst von Trautmann hat auf Monmiroir das Büro seines Regimentsstabes aufgeschlagen. Er schläft in dem Daunenbette des Marquis und Unteroffizier Wolf ist sein Sekretär.

Der Ruf der elektrischen Klingel hallt durch das Schloß.

Und doch ist es erst halb sieben morgens, wie Labiche schon lange nicht mehr zu seinem Erstaunen feststellt. In den Tagen des Marquis wurde niemals vor neun morgens geklingelt.

Der Prussien hat geklingelt, sagt Labiche zu seiner Frau. Er sitzt zusammen mit der Alten drunten in der Küche und harrt Tag und Nacht der Befehle der Allmächtigen, die sich schon vor Wochen des Schlosses seines Marquis von Armentières bemächtigt haben.

Wie ein Wespenschwarm sind sie eines Tages in der Stunde des Sonnenunterganges eingeflogen durch die Türen und Fenster, so behauptet die alte Madame Labiche.

Labiche schlürft in seinen weichen Filzpantoffeln, die er wegen des herrlichen Parketts des Schlosses noch immer trägt, die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf. Er läßt sich Zeit. Er hat keinen Grund, zu laufen, wenn der Prussien dort oben klingelt.

Ein hoher, dunkelroter Smyrnaläufer liegt auf den blendend weißen Marmorstufen, die hinauf in das erste Stockwerk des Schlosses führen. Das schmiedeiserne, mit Goldbronze verzierte Geländer ist der Stolz des Marquis von Armentières. Und die Bilder an den Wänden des Treppenhauses sind Bouchers und Watteaus in entzückenden Rahmen. Dämchen in der Puderperrücke, das Schönheitspflästerchen auf dem Kinn oder der geschminkten

Wange. Kavaliere in Kniehosen und blauen Fracks, in Schnallenschuhen, den zierlichen Degen an der Seite, Kavaliere, die den Dämchen hofieren, die der Meute folgen und beim Schäferspiele Champagner im grünen Rasen der Lustgärten trinken.

Und über den hohen, purpurfarbenen Läufer, vorbei an den Bouchers und Watteaus stapfen jetzt die schweren Kommisstiefel, die den Kot der Rübenfelder in das Schloß des Marquis von Armentières tragen.

Der alte Labiche schüttelt den grauen Kopf, wie er an all' das denkt, was sich in den letzten Wochen hier zugetragen. Von der überhasteten Abreise seines Herrn und den schrecklichen vier Wochen, da sich die ganze Dienerschaft im Keller aufgehalten, als die Granaten den lieben langen Tag über das Dach von Monmiroir flogen, bis zu der jüngsten Zeit, da man den herrschaftlichen Frühstückssaal zum Büro des Regimentes eingerichtet, des Regimentes, das nun schon so lange wartend und tatenlos in den umliegenden Dörfern im Quartier ist.

Bescheiden klopft Labiche an der Tür des Frühstückssaales an. Es ist eine herrliche Tür aus weißlackiertem Palisanderholz, die eingelegte Arbeit in Gold und rosa aus indischem Mahagoni. Der Unteroffizier hat ihn gestern angeschnauzt, als er eintrat, nachdem man sein bescheidenes Klopfen überhört hatte,

Deshalb klopft der Alte heute lieber zwei- und dreimal.

Herein, schnarrt es drinnen im Saale.

Und Labiche tritt über die Schwelle.

Der Kurzgeschorene in seiner feldgrauen Uniform sitzt vor dem Tische, den Kopf vornübergebeugt, das Gesicht in die mit blauen Deckeln versehenen Aktenhefte versenkt, als ob hier nicht ein Kriegslager, sondern eine Schreiberei zuhause sei. So denkt Labiche.

Schwerfällig und kritzelnd fährt die Feder des Unteroffiziers über das Papier.

Labiche schielt mißtrauisch nach dem herrlichen Tische, den wie seinen Augapfel zu behüten der Marquis ihm aufgetragen hat. Und der Kurzgeschorene spritzt die Tinte auf die mit Perlmutter eingelegte Ebenholzplatte.

Sie können mir jetzt eine Tasse Kaffee bringen, oller Schwede, sagt der Kurzgeschorene.

A votre service, monsieur!

Quatschen Se nich, reden Se deutsch! Sie können es ja, knurrt der Kurzgeschorene.

Zu dienen, mein Herr, wiederholt Labiche auf deutsch und verschwindet.

Der Unteroffizier versenkt sich wieder in seine Schreibereien. Die Bouleuhr auf dem reichen Kamine, über dem ein Gobelin hängt ... er stellt die Leda mit dem Schwan dar ... nach einem sinnlichen Gemälde der venezianischen Schule .. holt zum Schlage aus.

Dreiviertel auf sieben.

Da erhebt sich der Unteroffizier.

Er geht nach der Tür, die in das ehemalige Schlafgemach des Marquis führt, und klopft.

Dreiviertel auf sieben, Herr Oberst!

Schön, Wolf, ich bin schon wach!

Es ist ein tiefer Baß, der dem Unteroffizier so von innen antwortet.

Was Neues, Wolf?

Nichts, Herr Oberst!

Schön!

Oberst von Trautmann hat sich drinnen erhoben. Aus dem doppelschläfrigen Prunkbette, über dem der Gobelin mit dem Goldregen der Danaë hängt.

Das Wasser plätschert in das Marmorbad, das an das Schlafzimmer des Marquis angebaut und mit Florentiner Mosaiken geschmückt ist. Nachbildungen aus einem Hause in Pompeji — der Besuch des Ulysses bei der Zauberin

Circe, die harrende Penelope, der Gesang der Sirenen, der Tod der Freier.

Labiche tritt wieder ein.

Er bringt dem Unteroffizier Wolf den Kaffee.

Auf einer silbernen Platte, die das Wappen des Marquis von Armentières ziert, in silberner Kanne, Milchgießer und Tasse aus unvergleichlich schönem Sèvres, das der Marquis nach eigenen Ideen in der weltberühmten Fabrik vor den Toren der französischen Hauptstadt hat brennen lassen.

Dieses stellt er auf den Tisch mit der Ebenholzplatte vor den Unteroffizier Wolf, der sich gestern, seit drei Wochen wieder zum erstenmale, gewaschen hat.

Versuchen Sie den Kaffee!

Je ne vous comprends pas.

Quatschen Se nich. Sie sollen den Kaffee versuchen. Trinken ... Boire, sagt der Unteroffizier Wolf und macht ein erhabenes Gesicht ... boire le café ... wir sind in Belgien gewesen und sehen uns vor, mon ami!

Der alte Labiche weiß nicht recht, was er auf diese seltsame Bemerkung erwidern soll. Aber er denkt da plötzlich an die Notablen von Letang. Deshalb gießt er mit zitternder Hand von dem Kaffee in die Tasse und trinkt.

Es ist gut, sagt der Unteroffizier Wolf, nachdem Labiche getrunken.

Und der fragt unterwürfig:

Est-ce que monsieur désire quelque chose à manger?

Quatschen Se nich! — Doch dann wiederholt der Unteroffizier Wolf: manger, richtig, manger ... und wie eine Erleuchtung geht es über sein Gesicht, dem der Schnauzbart, der hochaufgezwirbelte, in den Augen Labiches eine grauenvolle Würde leiht.

Haben Se Schinken, oller Schwede?

Monsieur entend du jambon?

Jambong, wiederholt Wolf, richtig jambong, bringen Se jambong, aber nich ze knapp, wenn ik bitten darf ...

Et du pain, Brot, monsieur, Brot?

Nee, danke, haben wir, Brot im Überfluß, mein Freund ... Und dann richten Sie das Frühstück für den Herrn Oberst ... Tee und zwei frische Eier ... Sie haben doch Hühner auf dem Schloß, oller Schwede?

Des poules, mais sûrement des poules!

Meintswegen poules oder wie die Dinger sonst heißen ... trollen Se sich!

Labiche ist heidenfroh, daß er wieder gehen kann, daß ihm sonst kein Leid von dem Kurzgeschorenen mit dem Schnauzbart widerfahren ist.

Wie er draußen ist, geht Wolf an einen der kunstvoll geschnitzten Schränke aus mattgelbem Palisander, die mit elegant geschwungenen Beinen in den Ecken des Saales stehen, und entnimmt dem ein Laib Kommißbrot und ein Messer, das er dort neben den Nippes des Marquis verwahrt hat. Ein Bibelot in Elfenbeindeckel mit Miniaturen aus dem 16. Jahrhundert und eine Statuette aus Genueser Silberfiligran stehen in dem Schranke dicht an der Seite des Brotmessers, mit dem sich Wolf jetzt eine derbe Scheibe Kommißbrot zu seinem Frühstück schneidet.

Pfeifend beginnt er zu essen und schlürft behaglich den würzigen Kaffee, den der Marquis durch die Vermittlung eines befreundeten Lords aus Aden bezieht.

Nach einer Weile tritt Labiche wieder ein. Er stellt die Platte mit dem Schinken wortlos vor Wolf nieder und macht sich dann daran, neben dem Fenster den Frühstückstisch für den Oberst zu decken.

II.

Unteroffizier Wolf würdigt Labiche eines Gespräches.

Er hat seinen Kaffee getrunken und den köstlichen Yorker Schinken verzehrt. Auch die Arbeit rastet. Jetzt streicht er sich mit dem breiten Rücken seiner großen Hand, der von den Gewehrgriffen erstarkten, über den Schnauzbart, so daß das Fett der genossenen Speise auf ihr glänzt und zündet sich eine Zigarre an. Er beißt deren Spitze ab, läßt diese auf das Parkett des Frühstückssaales fallen und wendet sich an den Diener, der von seiner Arbeit aufsieht und unwillig, aber stillschweigend mit dem grauen Kopf schüttelt, weil der Marquis von Armentières mit den Fußböden seines Schlosses so penibel ist, daß die Dienerschaft sie wie in den Königlichen Schlössern von Berlin und München nur in Filzpantoffeln betreten darf.

Ist es lange her, daß dein Herr sich gedrückt hat, fragt Unteroffizier Wolf und lächelt erhaben wie ein Held, der die Götter und Göttinnen des Olymp bezwungen.

Je ne vous comprends pas, monsieur.

Sie haben doch deutsch gelernt, oller Schwede. Wo haben Sie deutsch gelernt?

En Allemagne, monsieur.

So in Allemagne, sind Sie oft in Allemagne gewesen, oller Schwede?

Mit dem Erren Markis seie ik gewest en Allemagne.

Und wo?

Jk seien gewest mit das Erren Markis in Wiesbade und in Bade-Bade, weil das Erren Markis seien gewest sehr souffrant von seine rhumatisme.

Der Kanonendonner von Troyon, der eben mit erneuter Heftigkeit einsetzt, unterbricht das Gespräch.

Es schneidet Wolfs Bemerkung: „Aber zum Laufen hat es trotz des Rheumatismus noch gelangt“ jäh ab.

Labiche zittert an allen Gliedern.

On y est habitué, sagt er, mais pourtant...

Das sind unsere Brummer, bemerkt Wolf, Krupp und Co., Essen an der Ruhr, wenn Sie sich für die Adresse interessieren sollten, oller Schwede!

Labiche hat den Unteroffizier nicht verstanden. Es klopft zudem an die Tür. Wolf, der das Erscheinen eines Vorgesetzten mit Recht wittert, fährt in die Höhe und ruft: Herein!

Hauptmann Adolf von der achten Kompagnie tritt über die Schwelle.

Labiche verschwindet. Es ist ein instinktives Gefühl, das ihn verschwinden läßt, sobald er eines preußischen Offiziers ansichtig wird.

Rühren, Unteroffizier Wolf! Sind der Herr Oberst schon aufgestanden?

Mit diesen Worten tritt Hauptmann Adolf an den Tisch und wirft einen Blick auf die umherliegenden Akten.

Der Herr Oberst haben sich vor etwa einer Viertelstunde erhoben, meldet Unteroffizier Wolf. Der Herr Oberst nehmen eben ein Bad...

Das Wort Bad spricht Unteroffizier Wolf mit einem ausgesprochen kurzen a, obwohl er aus Bieberich und nicht aus Berlin stammt. Aber er hält es für schneidiger, Worte wie Bad, Rad und ähnliche mit kurzem a zu sprechen. So hat er es während seiner zwei Dienstjahre in der Kaserne in Mainz von den Vorgesetzten gelernt.

Hauptmann Adolf lächelt.

Der Herr Oberst haben, so viel mir bekannt ist, die Herren vom Stabe auf sieben Uhr hierher befohlen, Unteroffizier?

Zu Befehl, Herr Hauptmann.

Schön. Dann geben Sie dem Herrn Oberst diese Meldung, Unteroffizier.

Zu Befehl, Herr Hauptmann. Ich gebe dem Herrn Obersten diese Meldung.

Wieder lächelt Hauptmann Adolf.

Ich glaube Ihnen auch so, daß Sie deutsch verstehen, Unteroffizier, auch ohne daß Sie meine Worte wiederholen.

Wolf gerät in peinliche Verlegenheit. Es war doch Dienstvorschrift, den Befehl des Vorgesetzten zu wiederholen, und der da setzte sich mit einer ironischen Bemerkung glatt über eine Dienstvorschrift hinweg. Dem Unteroffizier will das nicht in den Kopf. Freilich, Hauptmann Adolf von der achten, der war ja so was wie Musiker und dann... man hatte in Mainz gemunkelt, daß ihm der Herr Oberst einmal einen Verweis wegen unmilitärischen Betragens erteilt hatte, freilich, freilich! Wolf fällt das plötzlich in dieser Minute ein, während er trotz des Befehls „Rühren" wieder stramme Haltung annimmt und dadurch markiert, daß er auf der Höhe ist, einen dienstlichen Befehl nach den Vorschriften des Reglements entgegenzunehmen.

Und wieder lächelt Hauptmann Adolf. Diesmal beinahe mitleidig.

Ich habe „Rühren" befohlen, Unteroffizier, sagt er, aber gleichviel. Melden Sie also dem Herrn Oberst, ich liege mit der achten Kompagnie in Vitry im Quartier. Haben Sie verstanden? Vitry.. V i t r y mit einem y grec... Schreiben Sie es sich lieber auf, wenn Sie den französischen Namen nicht behalten können, falls der Herr Oberst Sie nach mir fragen sollten.

Vitry, Herr Hauptmann, zu Befehl.

Schön.

Hauptmann Adolf fährt fort:

Diese Meldung wurde von einem Flieger aus einer Taube abgeworfen und von einem Manne meiner Kom-

pagnie gefunden. Ich bringe Sie selbst, weil ich der Meldung große Bedeutung beimesse. Melden Sie das dem Herrn Oberst, Unteroffizier! Ich liege also, um es nochmals zu sagen, in Vitry.

Adolf kümmert sich jetzt nicht weiter um den Untergebenen. Sein auf einer langen Reise an der Kunst Italiens geschultes Auge schweift voll inniger Freude durch den Frühstückssaal des Marquis von Armentières und da kommt es ganz ungewollt von seinen Lippen:

Potz Teufel, schön habt Ihr es hier, Unteroffizier!

Adolf steht vor der Vitrine, der Wolf vorhin das Messer und den Laib Kommißbrot entnommen hat, und mustert die in dem Palisanderschränkchen aufgestellten Kunstgegenstände.

Das ist ja echte Genueser Arbeit aus dem siebzehnten Jahrhundert, kommt es jetzt von seinen Lippen. Donner Kittchen!

Wie meinen der Herr Hauptmann?

Das war nicht für Sie, Unteroffizier.

Zu Befehl.

Hauptmann Adolf hört nicht mehr auf Wolf. So ganz ist er in den Anblick des kleinen Kunstwerkes versunken, das er der unverschlossenen Vitrine entnommen hat. Er wägt das kleine Ding hin und her in den Händen. Es ist eine zierliche Gruppe aus Silberfiligran. Sie stellt einen neapolitanischen Mandolinenspieler dar, zu dessen Akkorden ein zierliches und reich geputztes Fräulein den Reigen tanzt. Adolf ist ganz hingerissen von der Arbeit, so daß er momentan seine ganze Umgebung, Schloß Monmiroir und die grausige Situation, in der er sich doch eigentlich hier befindet, ganz vergißt. Eine Tanzgruppe aus Genueser Silberfiligran, wie er seiner Lebtage noch keine gesehen, obwohl er doch alle Museen in Rom, Florenz und Neapel durchwandert hat. Ja, so etwas findet man eben durch einen gütigen Zufall oder nie.

Behutsam stellt er den kleinen Gegenstand zurück in die Vitrine. Sein Auge haftet jetzt auf der Bouleuhr, die auf dem Kamin steht. Ein Bijou aus Goldbronze. Merkur, der Bote der Götter und Menschen, der Halbgott, wie er sich gerade die Flügelschuhe anlegen will, an der Seite des Jupiters, der ihn mit dem Winke des Blitzes auf die Erde entsendet. Und auf einem goldenen Bande des Untergestelles die Devise des großen Königs von Frankreich: Nec pluribus impar!

Der E i n e, der d a s von sich sagen durfte, denkt da Hauptmann Adolf.

Dann reißt er sich los von dem Anblick, der ihn so völlig gefangen genommen. Es fällt ihm ein, daß er in Vitry noch seine Tagesbefehle zu erteilen hat.

Und er geht, sich noch einmal an den Unteroffizier wendend: Sie haben mich also verstanden, Unteroffizier?

Vollkommen, Herr Hauptmann.

Wolf schlägt die Haken aneinander, daß das Parkett im Frühstückssaale des Marquis von Armentières leise ächzt.

Hauptmann Adolf ist gegangen.

Labiche hat den Frühstückstisch für den Obersten gerichtet. Wolf inspiziert noch einmal. Alles ist an seinem Platze, nichts fehlt, genau so, wie es der Herr Oberst haben will. Es war also doch nicht umsonst, daß er dem ollen Schweden gestern Abend alles noch einmal bis auf das Titelchen einschärfte. Unteroffizier Wolf könnte diesen Frühstückstisch bewundern, wenn er Hauptmann Adolf wäre, aber der ist er zum Heile des preußischen Unteroffiziersstandes nicht. Das blütenweiße Battisttuch, die Teeschale aus chinesischem Porzellan, das schwere Silberbrett mit den Arabesken und der Krone des Geschlechtes derer von Armentières, die durch Generationen und Generationen streng katholisch und königstreu bis auf die Knochen geblieben waren und heute noch die Lilie der Bourbonen als

symbolische Zier benutzen. Und doch waren Stürme des Krieges und der Revolutionen über Frankreich dahingegangen, hatten das Königreich in eine Republik, die Republik in ein Kaiserreich und dieses wieder zweimal in ein Köngreich, ein neues Kaiserreich und eine neue Republik gewandelt. Aber die Armentières blieben, was sie waren, die Armentières, die schon in den Tagen der Ritter ihren Adelsbrief aus den Händen des siebenten Karl empfangen, deren Ahnen dem Einzug der Pucelle in der heiligen Reims beigewohnt hatten.

Aber was soll Unteroffizier Wolf von der achten Kompagnie aus Bieberich davon wissen, er, der auf seinen Zivilversorgungsschein wartete und Frankreich Frankreich sein läßt, wenn er nicht den Befehl erhält, auf die Rothosen zu schießen! Er sieht nur das geröstete Brot und die weichgekochten Eier und den Tee. Darauf hat er zu achten. Denn der Oberst leidet an Gallensteinen und der Herr Stabsarzt hat ihm eine strenge Diät verordnet, und wenn solch ein Gallenstein kommt, dann ist es schlimm bestellt um das ganze Regiment und die Einnahme von Troyon könnte am Ende an solch' einem Gallenstein zu Schanden werden. So denkt Unteroffizier Wolf.

Aus diesen Gedanken reißt ihn die Stimme des Obersten von Trautmann, der aus dem Nebenzimmer ruft:

Unteroffizier!

Herr Oberst?

Was Neues? Ist jemand dagewesen? Mir wars, als hörte ich sprechen.

Herr Hauptmann Adolf von der achten.

Was wollte der Herr Hauptmann?

Hat eine Meldung gebracht, Herr Oberst!

Eine Meldung? Zeigen Sie mal gleich her!

Der mit Haaren bedeckte Arm des Obersten wird in dem Rahmen der Tür sichtbar. Der Oberst hat den Waffenrock noch nicht angelegt und ist daher noch in Hemdärmeln.

Im Laufschritt erreicht Unteroffizier Wolf den Tisch, wo er die von Hauptmann Adolf gebrachte Meldung niedergelegt hat, und ist dann in ein paar Sätzen wieder an der Tür.

Eine Minute später tritt der Oberst fix und fertig angezogen ein. Er setzt sich vor den Frühstückstisch und nimmt seinen Tee. Sein Auge weicht kaum von dem Blatt, das Hauptmann Adolf dem Unteroffizier übergeben hat. Er scheint heute seine Gallensteine ganz vergessen zu haben. Das Brot war doch wirklich nicht genügend geröstet, denkt Unteroffizier Wolf, und der Herr Oberst bemerkten es gar nicht.

Auf einmal kommt es von den Lippen des Obersten:

Aber das ändert ja mit einem Schlage die ganze Situation!

Erstaunt blickt Unteroffizier Wolf auf. Sollte es wirklich möglich sein, daß Hauptmann Adolf von der achten eine Meldung von solch' außerordentlicher Wichtigkeit gebracht hat? Eine Meldung, die den Obersten seine Gallensteine vergessen läßt! Freilich, wenn die Meldung von einem Flieger kam, von einem vom Aufklärungsdienste, dann freilich!

Der Oberst wendet sich an Wolf:

Ich habe die Herren vom Stab Schlag sieben hierherbefohlen, Unteroffizier?

Schlag sieben, Herr Oberst!

Und wieviel Uhr haben Sie?

Drei Minuten vor sieben, Herr Oberst!

Ich glaube, Schritte draußen zu hören!

Das sind schon die Herren.

III.

Der Regimentsstab tritt ein. In rigoroser Reihenfolge nach dem Dienstalter. Auch hier im Felde, vor dem Feind! Zuerst Major von Berkersburg vom zweiten, dann Braun vom ersten, endlich Hottinger vom dritten Bataillon. Hinter diesen die Adjutanten. Oberleutnant von Schenner, Regimentsadjutant. Sodann die Leutnants Hamann, Schlosser und Pritzewitz.

Militärische Verbeugung vor dem Oberst.

Morjen, meine Herren!

Morjen, Herr Oberst!

Gut geschlafen?

Danke ergebenst, Herr Oberst.

Eenfach wie en Jott in Frankreich.

Berkersburg, als der Dienstälteste, riskiert diesen Witz.

Bitte Platz zu nehmen, meine Herren!

Der Stab setzt sich nach der Rangordnung. Berkersburg zur Rechten des Obersten, Braun zu seiner Linken. Es folgen Hottinger, von Schenner, Hamann, Schlosser und schließlich ganz unten am Tische der kleine Pritzewitz, dessen linkes Auge mit dem Monokel verwachsen zu sein scheint.

Wenn die Herren roochen wollen, sagt der Oberst, ik habe nischt dagegen.

Er nimmt selbst eine dickleibige Havanna aus seinem Etui. Jeder bemüht sich, ihm Feuer zu reichen. Am raschesten gelingt das dem kleinen Pritzewitz. Er ist eben der flinkste, denn, bevor er wegen seiner Schulden von der Kavallerie zur Infanterie strafversetzt wurde, ist er Herrenreiter gewesen. Das hängt ihm eben noch in allem nach.

Die Zigarren und Zigaretten brennen. Sie hüllen in wenigen Minuten den Frühstückssaal des Marquis von Armentières, in dem Rauchen in Anwesenheit des alten Aristokraten streng verpönt gewesen, in einen bläulichen Dunst.

Wenn Labiche das sähe! Aber Labiche sitzt wieder drunten in der Küche bei Madame und schüttelt in einem zu seinen ergrauten Kopf.

Unteroffizier Wolf hat sich auf den Wink des Obersten entfernt, nachdem die Herren vom Stabe eingetreten sind.

Also, meine Herren, beginnt der Oberst. Die Situation hat sich mit einem Schlage von Grund auf geändert. Damit werden alle unsere Besprechungen von dieser Nacht hinfällig.

Gespannt sind aller Augen auf die Lippen des Obersten gerichtet. Der kleine Pritzewitz läßt das Monokel aus dem linken Auge fallen, das er glücklicherweise an einer schmalen seidenen Schnur trägt. Vor lauter Erstaunen nimmt er die Nagelfeile aus seiner Tasche und operiert nervös an seinen Fingern. Er kann den Kriegsrat überhaupt nicht vertragen. Er denkt daher lieber an seinen Gaul. Als Adjutanten hat man ihm Gott Lob und Dank einen solchen auch bei seiner Versetzung zu den Sandhasen gelassen.

Sandhasen nannten sie in seinem Ulanenregiment die Infanterie, einfach Sandhasen, das sagte doch alles!

Also von Grund auf geändert, sagt der Oberst noch einmal. Hauptmann Adolf von der achten brachte mir diesen Korpsbefehl.

Hauptmann Adolf?

Die Frage kommt aus dem Munde des dienstältesten Majors von Berkersburg.

Sie haben mich richtig verstanden, Herr Major, Hauptmann Adolf von der achten. Erstaunt Sie das etwa, Herr Major?

Allerdings, Herr Oberst! Hauptmann Adolf liegt doch mit seiner Kompagnie in Vitry.

Ganz richtig.

Wie sollten die feindlichen Vorposten einen Meldereiter bis Vitry durchgelassen haben. Offenbar handelt es sich also um eine Fliegermeldung.

Offenbar, Herr Major.

In etwas ungeduldigem Tone kommen diese Worte aus dem Munde des Obersten. Major von Berkersburg bemerkt das wohl und — er schweigt.

Der Oberst fährt fort:

Die Sache scheint mir von der höchsten Wichtigkeit zu sein, meine Herren!

Wieder das gleiche, gespannte Erwarten in allen Gesichtern.

Der Befehl besagt nämlich, fährt der Oberst fort, daß starke feindliche Kolonnen, über die Zahl schweigt er, im Anmarsch auf den Wald hinter Troyon gesichtet worden sind. Es ist, wie Sie wissen, meine Herren, unsere Aufgabe, den Feind aufzuhalten, bis unserem linken Flügel die Umgehung der Forts von Troyon geglückt ist. Unser Regiment, meine Herren, ist, wie Sie des weiteren wissen, das einzige, das in Reserve zu diesem Zwecke noch zur Verfügung steht, da alle anderen Einheiten bereits im Gefechte um Troyon engagiert sind.

Jawohl, Herr Oberst!

Unsere Aufgabe ist einfach und tragisch, meine Herren.

Bei dem Worte tragisch geht es wie ein leises Zucken durch die schlanke Gestalt des Leutnants Hamann. Der Mobilmachungsbefehl traf ihn in Mürren auf der Hochzeitsreise, nachdem er gerade acht Tage verheiratet gewesen, und in solcher Lage hat das Wort tragisch einen recht bitteren Nachgeschmack.

Wir haben also den Wald von Troyon zu besetzen und den Gegner so lange hinzuhalten, fährt der Oberst in aller

Ruhe fort, bis die Umgehung der Forts von Troyon geglückt ist, und wenn das auch eine Ewigkeit dauern sollte, meine Herren!

Zu Befehl, Herr Oberst!

Vor allem kommt es darauf an, dem Gegner eine stärkere Besetzung des Waldes vorzutäuschen, das Gelände wird uns dabei die vortrefflichsten Dienste leisten, meine Herren!

Zu Befehl, Herr Oberst!

Es heißt also sparen, meine Herren, sparen bis auf den letzten Mann und die letzte Patrone! In aufgelöster Schützenlinie, mit den größten Zwischenräumen, und sparen, sparen, sparen ... Wir rücken kompagnieweise vor ... Ist eine Kompagnie aufgerieben, dann erst greift die andere ein! Verstanden, meine Herren?

Befehl, Herr Oberst!

Es heißt also, um es nochmals zu sagen, sparen, meine Herren, bis auf den letzten Mann!

Der Oberst macht eine lange Pause. Er kaut an seinem weißen Schnauzbart. Das tut er immer, wenn er im Begriffe steht, den Andern etwas Unangenehmes sagen zu müssen. Man kennt das schon von den Vorstellungen her, die vor ihm stattgefunden haben, und von den Kritiken. Endlich kommt es aus seinem Munde: Das Bataillon, das den Anfang macht, dürfte nach menschlichem Ermessen verloren sein, meine Herren!

Wieder überlegt er eine lange Weile und zögernd, wie eben einer, der ein Todesurteil auszusprechen hat, beginnt er:

Das ... das ...

Da fällt ihm Major von Berkersburg ins Wort:

Rasch, unvermittelt, in plötzlichem Entschlusse kommt es aus seinem Munde:

Ich bitte gehorsamst um den Vorzug, mit meinem Bataillon den Anfang machen zu dürfen, Herr Oberst!

Der Oberst lächelt beglückt. Der Major hat ihn durch seinen raschen Entschluß einer Aufgabe überhoben, die ihm als Menschen entsetzlich war.

Da Sie mich um das bitten, Herr Major von Berkersburg, worüber ich eben noch nachsann, ist Ihnen Ihre Bitte gewährt. Das zweite Bataillon des Herrn von Berkersburg macht also den Anfang. Freilich bin ich der Überzeugung, daß das erste und das dritte nicht weniger todesmutig sind!

Zu Befehl, Herr Oberst!

Zu Befehl, Herr Oberst!

Die Versicherungen überstürzen sich aus dem Munde der Majore Braun und Hottinger.

Es folgt dann zunächst das erste und dann das dritte Bataillon! Und nun, meine Herren, Hurra, Seine Majestät!

Hurra, hurra, hurra!

Das Hurra aus dem Munde des armen Hamann klingt ein wenig dünn. Er denkt gerade an die Postkarte seiner Mechtildis, die ihm die Ordonnanz erst an diesem Morgen brachte und auf der von allen möglichen schönen Hoffnungen und von Gottvertrauen die Rede war. Und nun war die Aufgabe einfach und tragisch!

Der Oberst hat sich erhoben.

Er schüttelt allen Herren die Hand.

Dann ruft er an der Tür nach dem Unteroffizier Wolf und befiehlt seinen Bock vorzuführen. Oberst von Trautmann bezeichnet jeden Dienstgaul mit dem Ausdruck Bock.

Der Oberst geht.

Die Sache wird sich noch hinziehen, meine Herren, bemerkt Major von Berkersburg, nachdem der Oberst gegangen. Solche Meldungen kommen erfahrungsgemäß sehr früh, wenn sie nicht überhaupt eine Finte sind.

Bei dieser Bemerkung des Majors atmen einige erleichtert auf.

Sie haben also noch Zeit, wenn Sie noch eine Ansichtskarte nach Hause schreiben wollen, dann bitte ich Sie, sich

nur zu bedienen. Karten und Tinte en masse, wie Sie sehen. Keine Lust, Herr Hamann?

Bin schon dabei, Herr Major!

Grüßen Sie mir Ihre junge Frau Gemahlin, Herr Leutnant, wenn ich gehorsamst darum bitten darf.

Danke ergebenst für diesen Vorzug, Herr Major!

Wie lange waren Sie eigentlich verheiratet, Herr Hamann, als die Kriegsbeorderung kam?

Gerade acht Tage, Herr Major!

Richtig, richtig. Meine Frau und ich sind ja noch auf der Hochzeit gewesen, daß man so was vergessen kann, na, grüßen Sie schön!

Danke, Herr Major!

Auch die anderen haben sich zum Schreiben niedergesetzt. Nur der kleine Pritzewitz lehnt wider den Kamin und betrachtet in tiefes Sinnen verloren die Bouleuhr.

Major von Berkersburg tritt zu ihm. Er hat wahrhaftig keine Lust, noch eine Karte in die Heimat zu schreiben, obwohl er erst diesen Morgen einen langen Brief aus Falkenstein erhalten hat. „Grüße Adolf!" stand als Postskriptum hinter diesem Briefe. Als ob er das nicht so wüßte, daß ihr letzter Gedanke Adolf und nicht ihm gehörte, seitdem er gesehen, was er sah... Acht Tage wie Hamann, ja, denkt er voll Bitterkeit, drei Jahre wie er, nee.. Wenn man zwanzig Jahre älter war als die Auserwählte und dem Schwiegeralten die Hypotheken auf sein überschuldetes Gut geliehen hat...

Sie haben niemanden zu schreiben, Pritzewitz, fragt er jetzt den Kleinen.

Nee, Herr Major!

Jk ooch nee!

Da ergreift Major Braun das Wort:

Na, wenn Sie fertig sind, meine Herren!

Befehl, Herr Major!

Dann bitten Sie die Herren Hauptleute meines Bataillons in mein Quartier!

Und Sie die meinen in das meine, Herr Leutnant, sagt Hottinger.

Zu Befehl, Herr Major!

Sie können meine Herren hierher bitten, Herr Leutnant, das ist das einfachste, entscheidet Berkersburg.

Mahlzeit!

Mit diesem Kasinogruß scheidet man voneinander.

Major von Berkersburg bleibt allein zurück.

IV.

Er nimmt den Zeiß, den er in einem gelben, ledernen Futteral umgehängt an einem Riemen von gleicher Farbe trägt, und tritt, diesen in der Hand, an das Fenster. Von hier hat man einen weiten und herrlichen Ausblick in das Tal der Maas. Die Aussicht von Schloß Monmiroir ist immer das Entzücken des Marquis von Armentières und seiner Gäste gewesen. Vor allem in den Tagen des Herbstes, wenn der feine Dunst aus dem Tale des Flusses emporsteigt, wenn der in der Mittagsstunde mit der Sonne ringt und die Herrscherin dann siegreich heraustritt aus dem Nebelmeer und die goldenen Blätter der Wälder dieser Hügel mit ihren Strahlenbündeln verklärt.

Aber das durch die starken Gläser des Zeiß geschärfte Auge des Majors sucht nicht den Reiz dieser wunderbaren Gegend, deren Herbstesfülle einen Dichter zu einer Ode im Stile des Anakreon begeistern könnte. An solches denkt der Major nicht. Sein Auge sucht die Forts von Troyon, die eben unter dem Kanonendonner der schweren Mörser stehen. Major von Berkersburg ist stolz auf diese Maschinen der

Zerstörung, als ob er selbst der geistige Vater der Idee sei, Kanonen zu ersinnen, deren Geschosse die dicksten Mauern aus Beton und die Stahlplatten der Panzertürme durchschlagen.

Er hat vor Lüttich gestanden und hat mitangesehen, wie Loncin in Trümmer sank.

Zweiunddreißigtausend Mark kostete ein einziger solcher Schuß. Wie ein Gewitter rollt der über die Erde. Auf Kilometer hinaus springen in den Dörfern die Fensterscheiben bei einem solchen Schusse und die Bedienungsmannschaft des Mörsers wird nach wenigen solcher Schüsse taub.

An diese kolossale Leistung denkt Major von Berkersburg, wie er seinen Zeiß in der Hand am Fenster des Frühstückssaales von Schloß Monmiroir steht und sein Auge die Gegend absucht. Der Donner rollt. Der Major richtet den Zeiß auf den linken Panzerturm eines der Forts von Troyon.

Das war ein Treffer!

Wie ein Hohelied der Freude und des Jubels zieht diese furchtbare Tatsache durch die Seele des Majors.

Troyon brennt. Frohlockend tönt es so in seinem Inneren. Dann greift er plötzlich nach dem Kragen seines Waffenrockes und öffnet mit einem raschen Rucke die Haken. Es ist zum Ersticken, als ob ihn eine unsichtbare Hand würge, so scheint es dem Major, trotz seiner jubelnden Freude über den Brand von Troyon.

Er stellt den Zeiß auf die Bank des Fensters, denn die Rechte, in der er bislang den Feldstecher gehalten, sucht in der Tasche seines Waffenrockes nach einem Brief. Den hält er jetzt in zitternden Händen, überfliegt ihn noch einmal und knirscht zwischen den Zähnen:

Nicht für möglich sollte man es halten, nicht für möglich. Wenn man es nicht mit seinen eigenen Augen gesehen hätte! Weiber ... Weiber ...

Es ist der Brief Melanies, der diesen Morgen mit der Feldpost angekommen und den ihm ein Radfahrer gerade in der Stunde seines Aufbruchs ins Quartier gebracht hat!

Nicht für möglich, nicht für möglich!

Er ist in Versuchung, den Brief Melanies zusammenzuknäulen und ihn weit von sich weg hinunter ins Tal der Maas zu schleudern, wo die brennenden Dörfer liegen, aber dann besinnt er sich, faltet ihn sorgsam zusammen, birgt ihn wieder in seinen Umschlag und steckt ihn in die Tasche seines Waffenrockes. Ruhig will er sein, prüfen will er, auf Herz und Nieren prüfen und dann handeln .. ja, das will er.

Adolf wird kommen, kein Zweifel! Er wird sich bei dem Radfahrer erkundigt haben, ob keine Nachrichten aus Falkenstein eingetroffen sind, und er wird kommen. Bis dahin Ruhe — und dann wird er seine Dispositionen treffen — dann — dann —. Das Leben des ganzen Bataillons ist heute in seine Hand gegeben! Dann — dann —

Mechanisch geht er nach der Tür und drückt auf die elektrische Klingel. Er hat ein Gefühl der Trockenheit im Halse, daß er sich nicht mehr helfen kann. Und der Keller des Schlosses Monmiroir ist voll der edelsten Weine, das weiß er, das hat ihm Oberst von Trautmann selbst erzählt, der wegen seiner Gallensteine keinen Wein trinken darf — nur Fachinger — scheußlich, nur Fachinger, das eigens für ihn in den Bagagewagen des Regiments mitgeführt wird.

Nach einer Weile tritt Labiche wieder ein.

Vous avez sonné, monsieur?

Oui, j'ai sonné.

Der Major spricht das Französisch mit einem Akzent, der Labiche direkt auf die Nerven fällt. Da ist das Radebrechen des Unteroffizier Wolf eine Erholung dagegen, denkt Labiche. Denn das Französisch des Majors hat den harten Ton, den die Stimme im Laufe der Jahre ganz von

selbst auf den Exerzierplätzen und in den Mannschaftsstuben der preußischen Kasernen anzunehmen pflegt.

Der Major fällt aus der Rolle. Er vergißt einen Moment, wo er sich befindet und mit wem er spricht, denn seine Gedanken sind schon wieder bei Adolf und Melanie und bei dem Inhalt des heuchlerischen Briefes aus Falkenstein.

Haben Sie Sekt, mein Freund?

Je ne vous comprends pas, monsieur! Sekt! Qu'est ce que c'est Sekt? fragt Labiche.

Champagne, Champagne, mon ami!

Mais certainement, monsieur, je vais en chercher.

Labiche entfernt sich.

Der Major steht wieder am Fenster. Troyon brennt. In hellen und lohenden Flammen brennt es. Das war ein Treffer. Der Panzerturm raucht. Er wird stürzen und die Besatzung unter sich begraben.

Wieviel Mann werden das sein? denkt der Major.

Mindestens zweihundertundfünfzig und er lächelt befriedigt.

Mit dem Schusse kommen wir auf unsere Kosten, wenn der Turm stürzt. Freilich weit über hundert Mark der Mann, so denkt der Major, aber der Turm, der wiegt auch sein Teil ...

Aus diesen Berechnungen reißt ihn der eintretende Labiche, der die Flasche Champagner und einen Kelch aus böhmischem Kristall auf einer silbernen Platte trägt.

Labiche schenkt ein und der Major gießt den Kelch Sekt in einem Zuge hinunter. Es ist ihm, als spüle er das würgende Gefühl im Halse damit weg. Der Diener schenkt ihm zum zweitenmale ein und will sich dann entfernen.

Halt, so war das nicht gemeint, mein Freund!

Labiche, der die Klinke der Tür schon in der Hand hält, wendet sich noch einmal um.

Vous désirez, monsieur? Encore une bouteille?

Nee, nee — aber wir bezahlen alles in bar — Hier, mein Freund!

Der Major reicht Labiche ein Fünffrankenstück.

Merci beaucoup, monsieur.

Der Ecu trägt das Bildnis Louis Philippes. Des Bürgerkönigs! Wie die die Regierung wechselten in diesem Frankreich, denkt der Major, wie ein Paar Strümpfe! Louis Philippe, der Bürgerkönig! Wie lange war das wohl her?

Labiche ist gegangen.

Der Major sammelt seine in der Kadettenanstalt erworbenen Geschichtskenntnisse. Louis Philippe, der Bürgerkönig, das mag so um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, entscheidet er. Oder noch früher — richtig, so in den dreißiger Jahren, meint er jetzt, oder, na, gleichviel — jedenfalls, bevor der dritte Napoleon den Staatsstreich machte und das zweite Kaiserreich installierte, dem sie es bei Sedan besorgt haben. Der französische Nasal klingt wie Fanfarengeschmetter in den Gedanken des Majors ... und sein Blick schweift über das brennende Troyon.

Da vernimmt sein Ohr Schritte draußen auf dem Korridor des Schlosses. Er kennt diese Schritte nur zu gut, wie oft hat er in der heimischen Garnison, in seiner Villa am Rhein eifersüchtig diesen Schritten gelauscht! Es sind Adolfs Schritte!

Morjen, Berkersburg!

Morjen, Adolf!

Trotz des Alters- und Rangunterschiedes sind die beiden Du und Du ... Bei einem Liebesmahl haben sie einmal vor Jahren Schmollis getrunken. Es war die Schuld des Majors, der dem Kameraden damas das vertrauliche Du in einer weinseligen Stunde anbot.

Ich habe dich hier gesucht, Berkersburg.

So — nett von Dir!

Ja, der Alte hat doch seinen Stab hierherbefohlen... Dachte mir, daß Du noch hier seist.

Sehr liebenswürdig! Richtig, auf sieben hat der Alte seinen Stab hierherbefohlen, ganz richtig... übrigens, trinkst Du ein Glas Sekt?

Nein, ich danke!

Na, denn nich! Wenigstens det Zeugs jibt es hier un billig. Wirst wohl kaum noch mal so billigen Sekt trinken, oller Kamerad!

Das könnte schon sein!

Die Worte kommen in ganz resigniertem Tone aus dem Munde des Hauptmanns von der achten.

Sollte der am Ende schon etwas gehört haben? Doch nein, der war ja gemeinhin so elegisch. Musiker, Lyriker, denkt Berkersburg, und zuckt mit den Achseln.

Sieh hierher, Troyon brennt!

Brennt?

Überzeuge Dich — bitte, mein Zeiß!

Adolf steht an der Seite des Majors am Fenster. Sein Auge gleitet über die Gegend, aus der sich das brennende Troyon wie der Altar eines Opfers vor seinen Blicken hebt.

Unsere Brummer haben ganze Arbeit getan.

Adolf erwidert nichts. Er sucht absichtlich dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, deshalb sagt er:

Übrigens ein Juwel, dieses Schloß Monmiroir mit seinem Parke.. Man könnte hier von den Tagen des Roi Soleil träumen, von Versailles, von Trianon...

Und um mir das zu sagen, bist Du gekommen, Adolf? — Melanie hat geschrieben, das war doch der eigentliche Grund, aus dem Du kamst. Du hast es auf der Feldpost erfahren!

Allerdings, deshalb kam ich!

Hell und freundlich blitzt es bei diesen Worten in den klaren, warmen Augen des Hauptmanns von der achten

auf, und ein unstetes Flimmern, etwas Lauerndes zeigt sich in den wasserblauen des Majors.

Willst Du mir den Brief geben, vorausgesetzt?

Aber mit dem allergrößten Vergnügen. Melanie und ich haben keine Geheimnisse vor Dir, keine Zärtlichkeiten .. nee, nee ... I Gott bewahre ... Wir und Geheimnisse vor Dir ...

Ich finde Dich seltsam, Berkersburg!

Wirklich, findest Du, ach nee!

Es ist doch nur natürlich, daß ich als alter Kamerad und Freund des Hauses, der täglich bei euch verkehren zu dürfen den Vorzug hatte, mich dafür interessiere, wenn hier im Felde ein Brief aus Falkenstein kommt. Findest Du das nicht selbst ganz natürlich, mein lieber Berkersburg?

Freilich finde ich das nur ganz natürlich. Was denn sonst? Oder meintest Du etwa? Ach nee! — Hier bitte — Aber beeile Dich! Die andern werden gleich kommen. Habe nämlich die Herren von meinem Bataillon hierher gebeten, von wegen einer Meldung, Adolf, die Du dem Ollen so diensteifrig gebracht hast, Schuster, Du ...

So, war meine Meldung von Wichtigkeit?

Von der allergrößten! Wir sprechen gleich darüber! Doch jetzt lies! Den Passus von den Hühnern und Tauben, die sie auf Falkenstein füttert, kannst Du ja auslassen. Det reine Idyll! Uff Falkenstein mit dem Jeflügelhoff und dem jichtigen Ollen' ...

So sei doch froh, wenn sie heiter und guter Dinge ist, Berkersburg, und wenn sie gefaßt schreibt.

Bin ik ja ooch!

Adolf versenkt sich in den Brief.

Der Major tritt wieder an das Fenster und richtet den Zeiß auf das brennende Troyon.

V.

Bist Du zu Ende? fragt er nach einer langen Pause.

Ich bin zu Ende.

Mit diesen Worten reicht Adolf dem Major den Brief, den er sorgsam wie vorhin Berkersburg zusammenfaltet und in seinen Umschlag steckt.

Nun?

Ich bin sehr glücklich!

Wirklich, Adolf?

Wirklich, Berkersburg! Ich freue mich, daß sie alles wie eine Schickung hinnimmt, alter Freund. Das ist doch das einzige, was wir in solcher Lage tun können, und daß sie sich mit dem Leben auf Falkenstein abgefunden hat.

So — und daß die Russen dort ihren Besuch noch nicht abgestattet haben?

Auch das — doch dafür sorgt Hindenburg.

Scheint wohl so. Hauptsache ist und bleibt, daß Du glücklich bist. Das war doch wohl der Zweck ihres Briefes? Oder etwa nicht?

Der Major hat das Du scharf betont. Nun liegt wieder jenes Lauernde in seinen wasserblauen Augen, das aber Adolf in seinem grenzenlosen Vertrauen zu dem älteren Freunde und in dem Bewußtsein seiner völligen Unschuld ganz übersieht. Der Major kaut an den Enden seines angegrauten Schnauzbartes. Auf einmal stößt er hervor:

Es gilt heute zu sterben, alter Freund!

Einen Moment sieht ihn Adolf groß, ungläubig, fragend an. Dann sagt er einfach:

Ich bin bereit!

Bei diesen Worten prüft der Blick des Majors den Hauptmann von der achten auf Herz und Nieren. Dieser Blick will das Innerste Adolfs ergründen. Es ist der Blick, mit dem der Major seine Untergebenen mustert, wenn man sie ihm denunziert hat. Adolf kennt diesen Blick. Kalt, lächelnd hält er ihm stand.

Er würde erschrecken, sagt sich der Major, wenn er sie besessen hätte, wenn er noch auf ihre Liebe hoffte, wenn ihm daran läge, zurück in ihre Arme zu kommen! Dann würde er erschrecken, wie Hamann erschrack und schlotterte, als er an seine junge Frau daheim dachte. Oder ist er so groß in der Kunst der Verstellung? Oder aber? Hat er noch Hoffnung? Glaubt er mir nicht?

In dieser Meinung wiederholt der Major noch einmal:

Es gilt zu sterben, alter Freund! Heute noch! Und dabei sieht er Adolf wieder mit seinem prüfenden Blicke an.

Und der erwidert in eisiger Ruhe:

Ich habe Dich vollkommen verstanden, Berkersburg, es gilt zu sterben und ich bin bereit. Das weiß ein Jeder, dazu ist ein Jeder bereit, der in d i e s e n Krieg gezogen ist.

In d i e s e n Krieg? Ist es ein anderer als die anderen Kriege, Adolf?

Jawohl, es ist ein anderer!

Wie meinst Du das, Adolf?

Wie ich das meine? In diesem Kriege gilt nur die Zahl und nicht der Mut und nicht die Kraft.

Erstaunt blickt der Major den Hauptmann von der achten an.

Nur die Zahl?

Du hast mich richtig verstanden, Berkersburg, wir alle sind nur Zahlen. Die ersten Zahlen stehen auf dem Verlustkonto, vielleicht werden die letzten Zahlen auf das Gewinnkonto gebucht. Es kommt allein darauf an, wer diese letzten Zahlen hat.

So fassest Du die Sache auf, Adolf?

So und nur so. Wer über die letzten Reserven verfügt, der und nur der wird Sieger in diesem Feldzuge sein. Troyon brennt. Es brennt durch eine Maschine. Maschinen fragen nicht nach Helden, nur nach Zahlen, das ist meine Meinung. Krieg gegen Maschinen ist an und für sich ein Unding, Berkersburg.

Der Major braust auf.

Wir haben keine Kritik zu üben, Adolf!

Ich enthalte mich auch jeder Kritik, Berkersburg! Ich konstatiere nur Tatsachen. Panzertürme und Mörser sind hier die ausschlaggebenden Faktoren, nicht der Mut und nicht die Kraft, am allerwenigsten das Genie.

So ...

Ja, so ... Und deshalb bin ich bereit! Es ist ein Würfelspiel, nichts weiter. Aber die Einsätze sind verschieden, Berkersburg, weil Leben nicht gleich Leben ist!

Wie meinst Du das?

Das muß ich der Entscheidung Deines eigenen Witzes überlassen. Der Hindu und der Turkos, der deutsche Gelehrte und das Mitglied der Pariser Akademie, die man hier ein Gewehr in der Hand einander gegenüberstellt, sind eben in meinen Augen keine gleichen Einsätze. Ich begeistere mich nicht für ein Spiel, bei dem der eine eine Erbse und der andere einen Dukaten setzt. Doch nun zur Sache! Es gilt also heute zu sterben, sagst Du!

Ja, die Meldung ...

Die ich überbrachte?

Ganz richtig, die Meldung, die Du überbrachtest, besagt, daß starke, feindliche Kolonnen hinter dem Walde von Troyon durch unseren Aufklärungsdienst gesichtet worden sind. Unser Regiment hat den Befehl, den Wald von Troyon zu besetzen und den Feind so lange hinzuhalten, bis die Umgehung der Forts von Troyon durch unsern linken Flügel vollzogen ist. Und wenn das auch eine Ewigkeit dauern sollte, so sagt der Olle. Verstanden?

Vollkommen, Berkersburg.

Ich habe mir von dem Ollen den Vorzug ausgebeten, daß das zweite Bataillon mit der Besatzung des Waldes hinter Troyon den Anfang macht, Adolf!

Da tatest Du recht. Ich hätte an Deiner Stelle auch nicht anders gehandelt. W a n n die Zahl aus der Urne springt, ist ja auch im Grunde genommen höchst gleichgiltig, sie springt heraus, genug, daß man das weiß und damit rechnet, Berkersburg.

Also ... Es wird gespart, sagt der Olle ... gespart bis auf den letzten Mann und die letzte Patrone. Kompagnieweise wird vorgegangen, verstehst Du, Adolf? Wenn die eine Kompagnie aufgerieben ist, dann erst greift die andere ein. Wir müssen den Feind möglichst lang über unsere eigene Stärke täuschen, müssen ihm eine große Macht im Walde vortäuschen. Kompagnieweise, es kommt auf jeden einzelnen Schützen an, damit wir möglichst lange standhalten können!

Vollkommen, ich verstehe Dich ganz, Berkersburg, und ich bin bereit!

Wieder der suchende, der tastende Blick aus den wasserblauen Augen des Majors, der die Seele des Hauptmanns von der achten vergeblich zu durchforschen bemüht ist. Denn auf den Zügen Adolfs malt sich nichts, nichts, nichts! Kein Entsetzen, keine Furcht, keine Angst, keine Leidenschaft! Nicht Genugtuung noch Freude, nicht Mut und Entschlossenheit, nicht Kampfeslust, nichts, nichts! Er ist einfach bereit, wie er sagt.

Der Major gibt den Versuch auf, in diesen zu Marmor erstarrten Zügen zu lesen. Mag der sich mit sich selber abfinden! Aber ihm, ihm werden die Folterqualen des Zweifels übrig bleiben, wenn der sein Geheimnis mit in das Grab nimmt, und wenn er selber — diesen Tag überlebt. Aber braucht er ihn denn zu überleben? Einen Moment durchzuckte es ihn teuflisch, boshaft. Eigentlich ja, um ihr Kunde

von seinem Tode zu bringen, um ihr in die Augen zu schauen, wenn er ihr sagt: Dort in Frankreichs fremder Erde, im Walde hinter Troyon, in einem Massengrabe ruht mit hundert und hundert anderen ... dein Freund!

Eigentlich ja — wenn — wenn — Aber kompagnieweise, das ganze Bataillon, bis auf den letzten Mann, bis auf den Major — auch bis auf den ...

Er sagt weiter kein Wort mehr. Er pfeift zwischen den Zähnen.

Stiefel, Stiefel, du mußt sterben
Und bist doch noch so jung, jung, jung —

Das paßt zu ihm und seiner Stimmung, zu seiner Menschheitstaxe solch ein Lied!

Adolf durchzuckt es. Solcher Zynismus widert ihn einen Moment an. Aber er kennt Berkersburg. Das war ja wohl die Tragödie Berkersburgs, seine, ihre und auch seine eigene, daß es dieser Mann und kein anderer war, denkt er jetzt und aus diesem Grunde verzeiht er ihm auch in dieser Lage dieses Lied.

Nun, Philosoph?

Da Du mich so anredest, Berkersburg ...

Bitte, ich bin ganz Ohr.

Du tust mir zu viel der Ehre! Ich bin nur Künstler oder kaum Künstler, Dilettant im besten Falle, Berkersburg, aber ich liebe meine Kunst!

Ich weiß, talü talü ...

Wenn Du Kunst in so wenige Töne zu fassen vermagst, dann bewundere ich Dich, Berkersburg ... Ich bin so dankbar, daß ich heute nicht zürnen kann.

Wem bist Du dankbar? Für was bist Du dankbar? Etwa mir? Etwa der Situation, in die wir uns heute gebracht sehen? So rede doch, Mensch!

Dem Leben bin ich dankbar, Berkersburg, und dem Schicksal! Dem Leben dafür, daß es mir diesen Tag noch schenkte, dem Schicksal, weil es mich in dieses Land und in diesen Feldzug geführt hat!

Ich bin auf das Äußerste gespannt, Philosoph, unsereiner hat wahrlich noch viel zu lernen, man lernt eben nie aus. Also bitte in diesem Tone weiter!

Wenn Du es wünschest!

Ich sage es Dir ja!

Verstehst Du mich, Berkersburg, wenn ich Dir sage, daß diese Zeit die Umwertung aller Werte in mir vollzogen hat.

Das ist mir zu hoch, Adolf!

Wenn Du Dir Mühe geben wolltest, darüber nachzusinnen. Ich hatte einmal einen Wunsch, Berkersburg, in dieser Stunde vor dem Tode brauche ich auch diesen Wunsch nicht mehr zu verschweigen.

Was meinst Du? fragt der Major dumpf. Ich ahne, was Du meinst!

Desto besser! Meine Wünsche und insonderheit dieser Wunsch, sie sind in diesen Wochen andere geworden.

Andere?

Jawohl, andere, Berkersburg. Diese Zeit, die doch nur um materielle Güter kämpft, hat mir die Gleichgültigkeit alles Materiellen vor Augen geführt. Besitz ist für mich eine beglückende Idee, Liebe für mich beseligende Stimmung geworden. Freundschaft, Glück in mir selber! Kannst Du das begreifen, Berkersburg? Alles nur Quelle neuer Töne und neuer Melodien! Und daß ich D i r das sagen kann, Berkersburg, D i r, im Angesicht der rauchenden Trümmer von Troyon, das ist das eigentlich Große an dieser gräßlichen Zeit, die ich sonst nicht zu ertragen vermöchte. Und noch mehr! Ich liebe das Land, in das wir die Brandfackel werfen, Berkersburg, auf dessen Boden wir heute verbluten

sollen. Ich kann die Kraft des Hasses nicht finden, Berkersburg, und darum bin ich so glücklich, verstehst Du mich?

Ich gebe mir Mühe, Dir zu folgen.

Tue das, tue das, Berkersburg! Es wird sich lohnen, wenn das Glück es will, daß Du die Heimat wieder siehst. Wachse über Dich selbst hinaus, Berkersburg, aus dem blutgetränkten Boden dieses Landes, das die Wiege aller großen Ideen der Menschheit war! Auch wir sind nur Saat in diesem Boden, verstehst Du mich?

Der Major schweigt. Er will dem seine Ekstase lassen. Der bleibt unergründlich. Die Wahrheit, die er allein wissen will, erfährt er aus dessen Munde nie, liest er nie in dessen Zügen. So ist er froh, als er die Schritte der andern draußen im Treppenhause von Monmiroir hört, die Schritte der Hauptleute, die der Adjutant zu einer kurzen Besprechung befohlen hat. Und die Hauptleute treten ein, Möller von der fünften, Brennert von der sechsten und Lachmann von der siebenten Kompagnie.

VI.

Diese Todeskandidaten des zweiten Bataillons erscheinen unter denselben Förmlichkeiten, wie vorhin die Herren vom Stabe. Lächelnd nach dem Dienstalter! Freilich ahnen sie in diesem Augenblicke noch nichts von dem, was ihnen bevorsteht. Brennert ist der älteste. Sein Schädel ist kahl und schwere Sorgenfalten zeigen sich bei ihm schon seit Jahren auf der Stirn und um die immer fest aufeinander gekniffenen Lippen. Er hat vier Kinder zu Hause und eine lungenkranke Frau in Arosa. Die Rangen wachsen wild auf unter der Leitung einer Hausdame, auf die wenig Verlaß ist und die den Hauptmannskindern gegenüber nur geringe Autorität besitzt, weil die auf Schritt und Tritt

deren dienende Stellung wittern. Ein Bild strotzender Gesundheit ist dagegen Möller. Er ist die „Kegelkugel" des Bataillons, rund wie eine solche, elastisch wie Gummi, fast so breit als er lang ist. Bei den Paraden hat er immer miserabel abgeschnitten. Es war ein Kreuz mit ihm, als er noch Oberleutnant und Leutnant war, drei Schritt vor der Front, einfach schrecklich bei den kurzen Beinen, die er hatte, und bei dem Paradeschritt. Er schmiß die ganze Kompagnie um. Von Richtung und Mittehalten einfach keine Spur. Aber fidel ist Möller immer. Er ist eingefleischter Junggeselle, aus dem simplen Grunde, weil er sich bei den reichen und für ihn in Frage kommenden Töchtern seiner Garnisonen trotz aller Vorsicht regelrechte Körbe holte. Nun hat er das Rennen endgiltig aufgegeben, hat sich in sein Kasinodasein gefunden, hat dieses in perpetuum erklärt und fühlt sich sauwohl dabei. Freilich das viele „Echte" machte von Jahr zu Jahr die Wahl eines geeigneten Gauls schwerer und so ist am Ende dieser Feldzug ein Segen für Möller und mehr wert als sieben Kuren in Marienbad.

Sein Gegenstück in jeder Beziehung ist Lachmann. Die Soldaten seiner Kompagnie nennen ihn den „Windhund". Er ist lang und dürr wie eine Hopfenstange, sieht aus wie ein englischer Tennisspieler und hat auch in seiner Jugend in Homburg die schwierigsten Matches gewonnen. Natürlich ist er bartlos und reitet einen Fuchs, der seinen Stammbaum von einem Derbysieger herleiten soll.

Die Zigarre zwischen den Zähnen sagt der Major:

Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, meine Herren!

Die „Kegelkugel" will wie immer einen Witz machen. Aber der erstirbt dem Kurzen auf den Lippen. Berkersburg hat einen Ton in seiner so freundlichen Aufforderung gehabt, der mit einem Schlage allen auf die Nerven fällt. Dieses feierliche „Ich bitte Sie, Platz zu nehmen, meine Herren" hatte etwas an sich, was es von jeder vorangegan-

genen dienstlichen Besprechung schied. Alle empfinden das mit einem Schlage.

Adolf hat sich nicht gesetzt. Er steht am Fenster, blickt hinaus auf das brennende Troyon, er weiß ja schon, was der Major vorzubringen hat.

Berkersburg wird nervös.

Willst Du Dich nicht auch setzen, Adolf?

Gewiß.

Mechanisch folgt Adolf dieser Aufforderung Berkersburgs. Und der sagt in ernstem und feierlichem Tone:

Meine Herren! Auf Befehl des Herren Obersten habe ich Ihnen die folgende Eröffnung zu machen. Herr Hauptmann Adolf hat dem Herren Obersten eine Fliegermeldung überbracht, die die für das Regiment getroffenen Dispositionen ändert.

Fragend sind die Augen der drei Hauptleute auf den Mund des Majors gerichtet.

Nur der Blick Adolfs schweift in dem Frühstückssaale des Marquis von Armentières umher und haftet endlich auf der kostbaren Bouleuhr des Marmorkamins, auf deren Zifferblatt des Lebens letzte Stunden unerbittlich dahineilen.

Der Major fährt fort:

Um es mit einem Worte zu sagen, meine Herren, einfach und tragisch hat der Herr Oberst die uns zufallende Aufgabe genannt. Wir haben den Wald hinter Troyon, wo große feindliche Kolonnen gesichtet sind, kompagnieweise zu besetzen und so lange zu halten, bis unserem linken Flügel die Umgehung der Forts von Troyon geglückt ist, und wenn das eine Ewigkeit dauern sollte, so sagt der Herr Oberst. Ich habe den Herren Obersten um den Vorzug gebeten, mit meinem Bataillon den Anfang machen zu dürfen und weiß, daß Sie mit mir darin übereinstimmen, meine Herren!

Zu Befehl, Herr Major!

Diese Zusicherung kommt wie aus einem Halse aus dem Munde der drei Hauptleute.

Und Sie, Herr Hauptmann Adolf?

Verkersburg vergißt in dieser Minute absichtlich das freundschaftliche Du, das von dem Liebesmahl im Kasino herstammt, er ist in dieser Minute ganz Dienst. Und auch Adolf rafft sich militärisch zusammen und sagt jetzt gleich den andern:

Zu Befehl, Herr Major!

Dann schweift sein Blick wieder weg von Verkersburg und den andern. Der Gobelin über der Flügeltür, Diana mit den Nymphen auf der Flucht vor Pan, nimmt jetzt seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Und nun spielt Verkersburg seinen Trumpf aus, den er schon seit dem ersten Momente der Mitteilung des Obersten von Trautmann für Adolf in Bereitschaft gehalten. Er fährt nämlich fort: Nach dem Befehle des Herrn Oberst wird kompagnieweise vorgerückt, meine Herren, sparen, sparen, sparen bis auf den letzten Mann und die letzte Patrone, so lautet der Befehl des Herren Obersten. Wenn eine Kompagnie aufgerieben ist, dann erst rückt die nächste vor. Noch einen Moment zögert Verkersburg. Es kostet ihn doch Überwindung, in nackten Worten das vorzubringen, was er nun im Schilde führt, zumal das klare, blaue Auge Adolfs plötzlich fest auf ihn gerichtet ist. Es kommt ihm vor, als erwarte Adolf gar nichts anderes aus seinem Munde. Und seltsam durch den Kopf des Majors zieht da plötzlich eine ganz, ganz ferne Erinnerung aus der Religionsstunde auf der Kadettenanstalt, bei dem Zivilpauker, dem Mann mit der Hallelujahröhre, wie sie den Kandidaten der Theologie immer nannten, wenn sie sich über den lustig machten. Sie hatten diese Stunde immer für höchst überflüssig gehalten. Seltsam wie einem nach mehr denn dreißig Jahren solches wieder in den Sinn kam! Aber es fährt dem Major durch den Sinn: Und David schrieb dem Feldhauptmann:

Stelle den Uria in die vorderste Reihe... und dann die Geschichte von dem Strafgerichte des Propheten Nathan.

Aber dennoch rafft der Major sich zusammen:

Die achte Kompagnie des Herren Hauptmann Adolf macht den Anfang.

Die Stimme versagt ihm.

Aber zwei Augenpaare bohren sich jetzt ineinander, die wasserblauen des Majors, vor denen Melanie sich immer fürchtete, in einem Blicke tötlichen Triumphes und die tiefblauen Adolfs, die Melanie liebte, mit einem Ausdrucke grausamer Erkenntnis.

Der Major wiederholt noch einmal:

Die achte Kompagnie des Herren Hauptmann Adolf macht den Anfang. Haben Sie mich verstanden, Herr Hauptmann?

Zu Befehl, Herr Major!

Wie ein Richterspruch liegt es in diesem Worte: Zu Befehl, Herr Major! und die Augen des Majors fliehen vor dem klaren und nüchternen Blicke des Hauptmanns.

Es folgen sodann der Reihe nach rückwärts die siebente, die sechste und zum Schluß die fünfte Kompagnie!

Zu Befehl, Herr Major!

Wieder aus dem Munde der drei Hauptleute und wieder in dem gleichen selbstverständlichen Tone.

Bei der Qualität meines Bataillons, meine Herren, halte ich es für überflüssig, noch irgend eine Ermahnung an meinen Befehl zu knüpfen, fährt der Major fort. Ich weiß, daß die Mannschaften von dem gleichen Todesmute wie meine Offiziere beseelt sind.

Befehl, Herr Major!

Und Sie, Herr Hauptmann Adolf!

Befehl, Herr Major!

Ich schließe also nur mit dem Rufe:

Hurra Seine Majestät!

Hurra Seine Majestät!

Und Sie, Herr Hauptmann Adolf?

Hurra Seine Majestät!

Berkersburg erhebt sich.

Wenn die Herren noch etwas zu erledigen haben, ich glaube, Sie haben noch eine Weile Zeit, bis der Herr Oberst Alarm blasen läßt. Mahlzeit, meine Herren!

Mahlzeit, Herr Major!

Die Hauptleute springen von den Rokokosesseln im Frühstückssaale des Marquis von Armentières empor.

Adolf tritt an den gehenden Berkersburg heran. Er reicht ihm die Hand.

Leb' wohl, Berkersburg!

Leb' wohl, Adolf!

Und dann dicht an dem Ohre Berkersburgs die Worte aus Adolfs Munde:

Sei gut zu Melanie, hörst Du?

Keine Antwort.

Der Major geht.

Mahlzeit!

Adolf tritt an das Fenster. Das brennende Troyon! Die andern setzen sich um den Tisch und schreiben wie vorhin die Herren vom Stabe und die Adjutanten.

Die „Kegelkugel“ hat ein kleines Mädel in der Garnison, das weiß die ganze Kaserne. Ein Trost für die vielen Körbe. Sie war treu und hat ihm die Hemden immer tadellos ausgebessert, da sie von Beruf Weißzeugnäherin gewesen. Dieser sendet er einen letzten Gruß auf einer Feldpostkarte.

Brennert hätte der Lungenkranken so viel abzubitten und dann noch so manches an die vier unversorgten Kinder. Am Ende war doch nicht alles Schuld der kranken Frau, denkt er in dieser Stunde der Abrechnung, aber es fällt ihm so schwer, die rechten Worte zu finden, und nun gar in dieser Stunde! Er ist ja Zeit seines Lebens kein Meister des Wortes gewesen. Und so ergeht er sich auch in diesem

letzten Schreiben wie immer in Phrasen, wie sie ihm vom Kasino her geläufig sind.. Galgenhumor... Witze, die nicht recht verfangen wollen, die schal klingen, denn es sind Witze in der Todesstunde!

Nur der „Windhund“ hat es gut. Er hat eine alte Erbtante in Berlin, an die denkt er seltsamerweise in dieser ernsten Stunde. Er philosophiert gern und verfügt über eine poetische Ader. Er war jetzt sechsunddreißig und die Erbtante siebenundsiebzig, nach menschlichem Ermessen also, ooch eene Philosophie — freilich heutzutage... Er bekritzelt seine Feldpostkarte mit Versen, seltsam, wie die ihm heute so glatt aus der Feder fließen. Nicht die Spur von einer Schwierigkeit, die sich doch sonst immer bemerklich gemacht hat, die Verse, in der er der Erbtante launig auseinander setzt, warum eine Siebenundsiebzigjährige heutzutage größere Chancen auf ein langes Leben hat als ein Sechsunddreißigjähriger.

Doll was? So schreibt der „Windhund“ unter seine schönen Verse. Die Reime sind alle rein. Das ist ihm, weiß Gott, schon lange nicht mehr passiert.

Nur Adolf hat niemanden, an den er schreibt. Gott, er könnte ja nach Falkenstein, doch wozu? Sie haben sich ja alles gesagt und alles gestanden, in jenen letzten Stunden in der Garnison vor dem Ausmarsch, wozu also, wozu?

Der Zeiger auf der Bouleuhr des Marmorkamins rückt vor, Minute zu Minute, unwiderbringlich! Fröhliche Stunden des Gelages hat dieser Zeiger schon verflogen in toller Hast, wenn der Champagner in den Kelchen schäumte und der Marquis von Armentières seiner erlesenen Gesellschaft Anekdoten von dem Hofe des letzten Orleans zum besten gab. Jetzt schleicht der Zeiger, aber er schleicht unerbittlich, denkt Adolf.

Gepolter aus der Ferne weckt ihn aus seinem Sinnen.

Mechanisch nimmt er seinen Zeiß zur Hand.

Die Mauern des einen Forts von Troyon sinken krachend in sich zusammen. Die Mörser haben ihre Schuldigkeit getan, sagte der Major. Und jetzt langgezogene Trompetentöne drunten vor dem Schlosse:

Alarm! Alarm!

VII.

Das fast zwei Stunden lange Gehölz hinter Troyon ist ein Urwald. Es gehört zu dem Jagdrevier des Marquis von Armentières, dessen fabelhafter Reichtum es ihm gestattete, daß Jahrzehnte lang keine Axt an die Bäume kam. Am Westausgange dieses Waldes liegt der elende Weiler Rosey. Gestrüpp und Unterholz machen den Wald hinter Troyon zu einer fast undurchdringlichen Wildnis. Pfade gibt es keine. Wenn es einmal solche gegeben hat, dann sind sie längst unter dem wuchernden Grase und dem in der Feuchtigkeit üppig sprießenden Moosteppich verschwunden. In den Löchern der uralten Eichen nistet die Eule und ein Heer von Kreuzschnäbeln streitet sich auf den Tannen, die den größeren Teil des Waldes bilden, um des Herbstes reifende Frucht.

Die Faschinenmesser in den Händen hat sich nach Stunden und Stunden mühsamer Arbeit und furchtbaren Marsches die achte Kompagnie des Hauptmanns Adolf ihren Weg durch diese Wildnis gebahnt. Die übrigen Kompagnien des zweiten Bataillons sind dieser in vorgeschriebenen Abständen auf dem Fuße gefolgt. Das erste und dritte Bataillon je entsprechend später, denn für größere Kolonnen ist hier an ein Vordringen nicht zu denken. Man erzählt von den Franzosen, daß sie in solchen Wäldern Deckungen auf den Bäumen errichteten und den Feind ungesehen von oben beschossen. Aus diesem Grunde ist also höchste Vorsicht

am Platze. Aber während des Marsches, der reichlich seine sieben Stunden in Anspruch nahm, hat sich nichts Verdächtiges gezeigt. Noch war der Wald hinter Troyon frei vom Feinde, der wohl erst von Rosey her im Anmarsch begriffen sein mochte. Endlich hat die Spitze der achten Kompagnie die Lisiere am Westausgange des Gehölzes erreicht. Hauptmann Adolf gibt den Befehl: Ausschwärmen! Zwischen den Bäumen des Waldes lugen die Wiesen von Rosey hervor und aus den Schornsteinen der elenden Hütten des kleinen Weilers steigen die Rauchsäulen in die blaue Luft und künden die Mittagszeit.

Hinlegen!

Die Schützenlinie des Hauptmanns Adolf, die etwa zweihundertfünfzig Mann umfaßt, verteilt sich in weiten Abständen auf den ganzen Raum des Waldrandes. Die Läufe der Gewehre schauen kaum aus dem hohen Schilfgras hervor, das die sumpfige Lisiere zu einer idealen Deckung für eine Schützenlinie macht. So liegen die Soldaten und warten und warten.

Weit und breit ist nichts zu sehen, nichts als der grüne Streifen der Wiesen, die den Beginn des wieder bebauten Landes bezeichnen, nichts als die mit Stroh gedeckten, braunen Hütten und der ziegelrote Kirchturm von Rosey und drunten in der Tiefe das Silberband der Maas und die langgestreckte, weiße, staubige Landstraße, auf der aller Wahrscheinlichkeit nach die feindlichen Kolonnen auftauchen müssen.

Hauptmann Adolf kniet hinter seiner Schützenlinie im hohen Grase des Waldbodens, den Zeiß in der Hand. Er hält Ausschau, aber nichts ist zu sehen — weit und breit nichts! Versengende Sommerglut des Mittags draußen über den Wiesen und Feldern, über Rosey und seinen Dächern, über der staubigen Landstraße und den Pappeln, nichts, nichts! Aus dem Walde tönt das eintönige Hämmern eines Spechtes, so mäuschenstill verhalten sich die auf der Lauer

liegenden Soldaten, daß sich der Vogel in seinem emsigen Werke nicht stören läßt.

Weit und breit nichts. Stundenlang!

Und in dieser von der Ungeduld, an den Feind zu kommen, gepeinigten Eintönigkeit des Wartens und Wartens fliegen die Gedanken der Offiziere und Mannschaften hin und her, ins Nahe und in das Weite, denn in solchen Stunden drängt sich das Leben, das Gewesene und das Zukünftige, gerne in faßliche Bilder zusammen und dennoch schweift der Menschengeist wieder vom Hundertsten ins Tausendste ab.

Es sind über zweihundertundfünfzig Menschen mit über zweihundertundfünfzig verschiedenen Schicksalen und Interessen, und dennoch wieder alle von der einen schauerlichen und dennoch romantischen Erwartung geplagt. Sie wollen alle zweihundertundfünfzig an den Feind!

Zu welchem Zwecke, das wissen sie selber nicht. Sie hassen die Menschen, die da drunten auf der weißen Landstraße auftauchen sollen, und haben diese Menschen nie in ihrem Leben gesehen. Keiner hat jemals Leid von irgend einem dieser Menschen erfahren, und dennoch hassen sie sie aus ehrlichster und vollster Überzeugung.

Sie, die Liebe und Freundschaft, Gut und Blut in der fernen Heimat gelassen haben und sich täglich, stündlich nach diesen zurücksehnen! Aber sie wollen den Feind vernichten, das ist ihr einziger Gedanke in dieser Stunde, die einzige Idee, die das große Ganze zusammenhält. Vernichten, vernichten um jeden Preis oder selber sterben!... Das Raubtier ist in ihrer Brust erwacht, alle schlechten Instinkte sind aufgepeitscht... vernichten, vernichten, vernichten um jeden Preis! Damit sie selber nicht vernichtet werden!

Ihre Augen leuchten, ihre Pulse klopfen, ihre Schläfen brennen. Sie fühlen nicht Hunger, noch Durst, nicht Mattigkeit und nicht Hitze in dieser Stunde, denn sie wollen vernichten. Und in dieser fieberhaften Erregung des Wartens

fliehen die Minuten, wandeln sich die Minuten in Viertelstunden und diese wieder in Stunden und die da liegen merken es kaum. In dieser fieberhaften Erregung des Wartens versinken die Gedanken der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft in einem Meere von Blut. In ihr sieht schon die Phantasie den stürzenden Reiter des feindlichen Vortrabes, der dort drüben auf der weißen Landstraße unter den Pappeln unter den Schüssen ihrer Gewehre zusammenbrechen wird. Und doch ist dort nichts zu sehen! Nichts weit und breit! Alles nur Sonne und weißer, weißer Staub, der das Auge blendet.

So warten sie und warten. Das einzige, was sie außer warten tun können, ist rauchen und wieder rauchen. Das beruhigt die Nerven und peitscht die Nerven zu gleicher Zeit auch wieder auf. Wohl dem, der hier eine Pfeife, eine Zigarette oder einen Stummel hat! Denn der Tabak ist das Brot der Feldschlacht. Überall in der weiten Runde, in den Schützengräben und hier an der Waldlisiere bei Freund und Feind! Der Tabak! Sie rauchen und warten, den Stummel, die Zigarette oder die Pfeife zwischen den Zähnen, den Leib im hohen Schilfgrase, den Kolben an der Wange, den Lauf in der Linken, die Rechte am Schloß ... so rauchen sie und warten ... um zu vernichten, damit sie selbst nicht vernichtet werden.

Denn die Vernichtung des Gegners, den sie nicht kennen, den sie aber hassen, ist nach dem Befehl ihrer Menschenwürde letztes Ziel!

In der Ledertasche stecken Patronen, im Brotbeutel Patronen, Patronen in den Stiefeln und Patronen zwischen den Knöpfen des feldgrauen Waffenrockes, fünf Stück in jeder Hülse, fünf Stück in der Kammer zum tötlichen Schuß bereit. Denn die Vernichtung ist ihrer aller Ziel!

Sie sind kostbarer als Brot und Wasser, kostbarer als der Schlaf, als die Liebe, als die Freundschaft in dieser Stunde, diese Patronen ... Sparen, sparen, sparen hat

Hauptmann Adolf ihnen allen zugerufen... sparen auch mit diesen Patronen, jeder Schuß muß ein Treffer sein. Jeder muß einem Feinde das Leben kosten, jeder, jeder von all' den tausenden Patronen, die sie in den Ledertaschen, in den Stiefeln, in den Brotbeuteln und den Waffenröcken mühsam hierhergeschleppt haben. Denn diese Patronen sind nun der Weisheit letzter Schluß in dieser Stunde der Vernichtung, des Sieges oder Sterbens!

Die Sonne, die die ganze Zeit glühend über den Wiesen, den Feldern und der weißen Landstraße gelegen, verfinstert sich einen Moment. Wie eine weiße Wolke zieht es vor ihr her und wirft seinen Schatten auf die pappelumsäumte Chaussee. Das tut den Augen wohl, die in ermattender Anstrengung nur auf dieses eine Ziel gerichtet sind... Es ist beinahe, als wiche einen Augenblick die drückende Schwüle, die über dem hohen Grase der Lisiere brütet, aber es scheint nur so und nur einen Augenblick.

Die Wolke wallt vor der Sonne her und das weiße Bild brennt wieder erbarmungslos in die ungeschützten Augen. Eine feine, weiße Staubschicht steigt da fern auf der Landstraße auf. Ganz fern, wo die Straße die Biegung macht und die Pappeln sich mit dem Horizonte vermählen. Aller Augen sind weitaufgerissen, aller Herzen pochen bis hoch in die Kragen der Röcke hinauf. Mechanisch fahren die Finger an die Hähne, obwohl der durch seinen scharfen Zeiß lugende Hauptmann noch keinen Befehl gegeben hat. Sie möchten schießen, alle möchten sie schießen und Vernichtung bringen, endlich Vernichtung und um jeden Preis! Was ist das, dieser Staubwirbel? Er kommt näher und näher!

Tod, Tod, Tod... durchzuckt sie nun alle dieser eine, dieser einzige Gedanke. Schießen, schießen, schießen um jeden Preis, aber der Hauptmann gibt keinen Befehl.

Sie pressen die Zähne aufeinander. Wenn er erst fiele, der erste, der erlösende, der nervenabspannende Schuß! Aber

er fällt nicht, er darf nicht fallen... denn der Hauptmann gibt noch keinen Befehl.

Und näher und immer näher kommt der Staubwirbel auf der Landstraße. In der Phantasie der Wartenden um das Zehntausendfache vergrößert. Ihr Auge schaut Kolonne auf Kolonne, den Feind, den Feind in überwältigender Übermacht, und keines Herz zittert, weil sie alle nur vernichten wollen.

Und doch ist es nichts. Der Zeiß des Hauptmanns gibt sicherere Kunde als die den Feind herbeisehnenden Augen der Wartenden. Zehn Minuten verrinnen in äußerster Anspannung aller Sehnen und Nerven. Dann sinken die Finger wie kraftlos von den Hähnen herunter. Müde lächelt einer dem andern zu. Es war nichts. Ein von einem Bauern gelenktes Ochsengespann zieht dort unten friedlich über die weiße Landstraße, und biegt dann nach einer Weile in die Dorfgasse von Rosey.

Das war alles, alles, was diese über zweihundertundfünfzig Menschen eine Viertelstunde lang in fieberhafter Erregung hielt.

Sie können noch immer nicht schießen, sie müssen warten und warten.

Zitternde, wimmernde, metallene Schläge hallen her über die Waldlisiere. Sie kommen von dem ziegelroten Kirchturm aus Rosey. Stunden sind verronnen, aus dem Mittag ist beinahe Abend geworden. Da fällt es manchem ein, daß ja heute Sonntag ist und daß man aus diesem Grunde in Rosey zur Andacht läuten mag. Aber die Töne der wimmernden Kirchenglocke von Rosey, sie reichen nicht an das Herz der hier Wartenden. Sie wecken nur Erinnerungen, dunkle Erinnerungen, die rasch wieder versinken.

Und doch! In der Seele des einen und des andern steigt die Kirche des Heimatdorfes jach empor. Die Kirche, in die man so oft gezwungen ging, weil die Mutter zankte und der Vater grollte und der Pfarrer mahnte. Die Kirche, vor

deren Tür man auf die Schönen wartete, die man zum Tanze holte, wenn die Erntewagen hochbeladen mit dem goldenen Segen alle in den Scheunen verschwunden waren! Die Kirche, in der man zum erstenmale zur Kommunion gegangen, gläubigen Herzens, mit dem festen Vorsatz, ein guter Mensch zu werden, das Gebot seines Gottes im Herzen, das fünfte von den zehn Geboten: Du sollst nicht töten! Und jetzt am Waldrand an der Lisiere, den Feind erwartend, den Kolben an der Wange, die Linke am Laufe, die Rechte am Schloße, Patronen in dem Lederbeutel, Patronen in den Stiefeln, Patronen im Waffenrocke mit dem einen, dem einzigen Gedanken der Vernichtung!

Klagend, mahnend, wimmernd hallen die Töne des Glöckleins der Kirche von Rosey über die vom Segen des Herbstes schwellenden Wiesen und Felder! Der Curé mag in diesem Augenblick den Altar betreten, wenige Gläubige — alte Frauen und Kinder werden wohl nur in der Kirche sein — und der Curé wird sprechen in einer Sprache, die die Wenigsten der hier Liegenden und Wartenden verstehen können, aber sprechen wird er, so wie der Pfarrer in der fernen Heimat sprach, in dem gleichen Sinne:

Der Herr erhebe sein Angesicht auf Euch und gebe Euch Frieden!

Die Glocke von Rosey schweigt. Die Sonne steht schon tief am Horizonte. Sie fällt in schrägen Strahlen auf das Gras der Waldlisiere. Über eine Salbeiblüte schwebt summend eine Biene, schwingt sich dann rasch in die blaue Luft und trägt den süßen Seim in den Honigstock eines Bauernhüttchens in Rosey. Und wieder tiefe Stille. Nichts weit und breit! Nichts auf der Landstraße... So warten Sie...

VIII.

Unweit der Lisiere in dem Wald hinter Troyon befindet sich eine kleine Lichtung. Vor Jahren hat der Marquis von Armentières hier roden und eine Jagdhütte errichten lassen. Aber inzwischen hat das Unterholz schon wieder üppig gewuchert, haben Gras und Heide den Boden dieser Lichtung mit leuchtendem Grün bedeckt. In der Mitte dieser Lichtung, auf einer kleinen, welligen Anhöhe steht eine alte Buche, deren Blätterschmuck in dem sanften Winde dieses warmen Sommertages flüstert. Unter ihr hat Major Berkersburg den Platz gefunden, von dem aus er das Gefecht leiten und seine Dispositionen zum Vorrücken weiterer Kompagnien treffen kann. Von hier sind es nur ein paar hundert Meter bis zu der Lisiere und in die Feuerlinie der achten Kompagnie.

Leutnant Schlosser, sein Adjutant, steht an seiner Seite. Die Pferde der beiden Offiziere grasen friedlich. Sie stehen unter der Aufsicht Baumanns, des Pferdeburschen, der dem Major aus der Garnison ins Feld gefolgt ist.

Wieviel Uhr haben Sie, Herr Leutnant?

Fünf fünfundvierzig, Herr Major.

Es scheint also wieder einmal blinder Lärm gewesen zu sein. Dachte mirs gleich, daß diese Fliegermeldung eine feindliche Finte war. Die Kerls sind ja jetzt auf allen Sätteln gerecht.

Mag schon sein, Herr Major.

Dann lassen Sie zum Abkochen blasen. Die Leute müssen doch etwas essen.

Denk' ich auch, Herr Major.

Sie haben seit dem Ausmarsch nichts mehr gehabt? Und das war heute morgen um acht!

Befehl, Herr Major!

Adjutant Schlosser tritt an den Hornisten Schweigler heran, der der Befehle des Majors harrend in einiger Entfernung unter einer zierlichen Birke steht.

Blasen Sie das Signal Abkochen, Hornist!

Befehl, Herr Leutnant!

Das Signal hallt durch den stillen Forst.

Andere Signale antworten nach einer Weile, ein Zeichen, daß man das Signal bei den Reservekompagnien verstanden hat.

Sagen Se mal, Herr Leutnant!

Herr Major?

Ach so ... Berkersburg wendet sich zunächst an den Pferdeburschen.

Sie können zu Ihrer Kompagnie gehen, Baumann, und essen! Und Sie ebenfalls, Schweigler! Sagen Sie dem Herrn Feldwebel Stumm, daß er mir einen Ersatzmann schicken soll. Der Herr Leutnant und ich passen allein auf die Böcke!

Befehl, Herr Major!

Befehl, Herr Major!

Die beiden Leute trollen sich. Ihr Magen knurrt schon eine ganze Weile.

Sagen Se mal, Herr Leutnant!

Herr Major?

Sind wohl Dichter im Zivilberuf, was?

Erstaunt schaut Schlosser seinen Major an.

Wie kommen der Herr Major denn darauf?

Sehr einfach. Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile, Herr Schlosser. Ich sehe, wie Sie schreiben, Sie schreiben, um sich die Langeweile zu vertreiben. Das tut doch gemeinhin nur ein Dichter.

Ich weiß wirklich nicht, Herr Major, ob ich mir diesen höchsten Titel anmaßen darf.

Höchsten Titel finde ich gut, Schlosser, sogar sehr gut — sogar ausgezeichnet! Stellen Se gefälligst Ihr Licht nicht unter einen Scheffel, bin sogar auf das genaueste unterrichtet.

Wenn der Herr Major meinen ...

Nee, nee, mein Lieber, nicht wenn ich meine, so weit geht denn doch mein Vorgesetztenstandpunkt nicht, daß ich mir einbildete, Sie par ordre de Mufdi zum Dichter stempeln zu können. Im Bataillon singt man augenblicklich ein Lied, das Sie zum Verfasser haben soll, und das Lied hat sich gewaschen. Jawohl, gewaschen, mein Lieber, könnte einem Körner zur Ehre gereichen, dieses Lied! Sagen Se mal, Schlosser, mir is so, hatten Se nich die Absicht, umzusatteln und den bunten Rock auszuziehen, kurz bevor die Mobilisation kam?

Allerdings, Herr Major.

Sehen Se, un da wollten Se Dichter werden, Pegasus reiten, was, wie der Kamerad von Lauff ...

Das wohl doch kaum, Herr Major.

Na, was denn sonst, bei d e n Talenten, mein Bester?

Der Herr Major wissen doch, daß mir das Glück eine Erbschaft in den Schoß warf, ehe der Krieg ausbrach. Die Erbschaft von einem Onkel in Mexiko, an den ich wohl kaum mehr gedacht habe! Es ist eine Summe, die mir meine materielle Unabhängigkeit garantiert.

Sie Glückspilz, hätte ich gesagt, Schlosser, wenn es nicht anders gekommen wäre und wenn Sie nicht die Ehre hätten, bei meinem zweiten Bataillon hier im Walde hinter Troyon Adjutant zu sein. Es ist mir nämlich im Ernste höchst zweifelhaft, ob einer von uns lebend diesen Wald verläßt, Schlosser, vorausgesetzt, daß die Meldung keine Finte war.

Ich weiß diesen Vorzug zu schätzen, Herr Major!

Schwefeln Se doch nicht so, oller Freund! Wer über ein Kapital verfügt, Dichter werden will und das Leben noch

vor sich hat … Wie alt sind Sie denn jetzt alles in allem, Schlosser?

Ich werde vierundzwanzig, Herr Major.

Ganze vierundzwanzig und hier im Wald hinter Troyon … Doch lassen wir das. Wie hatten Se sich Ihre Zukunft zurecht gelegt, Herr Leutnant, das interessiert mich, offen gestanden. Ich will Ihnen auch sagen, warum mich das interessiert. Ich gehe auf die fünfzig und trotzdem ich Ihr Vater sein könnte, offen gestanden, unsereiner hat ja doch keene Ahnung vom Leben! Du lieber Himmel, woher denn auch? Jawoll, keene Ahnung vom Leben! Kommiß und immer wieder Kommiß, een Jahr wie das andere, ein ganzes Leben lang! Erst als Leutnant, dann als Kompagniechef, und dann wieder als Major! Immer wieder der gleiche Senf! Vater Soldat jewesen, Großvater Soldat jewesen, und so die Generationen hinuff bis in das Zeitalter des Großen Kurfürsten. Das steckt eben im Blute, werden Sie mir sagen. Ja, prost die Mahlzeit! Wenn man so am Tage der Abrechnung angelangt ist und das Fazit zieht, dann denkt man wohl auch mal über sich selber nach, junger Freund! In der Kadettenanstalt erzogen, dann in Gumbinnen, dann in Forbach! Können sich das Leben schon zusammenreimen, was? Frau aus dem gleichen Milieu, Mutter aus dem gleichen. Was wollen Se mehr? Sie stammen doch aus Berlin, Herr Leutnant, wenn ich nicht irre.

Jawohl, ich stamme aus Berlin, Herr Major!

Und sind auf dem Gymnasium gewesen?

Auf dem französischen Gymnasium, Herr Major!

Doch noch! Sehen Sie, da liegt der Hase im Pfeffer, das is eben der Schiedunter. Berlin, Stadt mit tausend Anregungen, Gymnasium, Mitschüler mit hundert verschiedenen Interessen. Sind wohl heute Ärzte, Techniker, Juristen, Künstler, na und so weiter … Na, sehen Se und unsereener? Aber ich wollte ja von Ihnen und etlichem Anderen reden. Was hatten Se also vor, Herr Leutnant?

Ich wollte mich an der Berliner Universität immatrikulieren lassen und Geschichte studieren.

Un jetzt machen Se Geschichte un was für welche. Das ist doch auch etwas!

Man sollte es meinen, Herr Major!

Jawoll, man sollte es meinen! Wissen, ich hab' auch so hie und da in Freistunden gelesen, Schlosser, bin nicht janz so wie ik mir mehrschtendeels jebe, brauchen sich nich jerade einzubilden, daß unsereiner ganz und gar verbauert, auch in Gumbinnen und in Forbach nich...

I wo werd ich denn, Herr Major!

Na also! Und dann hab' ich so was wie ein Lieblingsbuch, Herr Leutnant. Denken Se sich so was wie ein Lieblingsbuch. Hätten Se wohl in Ihren kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten, daß ein Schinder wie der Berkersburg ein Lieblingsbuch haben kann?

Aber, Herr Major!

Was wetten Se, oller Freund, Se fallen uff den Buckel, wenn ich Ihnen den Titel meines Lieblingsbuches nenne. Das ist nämlich nich die fromme Helene, das ist kein Geringeres als der Faust. Und da drinnen hab' ich das Wort gefunden, das wir heute alle beherzigen sollten...

Ich bin auf das höchste gespannt, Herr Major!

Das will ich Ihnen gerne glauben, Schlosser, wenn Sie auf einmal ungeahnte Talente an Ihrem Vorgesetzten entdecken. Also das Wort heißt:

Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben!

So geht es uns heute! Nicht nur meinem Bataillon und unserem Regiment, Schlosser, das heute Morgen noch keine Ahnung hatte, was ihm aller Wahrscheinlichkeit nach im Walde hinter Troyon bevorsteht! O nein, der ganzen Armee, Deutschland und der Welt, seiner Welt, geht es heute so! Sie glauben zu schieben und sie werden geschoben! Glauben Sie mir, geheimnisvolle Kräfte sind am Werk,

von deren Vorhandensein, Schlosser, nur die wenigsten eine blasse Ahnung haben, Kräfte der Weltgeschichte, die etwas ganz anderes bezwecken, als das, was wir uns vorgenommen haben und wofür wir zu kämpfen meinen, mein Bester! Das war schon immer so, mein Lieber! Schon im alten Testament! Saul ging aus, seines Vaters Eselinnen zu suchen und fand ein Königreich in Juda... ha, ha... Ich lache für mich, mein Bester, ich habe eine verflucht eigene Philosophie, mein Lieber. Ik braue mir meine Weltjeschichte janz alleene zurecht! Oder meinen Se nich?

Ich bin auf das höchste erstaunt, Herr Major!

Det gloob ik Ihnen jerne, Schlosser! Det kommt mir so in den Sinn, wenn ik uff meenem Bock hocke, den Glimmstengel im Schnabel, und wenn es tagelang vor dem Bataillon her über die schmierigen Landstraßen hinein in Feindesland geht. Dann sage ich mir, daß das doch alles nach den Naturgesetzen und den Urprinzipien der Geschichte einen Sinn haben muß! Schlosser, verstehen Se mich ooch recht?

Jawohl, Herr Major!

Sie sagen jawohl und verstehen mich am Ende doch nicht recht. Aber da Sie Geschichte studieren und ein Dichter werden wollten, erlaube ich mir Ihnen das heute zu sagen. Haben Se mal was von Mirabeau gehört, Herr Leutnant, da Se doch Geschichte studieren wollen?

Aber gewiß, Herr Major!

War bekanntlich so was wie der größte Staatsmann in Europa beim Ausbruch der Revolution, so ein französischer Bismarck, bloß um einige Zoll größer als der berühmte eiserne Kanzler, so im Verhältnis wie der Napoleon zum alten Fritz...

Ich gebe mir Mühe, Ihnen zu folgen, Herr Major.

Tun Sie das, mein Freund, es wird Ihr Schade nicht sein! Kann Sie übrigens versichern, daß es das erstemal ist, daß ich so frei von der Leber wegrede... wohl nur, weil

Sie Geschichte studieren wollten und am Ende infolge der verflixten strategischen Lage des Waldes hinter Troyon nicht mehr dazu kommen werden. Darum rede ich mit Ihnen, ein Todeskandidat zu dem andern, so frei von der Leber weg! Also besagter Mirabeau soll in der Stunde seines Todes zu seinem alten Diener gesagt haben: Halten Sie meinen Kopf, er ist der stärkste in ganz Frankreich! Aber auch er hat sich geirrt. Er hat nicht recht behalten, wie die folgenden Blätter des Geschichtenbuches lehren, eben aus dem Grunde, weil er zu schieben meinte und doch nur geschoben wurde. Und zwar von der Zeit, Herr Leutnant, das ist nämlich der Witz aller Geschichte!

Ich verstehe den Herrn Major nicht so ganz!

Gloob ik, gloob ik Ihnen aufs Wort ... Um es rasch zu machen ... Marat, Danton und Robespierre sind doch die Stärkeren gewesen, vor allem der unbestechliche Maximilien Robespierre, mein Bester, und der wäre gekommen mit und ohne Mirabeau, weil sich die Weltgeschichte in ihrem Gang nun einmal nicht aufhalten läßt und weil Mirabeau nur der Beginner und Napoleon der Vollender war! Das hatte ich Ihnen auseinandersetzen müssen! Wir, wir stehen nur am Anfang ... nur am Anfang ... einer großen, sagen wir ruhig, einer großen Schiebung ... mehr im geologischen als im finanziellen Sinne, mein weiser Freund!

Meinen Sie das wirklich, Herr Major?

Glauben Sie, ich würde sonst die Zeit damit vertrödeln, Ihnen, dem fast zukünftigen Professor der Geschichte solches auseinanderzuklauben, mein Freund? In Versailles hatte man ooch keene blasse Ahnung von der Place de la révolution, als man seine Witze über den großen Rousseau riß! ... Doch da kommt der Kerl mit der Suppe. Also guten Appetit, Herr Leutnant!

IX.

Ein Soldat bringt den beiden Offizieren das Essen auf zinnernen Tellern. Ausgekochte Erbswurst mit Speck.

Deliciös, sagt Leutnant Schlosser.

Der Major lächelt.

Ja, ja, verehrter Kamerad, wenn man so von morgens um achte bis des Nachmittags um fünfe keenen warmen Löffelstiel in den Leib bekommen hat, dann schmeckt doch Erbswurst mit Speck. Ja, ja ... übrigens, man sollte es nicht für möglich halten. Alles, was recht ist, unsere Konserven sind tadellos und die Kerls verstehen das Zeugs zu kochen wie die Chefs de cuisine in den Boulevardrestaurants, wo wir, so Gott will, noch hinkommen, und wenn wir nicht, so doch andere! Aber nicht für möglich halten sollte man es doch, Schlosser!

Was meinen der Herr Major?

Bei dem Luxus in der Armee, daß man das Zeugs überhaupt noch frißt.

Sind denn der Herr Major der Ansicht, daß der Luxus in der Armee so groß gewesen ist?

Ob ich das bin, Schlosser, ob ich das bin! Ich spreche ja nicht von Ihnen, i Gott bewahre, die Anwesenden sind ja bekanntlich immer ausgeschlossen. Und dann sind Sie Berliner Kind, das entschuldigt ja auch auf diesem Gebiete so manches. Aber, aber! Majestät haben ja genug gegen den Luxus gepredigt. Aber geholfen hat es ja doch nichts und dann, böse Beispiele verderben bekanntlich gute Sitten. Sie dürfen es mir halt nicht übel nehmen, daß ich heute Ihnen gegenüber mal frei von der Leber weg rede. In dieser Stunde! Aber alles, was recht ist!

Wo werde ich denn, Herr Major!

Das setze ich von Ihnen auch nicht voraus, Schlosser! ... Da war keen Lokal nobel genug, keen Wein zu teuer, keen Weibsbild chic genug, na, so war es doch! und die Autos und die Heiraten, prosit die Mahlzeit!

Der Herr Major urteilen sehr hart.

Hart, mein Bester, hart, das nennen Sie hart?

Berkersburg lacht laut vor sich hin.

Nee, ich urteile aus meiner eigenen Anschauung, und die lasse ik mir nun mal nich nehmen, Schlosser. Wer keen Vermögen erschnappen konnte, der blieb ganz einfach Junggeselle, wars so oder wars nicht so, Schlosser?

In manchen Regimentern war's schon so, Herr Major!

In manchen Regimentern, sagen Sie? Eines steckte das andere an, versichere ich Ihnen. Seit die Schlotbarone und die Wollonkel das große Wort in unserem geliebten Vaterlande führten und S. M. mit Börsianern in Hamburg und Frankfurt an einem Tische saßen. War's so oder war's nicht so, Schlosser?

Es war schon so, Herr Major!

Und die Reisen und die Rennen und die Kieler Woche und der K. A. C. und was alles sonst noch dran und drum hing! Meinen Sie vielleicht, ich mache mir auch nur einen Augenblick ein X für ein U, worum es denn eigentlich geht. Es geht um das Ganze, Alterchen, um die Weltherrschaft, oder, wie die Herren das sonst nennen, um den Kapitalismus geht es, das habe ich mir in manchen stillen Tagen auf meinem Bock so zusammengereimt, und darum habe ich Ihnen das vorhin von Mirabeau gesagt, der das Königreich Ludwigs des Sechszehnten unter gewissen Bedingungen retten wollte, der sich einmal als der Freund der Marie Antoinette aufspielte, obwohl er doch ihr geborener Feind gewesen ist ... Und dennoch ...

Dennoch, Herr Major?

Ich stehe dennoch voll Wunderns und Staunens, welche Urkraft, die ich nie vermutete, mir plötzlich aus den tiefsten Tiefen dieses Volkes hervorsprudelt, das jetzt, fast fürchte ich . . . ., um seine Existenz ringt!

Was fürchten Sie, Herr Major?

Das ist meine Privatmeinung, Schlosser, und diese meine Privatmeinung brauchen Sie ja nicht weiter zu sagen, wenn Sie trotz allem noch die Gelegenheit dazu haben sollten.

Ich werde mich hüten, Herr Major!

Tun Sie das! Aber bitte, sehen Sie mal nur unsere nächste Umgebung an! Es ist ein Jammer, was steckt nicht für eine moralische, für eine geistige, für eine künstlerische Kraft in den Kerls! Sie sind ein Dichter, der Hamann ist so was wie ein Maler und der Adolf der geborene Musiker und Komponist! Das sind schon dreie in einem einzigen Bataillon, die mir so zufällig einfallen. Ist das nicht ganz sonderbar, Schlosser? Und das alles weiß nun mit einemmale nichts Besseres mit sich anzufangen, als sich von irgend einem schmierigen Turkos aus Nordafrika über den Haufen schießen zu lassen! Alles aus einer Idee heraus, meintswegen aus einer großen und befreienden Idee, meintswegen, man steht eben mal im Leben vor großen Rätseln, Schlosser!

Ein großes Rätsel mag das alles schon sein, Herr Major!

Ein sehr großes, ein psychologisches, ein völkerpsychologisches Rätsel und die sind von allen die schlimmsten und die schwierigsten, weil erst die Geschichte, wenn wir längst nicht mehr sind, die Antwort auf solch eine Rätselfrage gibt. Erst unsere Enkel, Schlosser, werden entscheiden können, was wir eigentlich heute gewollt haben oder vielmehr, was man mit uns gewollt hat! Denn wir sind in Wirklichkeit viel passiver als wir denken, das habe ich Ihnen vorhin schon einmal mit meinem Zitat aus Goethes Faust gesagt! Doch . . .

Der Major ist mit seiner Suppe zu Ende und stellt den Teller vor sich hin in das Gras.

Rauchen Sie eine mit mir, Schlosser!

Ich will Sie nicht berauben, Herr Major.

Bitte, bitte, berauben, dummes Zeugs! Habe doch das ganze Etui voll. Meine Alte kam auf die glückliche Idee, mir meine Predilektos als sogenannte Liebesgabe ins Feld zu schicken. Ja, davon haben Sie als Junggeselle eben keine Ahnung, was das heißt, wenn man so ein süßes Weibchen sein Eigen nennt.

Das habe ich allerdings nicht, Herr Major!

Na, sehen Sie! Und wenn dem Adolf seine Meldung auf Richtigkeit beruht, dann werde ich heute mit meinem Etui voll kaum zu Ende kommen. Also tun Sie mir den Gefallen und helfen Sie mir, Schlosser!

Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Major!

Na sehen Sie!

Die Zigarren brennen.

Ich erinnere mich ganz genau, Schlosser, daß Sie gerade diese Zigarren nach den Diners bei meiner Frau mit Vorliebe geraucht haben.

Sagen Sie mit Enthusiasmus, Herr Major!

Nee Sie! Ich bin doch keen Dichter! .. Aber nett waren doch manchmal unsere Diners, Schlosser, wenn meine Frau den Salat selbst bei Tisch anrührte. Sie behauptete immer, sie habe das in England gelernt, im perfiden Albion, wie man sich heutzutage offiziell ausdrückt. Nich, dann hatte sie so eine Handbewegung an sich, Schlosser, erinnern Sie sich noch, wie sie dann den Ärmel ihres Kleides zurückschlug, Schlosser ... so .. so!

Ich erinnere mich der gnädigen Frau nur decolletiert und mit kurzen Ärmeln, Herr Major! Einmal in einem stahlgrauen Kleide mit einem schillernden Überwurf, der sah aus wie ein Panzer aus Silber oder auch wie eine Schlangenhaut!

So, so.. nur decolletiert... Sie Schwerenöter, und gleich wie eine Schlangenhaut... den Vergleich haben Sie ja treffend gewählt, Schlosser, muß ich sagen sehr treffend!

Der Major schweigt und brütet finster vor sich hin. Er kaut an den Enden seines Schnauzbartes, so daß Schlosser einen Moment fürchtet, ihn mit seinem Vergleiche beleidigt zu haben. Deshalb fragt er rasch und bescheiden:

Es war nur ein Vergleich, der mir gerade so auf die Lippen kam, Herr Major, ich hoffe doch nicht, daß der Herr Major diesen Vergleich falsch verstanden haben?

I wo werd' ik denn, Schlosser! Vergleiche, die einem gerade so auf die Lippen kommen, sind immer die treffendsten, wer lange überlegen muß, findet nie einen gescheiten Vergleich. Und es stimmt ja auch, auffallend stimmt es ja, mein Bester!

Wieder schweigt der Major und schaut eine Weile sinnend auf den Grasboden der Lichtung, wo ein paar fleißige Ameisen eifrig hin- und herlaufen und kleine Holzteile in ihren Bau schleppen.

Dann wendet er sich rasch und unvermittelt an Schlosser und fragt plötzlich:

Sie sind mit Adolf von der achten Kompagnie sehr eng befreundet, Schlosser?

Erstaunt blickt ihn der Leutnant an.

Das wäre vielleicht zuviel gesagt, Herr Major. Unter sehr eng befreundet verstehe ich denn doch etwas anderes.

Was verstehen Sie darunter Schlosser?

Nun zum Beispiel, Herr Major, daß man sich gegenseitig zum Vertrauten seiner Geheimnisse macht.

Und tut das Hauptmann Adolf Ihnen gegenüber nicht, Herr Leutnant?

Nicht, daß ich wüßte, Herr Major! Wir Junggesellen stehen uns ja im allgemeinen näher, als die verheirateten Herren im Regiment. Wir speisen jeden Tag einmal im Casino und da fällt wohl hie und da das eine oder andere

vertrauliche Wort. Da wird wohl auch hie und da einmal ein Witz gemacht, der besser unterbliebe. Das ist aber auch alles, Herr Major.

Wie meinen Sie das in diesem Zusammenhange, Schlosser? Ein Witz, der besser unterbliebe?

Nun, man spricht doch über das eine oder das andere.

Auch über die Damen des Regiments, Schlosser?

Der Major sieht seinen Adjutanten mit einem prüfenden, ja durchbohrenden Blicke an.

Und der erwidert in aller Harmlosigkeit:

Das ist doch ganz selbstverständlich, Herr Major, auch über die Damen des Regiments wird im Casino hie und da am Junggesellentisch gesprochen ... aber das kann ich den Herren Major versichern ... nur in den respektvollsten Ausdrücken.

Berkersburg lächelt.

So, so, sagt er dann, nur in den respektvollsten Ausdrücken, Schlosser?

Aber ganz gewiß, Herr Major!

Wie sich die Jugend doch von Jahr zu Jahr zu bessern scheint! fährt nun der Major wie im Selbstgespräche fort. Zu meiner Zeit, als ich noch Leutnant war, sprachen wir im Casino auch und zwar mit Vorliebe über die Damen des Regiments und, das kann ich versichern, für jede hatten wir unsern Spitznamen!

Na, Spitznamen hätten wir am Ende schließlich heute auch noch, Herr Major!

Und die zählen Sie auch zu den respektvollsten Ausdrücken, Schlosser?

Unter Umständen ja, Herr Major, wenn sie so harmloser Natur wie die unseren sind! Aber haben der Herr Major irgend eine besondere Frage im Sinn, weil sich der Herr Major nach jenen ernsten Auseinandersetzungen plötzlich in dieser Stunde mit mir über Casinogespräche unterhalten?

Die wilde Eifersucht, die bei dieser Frage Schlossers plötzlich und mächtig in dem Inneren des Majors aufsteigt, läßt diesen mit einem Schlage alle Vorsicht vergessen. Und so sagt er:

Ich muß Sie auf Ehre und Gewissen in dieser Stunde fragen, Schlosser, ob man im Casino meine Frau und Herren Hauptmann Adolf in irgend einen Zusammenhang bringt?

Schlosser sieht den Major mit einem klaren und festen Blicke aus seinen großen, dunkelbraunen Augen an und erwidert in überzeugendem Tone:

Diese Frage kann ich dem Herren Major auf Ehre und Gewissen mit Nein beantworten. Man hat niemals in meiner Gegenwart im Casino die Frau Major und Herren Hauptmann Adolf in irgend einen Zusammenhang gebracht.

Berkersburg zuckt zusammen.

Also nein, Schlosser?

Auf Ehre und Gewissen nein, Herr Major!

Das Gespräch bricht ab.

Ein Hornist erscheint. Er meldet:

Spielmann Winkler von der achten Kompagnie zum Stabe des Herrn Major von Berkersburg als Ersatzmann für den Hornisten Schweigler kommandiert.

Sie sind von der achten?

Zu Befehl, Herr Major.

Dann können Se von Glück oder Unglück sagen, Mensch, ganz wie Sie wollen, wie Sie das persönlich auffassen, wenn Sie von der achten und abkommandiert sind, sagt da Berkersburg. Stellen Sie sich dort unter die Birke, dort hat auch Ihr Vorgänger gestanden.

Befehl, Herr Major!

Berkersburg erhebt sich. Er nimmt den Zeiß in die Hand und geht den Hügel hinunter die paar hundert Meter bis an die Waldlisiere.

Nach einer Weile kommt er zurück.

Weit und breit noch immer nichts zu sehen, Schlosser. Die Fliegermeldung war doch ein dreister Schwindel.

X.

'n Abend, Herr Major!

Es ist die Stimme des Obersten von Trautmann, die durch den Wald schallt.

Berkersburg wendet sich um.

War das nicht die Stimme des Herren Obersten, Schlosser?

Zu Befehl, Herr Major!

Eben will Berkersburg seinem Adjutanten sagen, dem Obersten ein Stück entgegenzugehen und ihm den Weg nach der Lichtung zu zeigen, da wird auch schon der Kopf des Bocks hinter den Bäumen sichtbar, den Trautmann reitet.

Verflixter Weg oder überhaupt kein Weg durch das Unterholz!

Das will ich meinen, Herr Oberst!

Trautmann schwingt sich von seinem Bock mit einer Elastizität, der man die Sechsundfünfzig des Reiters nicht im entferntesten anmerkt.

Halten Sie das Pferd des Herren Obersten.

Mit diesem Befehl wendet sich Berkersburg an den Hornisten, der die Trompete parat unter der Birke steht.

Das Pferd am Halfter entfernt sich der Soldat ein Stück Weges und läßt den Bock grasen.

Wollte mich einmal überzeugen, was eigentlich hier los ist, Herr Major.

Befehl, Herr Oberst.

Na, nichts Neues aus der Schützenlinie, Herr Major? Keine Meldung?

Absolut nichts Neues, Herr Oberst!

Ob wir mit der Fliegerkiste nicht auf einen Leim gekrochen sind, Herr Major!

Das will auch mir fast so scheinen, Herr Oberst! Auch Herr Leutnant Schlosser ist meiner Ansicht...

So.. so.. so.. Aber man kann nie wissen...

Freilich kann man das nicht, Herr Oberst. Finde überhaupt, daß uns die Herren Franzosen diesesmal schon manchen Streich gespielt haben!

Bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Major! War anno siebenzig 'ne ganz andere Chose! Freilich, ich selbst hab' es ja auch nur vom Hörensagen! Aber zum Donner, damals ging das unter unserm Fritz wie das Gewitter!

Berkersburg lächelt ironisch.

Hatten auch damals jewissermaßen eenen Moltke an der Spitze von det Janze, Herr Oberst!

Womit Sie nicht sagen wollen, Herr Major...

I wo werd' ik denn.. aber damals Schlag uff Schlag.. Weißenburg, Wörth, St. Privat, Gravelotte, Sedan, Paris ...Und heute? Als ob wir Schnecken vor unsere Post gespannt hätten!

Wenn der Herr Major meinen! Trautmann lächelt.

Nein, ganz wie der Herr Oberst meinen!

Und der Oberst denkt im Stillen: Immer dieselbe Chose. Nein, ganz wie der Herr Oberst meinen! Und hat doch keine Ahnung davon, welch' selbständige, um nicht zu sagen revolutionäre Gedanken hinter der undurchdringlichen Stirn dieses Berkersburg nisten, der seinen Dienst tut, tadellos tut, seit Jahren und Jahrzehnten und in dessen Seele ein Etwas wohnt, das sich längst über jede landläufige Meinung hoch emporgeschwungen hat.

Was meinten Sie, Herr Major, fragt jetzt der Oberst, lediglich, um das Gespräch nicht ganz ins Stocken geraten zu lassen.

Ich meine prinzipiell im Dienste nichts, Herr Oberst!

Und außerhalb des Dienstes?

Berkersburg lächelt erhaben.

Dem Obersten fällt dieses Lächeln sehr unangenehm auf, darum sagt er:

Sprechen Sie sich mir gegenüber nur ganz ungezwungen aus, Herr Major.

Werd' den Teufel tun, fährt es da durch den Kopf des Majors. Freilich, fügt er in Gedanken hinzu, heute könnte ich es ja, heute endlich einmal, vorausgesetzt, daß die von Adolf überbrachte Meldung etwas mehr als ein dreister Schwindel sein sollte. Aber man kann nie wissen und deshalb lasse ich es lieber bleiben.

Nun, Herr Major?

Ich dachte an Schiller, Herr Oberst!

Doch en Einfall, Herr Major, hier im Walde hinter Troyon in Erwartung eines überlegenen Gegners an Schiller zu denken. Aber schießen Sie in Gottesnamen los, Herr Major!

Wieder das überlegene Lächeln im Gesicht Berkersburgs, der dem Obersten heute und in dieser Stunde wie ausgewechselt erscheint.

Jawoll, Herr Oberst, es gibt eben nichts Interessanteres auf der Welt als die Menschen. Der eine denkt in solchen Stunden an sein Testament, der andere an seine Liebste und ich, ich denke an Schiller!

Ich sollte doch meinen, Herr Major, daß man in solcher Stunde zunächst an sein Vaterland, an seinen König und an seine Pflicht zu denken hätte!

Befehl, Herr Oberst! Das sollte man wohl im Durchschnitt meinen. Und doch sind die Menschen, wenigstens nach meinem bescheidenen Urteil, so ganz anders, Herr Oberst, als wir das uns gemeinhin nach dem, was man heutzutage in den Zeitungen liest, vorstellen. Nach den Zeitungen scheinen sie nämlich alle nur einer Meinung zu sein und doch . . .

Dem Obersten wird das Thema ungemütlich. Deshalb ergreift er die willkommene Gelegenheit abzulenken und sagt:

Sie wollten doch von Schiller reden, Herr Major!

Richtig von Schiller! Ich dachte nur an ein Wort aus dessen Don Carlos, als mich der Herr Oberst vorhin fragten, was meine Ansicht von dem Unterschiede zwischen anno Siebenzig und heutzutage sei ...

An welches Wort aus dem Don Carlos, Herr Major, das interessiert mich jetzt wirklich.

Warten Sie, wie heißt es doch gleich? Richtig so, ungefähr so: Ich bin, ich muß gestehen, Sire, sogleich nicht vorbereitet, was ich als Bürger dieser Welt gedacht in Worte Ihres Untertans zu kleiden, denn damals, als ich auf immer mit der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich auch der Notwendigkeit entbunden, ihr von diesem Schritte Gründe anzugeben!

Eine lange Pause entsteht in der Unterhaltung.

Endlich sagt der Oberst:

Hätte Sie nie für einen Literaten gehalten, Herr Major!

Bin ich ooch gar nicht, Herr Oberst, bloß Liebhaber. Dilettant auf den meisten Gebieten des Lebens! Das ist alles! Dilettant des Lebens, das sagt wohl mehr als genug, das sagt schon zu viel! Aber der bin ich! Und dieser Erkenntnis sollte sich kein Mensch verschließen, Herr Oberst, vor allem nicht in solchen Stunden wie in diesen!

So .. so .. so ..

Der Oberst knurrt diese Worte in seinen Bart. Sein Gesicht ist tiefernst geworden. Doch schließlich denkt er, recht hat er ja, in dieser Stunde ist es wohl egal, was einer denkt, wenn er in der nächsten ...

Aber halblaut kommt es trotzdem von seinen Lippen:

Als Bürger dieser Welt ... interessant ... immerhin sehr interessant ... Bürger dieser Welt! Sind wir das überhaupt je gewesen, Bürger dieser Welt, wenn wir dazu im-

stande sind, so zu denken, wie wir heute denken, wenn wir so denken können, sind wir dann überhaupt Bürger dieser Welt gewesen? Und dieses Wort steht im Don Carlos, wo von Alba und den Niederlanden die Rede ist, von Flandern und Brabant, seltsam, wie der wohl darauf kommt und was der in dieser Stunde damit will... Bürger dieser Welt!

Berkersburg hat die von dem Obersten in halblautem Tone gesprochenen Worte kaum verstanden. Es kümmert ihn im Grunde genommen auch sehr wenig, was Oberst von Trautmann, der ja ein tüchtiger Soldat sein mag, von Schiller und dem Don Carlos, von ihm als Bürger dieser Welt, von Flandern und Brabant, das heute Belgien heißt, denkt!

Der Oberst scheint das zu empfinden.

Er wendet sich daher auch ganz konventionell an Berkersburg und die Hand an den Helm legend sagt er:

Danke bestens, Herr Major! Gehe mal nach der Schützenlinie.

Befehl, Herr Oberst. Sind keine dreihundert Meter von hier! Hauptmann Adolf von der achten, wenn der Herr Leutnant...

Danke verbindlichst, Herr Major. Guten Abend!

Guten Abend, Herr Oberst!

Der Oberst sucht sich seinen Weg durch die Bäume. Nach knappen zehn Minuten steht er hinter der Schützenlinie.

Hauptmann Adolf eilt auf ihn zu.

Bitte, lassen Sie sich nicht stören, Herr Hauptmann!

Nach dem Gehörten hat der Oberst keine Lust mehr an philosophischen Gesprächen. Die Armee setzte sich doch aus zu verschiedenartigen Elementen zusammen, denkt Trautmann. Was Wunder? Konnten denn alle eines Geistes sein? Wie es in der Presse tagtäglich hieß und wie es denen dort ganz oben aussehen mochte! Die sich für Menschenkenner hielten und doch niemals welche waren!

Wer konnte also wissen, was ihm dieser Adolf aufzutischen hatte? Die Deutschen hatten nun einmal alle den Kopf voll unvergorener Philosophie... Es sah ja anders aus, aber es sah nur so aus... Mit den Mannschaften war das gottlob ein ander Ding!

Der Oberst tritt an einen Soldaten heran, der dort zwischen hohen Farren auf dem Bauche liegt, Gewehr im Anschlag, und der so auf die Landstraße starrt.

Wie heißt Du, mein Sohn?

Der Soldat wendet sich unwillkürlich um.

Bleiben Sie, sagt der Oberst in wohlwollendem Tone, und drehen Sie sich nicht um. Sie wissen doch, daß das gegen Ihre Instruktion ist, sich umzudrehen.

Befehl, Herr Oberst!

Na also, welches Visier nehmen Sie, mein Freund, wenn feindliche Reiter dort unten auf der Landstraße an dem großen Baum sichtbar werden.

Das Visier, das der Herr Leutnant befehlen, Herr Oberst!

Richtig. Aber setzen wir einmal den Fall, mein Freund, der Herr Leutnant könnten doch aus irgend einem Grunde verhindert sein, das Visier zu befehlen. Nehmen wir also einmal an, der Herr Leutnant seien verwundet oder gefallen, welches Visier würden Sie dann nehmen, wenn plötzlich feindliche Reiter dort unten auf der Landstraße an dem großen Baume sichtbar würden?

An welchem großen Baume, Herr Oberst?

An der Pappel, die dort ganz allein steht, wo der Feldweg mündet, mein Freund!

Der Soldat überlegt.

Visier 1200, Herr Oberst!

Richtig, ungefähr richtig, und wieso wissen Sie das?

Weil der Herr Hauptmann vorhin befohlen haben, Visier 1200, falls feindliche Kolonnen bei der großen Pappel,

wo der Feldweg mündet, in Sicht kommen sollten, Herr Oberst, erwidert der Mann treuherzig.

Der Oberst wendet sich ab.

Guten Abend, mein Freund, und Gott befohlen!

Guten Abend, Herr Oberst!

Von Trautmann geht die Reihe entlang und bleibt hinter einem andern Soldaten stehen. Der wendet sich bei seiner Anrede: Guten Abend, mein Freund, nicht um. Also ein intelligenterer!

Sagen Sie, mein Freund, beginnt der Oberst, wenn Sie Visier 1200 nehmen, halten Sie dann auf die Mitte des Zieles?

Nein, Herr Oberst?

Wo denn sonst hin?

Wenn es sich um einen Menschen handelt, dann halte ich über den Kopf, Herr Oberst!

Warum denn über den Kopf, mein Freund?

Wegen der Flugbahn des Geschosses, Herr Oberst!

Was soll das heißen, mein Freund, wegen der Flugbahn des Geschosses?

Auf Grund der Fallgesetze, Herr Oberst.

Was sind Sie denn in Ihrem Zivilberuf, mein Freund?

Doktor der Philosophie, Herr Oberst.

Der Oberst beugt sich zu dem Mann herab.

Ach so, Einjähriger, und was studieren Sie?

Physik, Herr Oberst!

Es war also immer die gleiche Geschichte trotz allen Drills, immer die gleiche, denkt der Oberst, und da sprachen und druckten die da oben so was von dem Geiste der Armee .... dem G e i s t e ... das Visier, das der Herr Leutnant befohlen hat!

Von Trautmann hat von seiner Prüfung genug.

Er ruft noch: Guten Abend, Kameraden!

Guten Abend, Herr Oberst, schallt es durch den Wald.

Guten Abend, Herr Hauptmann!

Guten Abend, Herr Oberst!

Sinnend schreitet von Trautmann durch den Wald zurück nach der Lichtung ... zu dem Bürger der Welt! ... Dann befiehlt er seinen Bock. Er schwingt sich in den Sattel und reitet mit stummem Gruße von dannen. Seine Pflicht verlangt es, daß er auch die andern, die in der Reserve stehenden Kompagnien seines Regiments, inspiziert.

XI.

Eine gute halbe Stunde ist vergangen, seitdem der Oberst die Lichtung verlassen hat. Da tönt von der Lisiere her die helle Stimme des Hauptmanns Adolf:

Achtung, geradeaus Schützen, Visier 800, Schützenfeuer!

Berkersburg fährt auf.

Also doch, Schlosser, doch kein Schwindel!

Mit diesen Worten wendet sich der Major an seinen Adjutanten.

Die schlanke Figur des Leutnants reckt sich. Wie Kampfeslust blitzt es da plötzlich auf in dessen blauen Augen.

Scheint wohl so, Herr Major, sagt er kurz.

Die Unterhaltung von vorhin, das Studium der Geschichte, die Gelehrtenlaufbahn, die Erbschaft des Onkels sind vergessen. Nur der eine Gedanke: Ran an die, beherrscht nun die beiden Männer mit dämonischer Gewalt.

Und wieder die Stimme des Hauptmanns Adolf:

Achtung, Richtung hohe Pappel, Schützen von rechts, Visier 900, Schützenfeuer!

Das Geknatter der Infanteriegewehre übertönt jetzt jedes andere Geräusch, übertönt auch die Stimme des Kommandierenden. Kreischend fliegt eine Elster aus den hohen Zweigen der Tanne, die neben der uralten Buche steht, unter

der Berkersburg seinen Standort gewählt hat. Der Vogel fliegt tiefer in den Wald.

Der Major wendet sich jetzt in eisiger Ruhe an den Hornisten.

Blasen Sie das Signal Sammeln, Hornist, für die anderen Kompagnien.

Befehl, Herr Major.

Der Mann setzt die Trompete an den Mund.

Scharf, mahnend, schmetternd klingen deren Töne durch den stillen Wald und dazwischen wieder das Geknatter aus den Gewehren der Schützen, die vorn am Rand der Lisiere in Deckung liegen.

Ein zweiter, ein dritter, ein vierter Hornist antworten in Abständen aus der Ferne, das Zeichen, daß die Führer der Kompagnien das Signal verstanden haben.

Und wieder Adolfs Stimme:

Achtung Schützen von links, Richtung Kirchturm von Rosey, Visier 600, Schützenfeuer!

Zum Teufel auch, flucht jetzt der Major, die scheinen ja von allen Seiten zu kommen, Schlosser!

Scheint wohl so, Herr Major!

Roochen wir noch eene, Schlosser, beruhigt die Nerven!

Wieder präsentiert Berkersburg seinem Adjutanten das wohlgefüllte Etui.

Und der nimmt diesmal schweigend eine Zigarre, beißt die Spitze mit den Zähnen herunter und brennt das Kraut an.

Achtung, geradeaus Schützen, Visier 500, Schützenfeuer!

So befiehlt Hauptmann Adolf.

Das geht ja wie das Gewitter, meint der Major. Wie die Kerls nur so nahe heran konnten, ungesehen, Schlosser, so gut wie ungesehen!

Der Leutnant zuckt mit den Schultern.

Die ganze Bevölkerung spielt hier mit den Kerls unter einer Decke, Herr Major. So ein Dorf kann noch so friedlich

aussehen. Die Bauern können noch so dumme Gesichter schneiden, man weiß eben nie, was sich in diesen Hütten und hinter den Mauern dieser Gehöfte verborgen hält.

Da haben Sie recht, Schlosser, das weiß man in Feindesland nie!

Der Leutnant spuckt vor sich hin. Man kann sich keine Rechenschaft darüber geben, ob ihm etwas von dem Deckblatt seiner Zigarre in den Schlund geraten ist oder ob er der Verachtung vor dem, was er jetzt sagen will, durch dieses Spucken Ausdruck verleiht.

Gesindel, Herr Major, Franktireurs, Verräter, wo man hinschaut! Kerls, die man alle am nächsten Baum aufknüpfen oder mit dem Gewehrkolben erschlagen sollte, weil Pulver und Blei zu schade für sie sind.

Berkersburg lächelt. Erhaben lächelt er, wie immer in diesem Feldzuge erhaben, dann, wenn die Situation am kritischsten geworden ist, seine Ruhe bewahrend, das Ganze vom Standpunkt seiner Philosophie aus betrachtend, die im Frieden kein Mensch hinter dem Major vermutet hätte.

Sie sagen das so glatt hin, Schlosser, weil auch Sie ... Sie nehmen es mir doch nicht übel, wenn Sie sich auch für einen angehenden Dichterphilosophen gehalten haben ...

Aber wo könnte ich denn, Herr Major ...

Na also mit eenem Worte, weil Sie das nachbeten, was Ihnen andere vorgebetet haben! Ich betrachte die Dinge anders!

Sie betrachten die Dinge anders, Herr Major?

Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Herr Leutnant!

Aber ich bitte, Herr Major.

Sinnend fährt Berkersburg fort:

Sie vergessen bei dieser Betrachtung immer das eine, mein Freund, daß *wir* uns in Feindesland befinden und nicht umgekehrt.

Das sehe ich vollkommen ein, Herr Major.

Nun also, wenn Sie es vollkommen einsehen, nun also ... Bei uns kann es doch fürs erste keine Franktireurs geben, weil unsere Bevölkerung ja noch nicht unter den Schrecken des Krieges zu leiden hat! Nur das Land, in dem die Kriegsfurie tobt, gebiert den Franktireur!

Und Sie glauben, daß gegebenenfalls auch bei uns, Herr Major?

Ich glaube das nicht nur, Herr Leutnant, sondern ich möchte sagen, ich hoffe das, ich setze das voraus...

Voll maßlosen Erstaunens sieht Schlosser den Major an.

Sehen Sie mich bitte nicht so perplex an, Herr Leutnant, weil ich hier in der Stunde der Entscheidung über Leben und Tod als königlich preußischer Offizier den Mut finde, Ihnen ganz gegen alle Dienstvorschrift die Wahrheit zu sagen. Allerdings die subjektive Wahrheit, wie ich sie empfinde. Aber jede Wahrheit ist nur subjektiv, darüber sollten wir uns heute endlich im klaren sein!... Freilich, man würde recht bald andere Namen für den Franktireur finden, wenn er eines Tages zufällig rechts anstatt links des Rheines auftauchen sollte. Wessen Hof brennt, der fragt nicht viel darnach, ob er einen roten Kragen am Rock hat oder nicht, der greift zur Waffe und schießt los, hier und in allen Ländern der Erde. Das war zu allen Zeiten so, mein Freund. Ein deutscher Dichter machte glatt einen Mann zum Helden, der einen Landvogt meuchlings aus dem Hinterhalt erschossen hat, um sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreien, und diese Dichtung ist ewig geworden und wird auf preußischen Gymnasien gelesen und auswendig gelernt. Das spricht wohl Bände... übrigens...

Das Kommando des Hauptmanns Adolf, auf das die beiden eine Weile nicht achteten, wird wieder vernehmbar.

Achtung geradeaus, Schützen, Visier 500, Schützenfeuer!

Auf einmal fährt Berkersburg zusammen.

Was ist denn das, Schlosser, hören Sie nicht, das sind doch Maschinengewehre!

Allerdings, Herr Major, Maschinengewehre.

Das will mir doch auch so scheinen, Herr Leutnant!

Gespannt lauschen die beiden nach der Lisiere.

Wieder hallt Adolfs Stimme zu ihnen:

Achtung, geradeaus Schützen, Visier 400, Schützenfeuer!

Das Geknatter der diesem Befehle antwortenden Gewehre wird schwächer und schwächer, langsamer und langsamer, ertönt in immer größeren Zwischenräumen.

Die feindlichen Maschinengewehre scheinen ihre Wirkung zu tun, Herr Major, stammelt Schlosser da mit aschfahl gewordenem Gesicht.

Berkersburg starrt stumm vor sich hin. Er kaut an den Enden seines Schnauzbartes.

Und in diesem Momente will es dem Adjutanten erscheinen, als sei der Major plötzlich wie umgewandelt, nicht mehr der Mensch von vorhin, der von Schiller und dem Don Carlos sprach, nicht mehr der Bürger dieser Welt, den er schlechterdings in dieser Lage nicht begreifen konnte.

Schlosser hat recht. Berkersburg ist ein anderer, in zwei Minuten ist er plötzlich und unvermittelt ein anderer geworden. Härte und Grausamkeit, die er vorhin ganz abgelegt zu haben schien, spielen um seinen Mund. Sein inneres Auge schweift in weite Fernen, nach Wirballen an die russische Grenze schweift plötzlich dieses Auge und haftet auf dem Gute Falkenstein, in dessen Herrenhause sich jetzt eine um einen Fremden härmt. Eine, eine, die er zu erobern gekommen war, die er nicht erobern konnte, weil er sie gekauft, weil er sich selbst in den Menschen geirrt und betrogen hatte. Eine, eine, der in dieser Stunde Leid widerfährt ... Leid mit seinem Zutun!

Entsetzt starrt Schlosser auf den Major.

Es ist beinahe, als läse er die Gedanken seines Vorgesetzten hinter dieser ehernen Stirn, die noch nie etwas verriet, was dieser Mund nicht verraten wollte, es ist, als sähe er mit leibhaftigen Augen diesen furchtbaren Willen,

der eben auf ein Verbrecherisches, das ihm kein Mensch nachzuweisen vermag, gerichtet ist. Endlich stottert Schlosser:

Das Feuer der achten Kompagnie scheint mir bedenklich schwach geworden zu sein, Herr Major, ob ich mich nicht einmal selbst überzeuge?

Bleiben Sie, Schlosser!

Ein herrischer Ton, den Berkersburg sonst ihm gegenüber nicht an sich hatte, mischt sich in dieses Wort und macht es für den Leutnant zu einem unabweislichen Befehl.

Schlosser stammelt:

Zu Befehl, Herr Major!

Berkersburg hört gar nicht mehr auf ihn hin.

Er vernimmt nur aus der Ferne Adolfs ihm so wohlbekannte Stimme und da er sie noch vernimmt, fährt er zusammen.

Achtung, geradeaus Schützen, Visier 400, Schützenfeuer!

Wie ohnmächtig verhallen ein paar Schüsse an der Waldlisiere.

Berkersburg knirscht mit den Zähnen:

Kugelfest scheint der Kerl zu sein!

Haben Sie etwas gesagt, Herr Major?

Nichts für Sie, Herr Leutnant!

Der Major stochert mit dem Säbel in den Moosboden des Waldes und bohrt ihn tief in die weiche Erde.

Schlosser wendet sich ab. Der Schweiß perlt ihm auf der Stirn, wie Todesschweiß um die andern, die kaum dreihundert Meter von ihm entfernt, einer nach dem andern, nach dem Willen dessen, der da vor ihm steht, geopfert werden.

Und wieder Adolfs Stimme:

Achtung Schützenfeuer .... geradeaus Schützen .... Visier 300.

Ein, zwei, drei, vier, fünf Schüsse verhallend ... versagend ... wie die Stimme Ertrinkender ... dann nichts ...

tiefe Stille ... nur die furchtbare Antwort der feindlichen Maschinengewehre ... und dann ein schwerer Knall ...

Feindliche Artillerie!

Wie der Schrei eines verwundeten Tieres löst sich dieses Wort von Schlossers Lippen.

Dann ein zweiter, ein dritter und ein vierter Knall ...

Feindliche Artillerie.

Man hört, wie die Granaten in den Boden des Waldes einschlagen.

Und wieder Adolfs Stimme:

Achtung, feindliche Artillerie, geradeaus, Schützenfeuer! Visier 1200 ...

Er kämpft wie ein Löwe, der Kerl, knirscht der Major.

Aber noch immer rührt er sich nicht.

Da keucht ein Soldat aus der Schützenlinie kommend den Hügel zur Lichtung hinan.

Berkersburg, der in Gedanken ganz wo anders ist, der vorn im Feuer an der Seite Adolfs, der immer noch nicht fallen will, steht, starrt den Kommenden an, als sei er ein Gespenst.

Was wollen Sie, Mensch?

Der Soldat wankt.

Sie sind ja verwundet, Kerl!

Der Mann taumelt.

Schlosser reißt sein Sacktuch aus der Tasche. Mit dem verbinden sie ihn.

Streifschuß an der Stirn, ganz ohne Bedeutung, murmelt Schlosser.

Der Major nickt bestätigend.

Können Sie noch stehen, Mensch?

Wie ein Schrei der Not kommen diese Worte aus dem Munde des Majors und der Soldat reißt sich zusammen.

Seinem gequälten Gehirn kommt es plötzlich, vor wem er steht und was er hier soll.

Herr Hauptmann Adolf lassen gehorsamst um Verstärkung bitten, Herr Major, wir haben nur noch neunundzwanzig Mann von der ganzen Kompagnie.

Das Gesicht Berkersburgs legt sich in marmorne Falten. Ein Ruck geht durch seine Gestalt.

Melden Sie dem Herren Hauptmann, der Befehl des Herren Obersten lautet: Sparen, sparen, sparen bis auf den letzten Mann!

Befehl, Herr Major!

Durch die Tannen und Buchen des Waldes tastet sich der Verwundete vorwärts, um seinem Hauptmann den Befehl des Majors zu überbringen.

Er verschwindet ... Berkersburg vermag ihn nicht mehr zu sehen.

Aber Adolfs Stimme aus der Ferne, immer noch Adolfs Stimme:

Achtung, feindliche Artillerie, geradeaus, Schützenfeuer, Visier 1000 ...

Dann wieder der fürchterliche Knall und das Einschlagen der Granate ...

Verdammt!

Der Fluch steigt auf die Lippen des Majors, denn Adolfs Stimme überlebt auch diesen Knall, und endlich wendet er sich an den Spielmann:

Blasen Sie das Signal: Siebente Kompagnie zum Sturm auf, marsch, marsch, Hornist ...

Zu Befehl, Herr Major!

Schmetternd tönt das Signal durch den Wald und nach einer Minute antwortet der Spielmann von der siebenten Kompagnie mit dem gleichen Signal, zum Zeichen, daß man den Befehl des Majors verstanden hat.

XII.

Wieder verrinnt eine halbe Stunde. Quälend langsam schleichen dem Major und seinem Adjutanten die Minuten dahin. Die siebente Kompagnie steht auch zu weit im Hintertreffen, denkt Berkersburg, und der Weg durch den Wald ist gar kein Weg.

Ungeduldig, mit großen, langen Schritten geht der Major auf der Waldwiese auf und nieder.

Das Feuer der achten Kompagnie wird schwächer und schwächer. Minutenlang setzt es ganz aus. Aber immer noch Adolfs Stimme, ganz heiser geschrien:

Achtung, feindliche Artillerie von rechts, Schützenfeuer, Visier 1000.

Endlich geht der Major noch einmal auf den Spielmann zu:

Wiederholen Sie das Signal, Spielmann, siebente Kompagnie zum Sturm auf, marsch, marsch!

Und abermals hallt das Signal durch den Wald, abermals antwortet der Hornist der siebenten Kompagnie, diesmal viel näher, viel vernehmlicher aus der Tiefe des Forstes.

Berkersburg atmet auf.

Gott sei Dank, Schlosser, wendet er sich an den Adjutanten. Sie kommen, sie kommen, sie kommen nicht zu spät.

Jawohl, Herr Major!

Und wieder das vermaledeite Geknatter der feindlichen Maschinengewehre, wieder das Einschlagen der Granaten an der Waldlisiere, das Pfeifen eines verirrten Schrapnells zu Häupten der beiden.

Noch eine Zigarre, Herr Leutnant, es ist das einzige.

Nein, ich muß danken, Herr Major, ich kann nicht mehr rauchen.

Doch schon nicht mehr Herr seiner Nerven?

Und Schlosser sich zusammenrappelnd:

Zu Befehl, Herr Major!

Der Mann, der sich nach der Aussage des Majors für einen Dichter gehalten und Geschichte an der Berliner Universität studieren wollte, als die Mobilisationsordre ihn aus seinen schönen Träumen weckte, nimmt seine letzte Kraft zusammen. Alles, nur nicht schlapp in dieser Stunde, in den Augen des Majors, von dem er seit heute Nachmittag weiß, daß er in die Tiefen der Menschenseelen blickt und einen anderen Maßstab an alle Dinge legt als den, den man ihm im Exerzierreglement und in der Felddienstordnung, die er doch beide auswendig weiß, geboten hat. Alles, nur das nicht!

Berkersburg entgeht es nicht, wie ein Zucken, ein letztes Sichemporraffen durch den schlanken Körper des jugendlichen Leutnants fährt.

Und der Major lächelt.

Er ist noch immer dazu imstande, ironisch zu lächeln, in dieser Stunde, da die letzten Mann seiner achten Kompagnie geopfert werden, denn dieser Major steht wirklich über jeder Situation, das weiß Schlosser seit diesem Nachmittag aus dessen eigenem Munde.

Er bewundert ihn, nein, mehr als das, er ist neidisch auf ihn, eifersüchtig auf seine Größe. Er weiß, daß der da das Eiserne Kreuz, das sich die anderen alle erkämpfen wollen, mit einer unvergleichlich nonchalanten Handbewegung von sich weisen würde, in dem stolzen Bewußtsein, daß kein Fürst dieser Welt dazu imstande ist, ihn auszuzeichnen, ihn, der wider bessere Erkenntnis, mit klarem Blicke für die eigenen Sünden und Mängel, kaltblütig die

anderen, die fromm an ihre Sendung glauben, zum Opfer bringt, der aber auch ebenso kaltblütig sich selbst zum Opfer bringen würde ohne jeden Enthusiasmus, allein aus der Verstandesarbeit seiner Erkenntnis heraus, die ihm sagt, daß der, der die Vorzüge einer Stellung gewissenlos ausgebeutet hat, auch ohne Murren jede Konsequenz auf sich nehmen muß, die ihm diese Stellung auferlegt.

Während Schlosser diesem Gedanken nachhängt, und sich den Mann betrachtet, den er sich nach den Worten des Kosinski auf den rauchenden Trümmern Karthagos vorstellen könnte, wendet sich der Major plötzlich rasch um.

Seine Stimme klingt heiser, wie er fliegenden Atems den Befehl erteilt:

Übernehmen Sie einen Moment das Kommando über das Bataillon, Schlosser, ich muß in der Schützenlinie nach dem rechten sehen.

Mechanisch stammelt Schlosser auch in dieser Minute sein „Zu Befehl, Herr Major".

Er weiß, aus welchem Grunde Berkersburg einen Moment in der Schützenlinie nach dem rechten sehen will. Das Feuer der achten Kompagnie schweigt, Adolfs Kommando ist erstorben... Kirchhofsstille an der Waldlisiere, Gott, o Gott!

Schlosser möchte den Major zurückhalten, denn eben schlägt da vorn wieder eine feindliche Granate ein und krepiert in schwefelgelber Lohe, die wie der Blitzstrahl des Himmels mit jähem Scheine in die Lichtung fällt.

Aber schon ist es zu spät.

Mit langen Laufschritten sieht Schlosser den Major zwischen den Bäumen des Waldes verschwinden, indessen wieder ein Soldat der achten Kompagnie den Hügel heranfeucht.

Was wollen Sie, Musketier?

Und der stammelt außer Atem:

Herr Hauptmann Adolf lassen gehorsamst noch einmal um Verstärkung bitten, wir hatten, als ich ging, nur noch elf Mann.

Den Bericht des Mannes übertönt ein jauchzendes Hurra.

Eine Zentnerlast fällt von Schlossers Seele.

Sofort setzt das Infanteriefeuer da vorn wieder lebhaft ein. Schlosser erkennt die Stimme des Hauptmanns, der mit seinen Leuten glücklich in diesem kritischen Momente eingegriffen hat. Die siebente Kompagnie hat die Feuerlinie erreicht. Die Verstärkung ist da.

Sie ist da, Mann, kommt es in einem Tone der Befreiung aus höchster Not von Schlossers Lippen und der Musketier, einer von den Elfen, läuft ohne Besinnen zurück in die Feuerlinie. An der Waldlisiere angelangt, wirft er sich auf den Bauch, lädt einen neuen Rahmen mit Patronen in die Kammer und sein Finger sucht den Hahn.

Aber noch ehe er abzudrücken vermag, entringt sich seinen Lippen ein Schrei.

Er sieht es mit seinen eigenen Augen, es ist nicht zu leugnen, die hohe Gestalt des Majors, der hinter der Schützenlinie kniet und seine Leute zum Äußersten anfeuert, taumelt und fällt.

Der Major!

Dem Munde des Soldaten, der abzudrücken vergißt, entringt sich dieses eine Wort.

Es wird übertönt von Adolfs in diesem Momente dröhnender und heiserer Stimme:

Unteroffizier!

Ein Kopf reckt sich im Grase.

Übernehmen Sie das Kommando über den Rest der achten Kompagnie!

Befehl, Herr Hauptmann.

Und ohne auf das feindliche Feuer, das eben wieder wie ein dichter Hagel herniederprasselt, zu achten, erhebt sich Adolf. Mit drei Sprüngen ist er an der Seite des Majors.

Bist du verwundet, Berkersburg?

Keine Antwort.

Um Gotteswillen, so rede doch, Mensch, bist Du verwundet?

Adolf reißt den Freund an sich.

Hilfeflehend suchen seine Augen in der Runde.

Endlich gewahrt er einen seiner Musketiere. Und ohne Besinnen:

Helfen Sie mir, Kamm, der Herr Major.

Kamm wälzt sich auf dem Bauche an die Gruppe der beiden Offiziere heran, an Aufstehen in dieser Minute kein Gedanke, denn der Hagel aus den feindlichen Maschinengewehren prasselt wie ein Gewitterregen des Frühlings durch den Wald.

Kamm und Adolf fassen den bewußtlosen Major.

Hinauf in die Lichtung, aus dem Bereich des Feuers, Kamm, befiehlt Adolf, vorwärts marsch!

Durch Gras und Gestrüpp auf allen Vieren kriechend, bringen so die beiden, an nichts anderes als an die Rettung des Bataillonskommandeurs denkend, den Verwundeten in Sicherheit.

Von den Lippen Berkersburgs kommt kein Laut. Ein gewaltiger Blutverlust muß ihm in wenigen Augenblicken das Bewußtsein geraubt haben.

Die Lichtung ist nicht zu erreichen. Er stirbt uns unter den Händen, Kamm, stammelt da Adolf, dort unter den Busch, dort sind wir in Sicherheit vor den Kugeln.

Mit letzter Mühe zerren die beiden den Ohnmächtigen unter den Busch.

Wo ist es?

Adolf reißt dem Freunde den feldgrauen Waffenrock auf.

Nichts zu finden, Kamm! Wo ist die Wunde?

Der Soldat starrt fassungslos in das Gesicht seines Hauptmanns. Fieberglut steigt in die Wangen Adolfs, dann läuft ihm Eiseskälte den Rücken hinunter. Seine Kniee schlottern.

Wir müssen ihn retten, Kamm!

Befehl, Herr Hauptmann!

Und zwischen diese Worte das lebhafte Geknatter der Infanteriegewehre der siebenten Kompagnie und dazwischen durch das Rasseln des Maschinenfeuers, das dumpfe Aufschlagen und helle Zerplatzen der Granaten und Schrapnells.

Endlich kommt es von Kamms Lippen:

Hier, Herr Hauptmann, hier...

Wo, Kamm?

Am rechten Handgelenk durch die große Schlagader.

Nehmen Sie den Arm hoch, ganz hoch, Kamm!

Zu Befehl, Herr Hauptmann!

Während der Soldat den Arm des Majors mit aller Anstrengung in die Höhe hält und mit der andern Hand auf die klaffende, das Lebensblut verspritzende Wunde drückt, entledigt sich Adolf seines Waffenrockes. Vergebens sucht er nach seinem Verbandzeug, das er dort unten ja schon längst verbraucht hat. Da reißt er sich das leinene Hemd vom Leibe, teilt es mit einem kräftigen Rucke in Fetzen und ruft:

Jetzt halten Sie die Wunde zu, Kamm, und ich ziehe aus allen Kräften, und dabei immer den Arm hochgelegt!

Adolf legt den Leinenstreifen, den er aus seinem Hemde gerissen, um die Wunde, er zieht, so fest er kann, und wie durch das Wunder einer übernatürlichen Eingebung gelingt es ihm im letzten Augenblicke, die Ader zu fassen.

Der spritzende Blutstrom läßt nach. Wenn der Fetzen hält, ist das Leben des Majors gerettet.

Gott sei Dank, Kamm!

Jetzt lassen Sie ihn uns behutsam hinauf in die Lichtung tragen, das Feuer läßt gerade nach.

Nach einer Viertelstunde legen Kamm und Adolf den Major zu Füßen seines Adjutanten nieder.

Was ist, Herr Hauptmann, stammelt Schlosser.

Er wird wieder zu sich kommen, Herr Leutnant.

Glauben Sie?

überzeugen Sie sich selbst.

Auf den bislang todbleichen Wangen des Majors meldet sich eine verheißende Röte, das Leben, das Blut, das in das System der Gefäße wiederkehrt, da die Wunde geschlossen, durch die es für immer entrinnen wollte.

Es dauert fünf Minuten.

Da schlägt Berkersburg die Augen auf.

Wo bin ich?

In Sicherheit, Berkersburg.

Du, Adolf?

Ja, ich!

Wo war ich?

In der Feuerlinie!

Ach ja... die Gedanken des Majors kehren langsam wieder zurück. Und da?

Du wurdest von einem Granatsplitter am Arm getroffen, er hat Dir eine Wunde in die Schlagader gerissen, ein Glück, daß es dicht an meiner Seite geschah!

Und da hast Du?

Ja, ich, Berkersburg, das war doch selbstverständlich.

So... so...

Leise murmeln die Lippen des Majors diese einfachen Worte. Der Rest seiner Gedanken versinkt in tiefem Schweigen, denn die schwarze Nacht der Schwäche legt sich noch einmal auf sein Gehirn und läßt ihn Gegenwart und Vergangenheit in einem undurchdringlichen Schleier vergessen.

Nun stammeln seine Lippen:

Wasser, Wasser, Wasser! Gebt mir doch einen Schluck zu trinken, ich verbrenne!

Da führt Adolf wie eine liebende Mutter die Feldflasche, die er gefüllt mit schwarzem Kaffee in der Tasche seines Rockes trägt, an die Lippen des Majors und kühlt so den verzehrenden Durst seines Mundes.

Gut, gut, gut, stammeln die blutleeren Lippen und der Kopf weiß aufs Neue nicht, wer dem Munde diesen Dienst erweist.

Adolf springt auf.

Kommen Sie, Kamm, Herr Leutnant Schlosser wird sich des Herren Major annehmen.

Musketier und Hauptmann stürmen aufs Neue voran in die Schützenlinie und unermüdlich tönt Adolfs Stimme wieder herauf in die Lichtung, zu den Ohren Schlossers:

Achtung, Schützenfeuer, feindliche Schützen ... Visier 600 ... Schützenfeuer ...

Das Gefecht nimmt seinen Fortgang.

Langsam sinkt die Nacht über den Wald hinter Troyon. Die siebente, die sechste, die fünfte Kompagnie haben hintereinander eingegriffen. Die feindliche Artillerie und die Maschinengewehre haben ein entsetzliches Blutbad unter dem Bataillon Berkersburgs angerichtet. Aber er selbst hat noch keine Vorstellung davon. Er ruht unter der uralten Buche der Lichtung. Sein Bewußtsein ist zurückgekehrt und er lauscht.

Während der bleiche Vollmond zwischen den Bäumen des Forstes und über dem Kirchturm von Rosey still und feierlich den Himmel emporklimmt, kehren seine Gedanken zurück. Sie fliegen in weite Fernen nach Osten zu Melanie, die dicht an der russischen Grenze auf Falkenstein hinter Wirballen sitzt.

Wie mag es dort wohl sein?

Berkersburg ist müde. Es will noch nicht recht mit dem Denken. Die Augenlider fallen ihm wieder zu. Und durch

seinen wüsten Traum von Blut, Tränen, Feuer, Eifersucht und Liebe geht Adolfs unbesiegliche Stimme, der immer noch da drunten aushält an der Spitze von dem Reste seiner Kompagnie:

Achtung Schützenfeuer ... geradeaus Schützen .. Visier 600 ... Schützenfeuer ...

So hallt es unaufhörlich durch Berkersburgs Traum.

Ende des zweiten Buches.

Drittes Buch

I.

Seit sechs Jahren ist Pierre Bugnon Maire von Rosey. In all' den sechs Jahren hat er in seiner kleinen Gemeinde nicht so viel Aufregungen erlebt, wie in diesen letzten Wochen, seitdem die berühmte Berliner Depesche in Paris eintraf und sich zwei Tage darauf die erstaunte Welt vor die Tatsache des deutschen Einbruchs in Belgien gestellt sah.

Pierre Bugnon ist Witwer, angehender Sechziger, für die Verhältnisse des kleinen Weilers Rosey Großgrundbesitzer und außerdem Inhaber der bestgehenden, weil einzigen Wirtschaft des Ortes, des Café du raisin.

Mißmutig steht er heute vor dem Eingang seines Lokals und blinzelt wie ein aus einem langen Schlafe erwachter Kater in die Sonne. über dem nicht mehr allzu sauberen, weißen Hemde trägt er den blauen Kittel, seine Füße stecken in Filzpantoffeln, die Zipfelmütze mit der blau-weiß-roten Trobdel sitzt nachlässig auf seinem kahlen Kopf.

Pierre Bugnon ist schlechter Laune. Das Geschäft will nicht mehr gehen, seit die Jugend des Dorfes unter die Fahnen mußte, seitdem sich die Kriegsereignisse mehr und mehr um Rosey selbst verdichtet haben und nun gar, seitdem ein Bataillon dieser „Boches“ im Dorfe einmarschiert ist und in den Bauernhäusern Quartier bezogen hat. Ganz Rosey wimmelt von diesen „Boches“. In allen Stuben und Scheunen machen sie sich breit, alles Eßbare wird von ihnen requiriert und die Bauern meiden das Café du raisin, weil man nie weiß, wen man in diesem Café treffen kann.

Man hat seine liebe Not in solch einer Zeit, denkt eben wieder Pierre Bugnon und kratzt sich mit allen fünf Fingern seiner schwieligen Rechten auf dem kahlen Schädel.

Es hat den Anschein, als sähe der Maire nur nach dem Wetter und doch lugt er in Wirklichkeit nach ganz etwas anderem aus. Denn der Major, der ein Gesicht hat, als ob sich mit ihm nicht spaßen ließe, hat ihm vor einer halben Stunde durch eine französisch redende Ordonnanz seinen Besuch im Café du raisin ansagen lassen. Welchen Zweck dieser Besuch haben soll, ahnt Pierre Bugnon nicht, aber was Gutes kann es weiß Gott nicht bedeuten, wenn solch' ein Boche zu Vater Bugnon kommt.

Indem er sich noch den Schädel zerbricht, was der Major wohl wieder von ihm zu requirieren hat, denn das Requirieren ist doch das Einzige, was solch' ein Boche hier vorhaben kann, betritt er das Lokal.

An einem der Fenstertische sitzen drei Bauern und spielen Karten. Ein einfaches Hazard, das hierzulande allenthalben gang und gäbe ist.

Bonjour, messieurs.

Bonjour, père Bugnon.

Die Bauern sehen kaum von ihren Karten auf.

Jeanne Loisir, des Maires Nichte, die im Café zu servieren hat, steht hinter dem Schanktisch. Sie wendet sich an den oncle mit der Bemerkung, daß der cidre im Krug zur Neige geht.

Vas en chercher à la cave!

So sagt père Bugnon. Dann tritt er an den Tisch der Bauern, schaut ihnen in die Karten und brennt sich den Stummel seines Stumpens an, den er bislang kalt rauchend zwischen den Zähnen gehalten hat.

Tu as de la chance, Marteau!

Marteau, an den Pierre Bugnon diese Worte richtet, schaut nicht auf. Er stützt das unrasierte Kinn in die Hand und knurrt unverständliches Zeug, das eher einem Fluche als einem vernünftigen französischen Satze ähnlich sieht.

De la chance et les Boches dans le village...

Das ist das einzige, was man verstehen kann.

Pierre Bugnon fragt:

Wieviel habt Ihr denn im Quartier, Vater Marteau?

Und Marteau antwortet auf französisch, wie Bugnon auf französisch gefragt hat:

Daß Dich der Teufel, so viele zu viel, wie ich gerade habe, mon ami!

Der zweite der Bauern, der auf den schönen Namen Rosse hört, knurrt:

Eh bien, tu donnes, père Marteau!

Der Dritte nickt nur heftig mit dem Köpfe und dann versenken sie sich wieder alle wortlos in ihr Spiel.

Man spricht gemeinhin nicht viel im Café du raisin in Rosey, aber heute scheint die Stimmung ganz besonders gedrückt.

Die Boches haben das Gefecht im Walde hinter Troyon gewonnen, trotz der vierfach überlegenen Macht der Franzosen, daran gibt es keinen Zweifel, und darum haben sie Rosey besetzt. Und jetzt gärt es in Rosey.

Pierre Bugnon geht hinter den Schanktisch, wo Jeanne Loisir gerade die Kellertreppe wieder heraufkommt.

Wo ist Louis, fragt Bugnon.

Ich weiß es nicht, oncle!

Du weißt es nicht?

Nein, ich weiß es nicht, beharrt das junge Mädchen, das man ausnehmend hübsch nennen könnte, wenn nicht der saloppe Anzug und die schmutzige Küchenschürze jeden Eindruck zerstörten. Aber Jeanne Loisir ist ein schönes Kind von achtzehn Jahren, so recht ein Leckerbissen, trotz allem, trotz des saloppen Anzugs und der schmierigen Küchenschürze. Als die Jugend von Rosey auszog, hatte Jeanne ihren Sonntagsstaat angelegt und alle Burschen des Weilers in das Café des Onkels gelockt.

Du weißt also nicht, wo Louis ist, beharrt der Maire von Rosey noch einmal.

Nein, oncle, ich weiß es nicht.

So, so, brummt der Alte. Hol' mir den Charles!

Jeanne Loisir verschwindet durch die auf den Vorplatz führende Tür, um den Auftrag des Maires auszuführen.

Indessen tritt der wieder an den Tisch der Bauern heran.

Er will mit denen ein politisches Gespräch anknüpfen.

Vielleicht hat er mit dem Dritten mehr Glück als mit Marteau und Rosse.

Alors, sagt er, Cherbullion, et vous, vous êtes content de vos Boches?

Cherbullion ist ein kleiner Buckel. Über sein häßliches, ganz von Sommersprossen bedecktes Gesicht geht ein faunisches Grinsen, wie er erwidert:

Content, père Bugnon, fort content ... sie fressen mich nicht arm, meine Boches ... Sie trauen sich, glaub' ich, nicht.

Der Maire lacht.

Sie werden schon Mittel und Wege finden, dich zuerst fressen zu lassen, Cherbullion, faut attendre, mon cher, faut attendre, wenn die Boches erst hungrig geworden sind, faut attendre!

Das Grinsen auf dem Gesicht des Buckels nimmt jetzt einen teuflischen Charakter an.

Sapristi, prost die Mahlzeit meinen Boches ... père Bugnon ... unter uns, meine Alte hat noch Rattengift im Hause, vom letzten Winter, prost die Mahlzeit meinen Boches ... weißt doch noch, daß man auf der Ferme Mon désir es vor Ratten nicht mehr aushalten konnte, liegt zu nahe am Wasser, die Ferme Mon désir, als sie den Kanal im Herbste verschütteten, père Bugnon, sind die Ratten en masse in die Ferme gekommen, monsieur le maire!

Ich weiß, ich weiß!

Vater Bugnon schlürft wieder hinter den Schanktisch, er gießt sich ein Glas Cidre ein aus dem frischen Kruge, den Jeanne Loisir eben aus dem Keller gebracht hat.

Wo nur der Louis hin ist, sagt er halblaut vor sich hin.

Er macht sich Sorge um den Louis. Er ist sein Jüngster und der einzige Sohn. Seine beiden Mädels sind außerhalb Roseys seit Jahren verheiratet und seine Schwiegersöhne stehen beide im Felde. Aber Louis hat noch nicht mitgemußt. Der Junge ist erst sechzehn und sein Augapfel. Er hat seiner Alten das Leben gekostet, als er so ungestüm und halsstarrig, wie er noch heute ist, zur Welt kam.

Wo nur der Louis steckt?

Jetzt laß' uns endlich mit Deinem Louis zufrieden, père Bugnon, knurrt da der alte Marteau. Wir verzählen uns ja mit Deinem Louis! Das waren also vingt-quatre, trente, trente-cinq, Rosse, tu as à payer, trente-cinq, das wären sept sous, sept sous...

Rosse holt den Lederbeutel aus der Hosentasche, in dem er sein ganzes Barvermögen mit sich herumzuschleppen pflegt, den Beutel, der ihn immer begleitet, wenn er in die nächste Stadt auf den Markt fährt und dort sein selbstgezogenes Gemüse feil hält. Rosses Spinat ist weit und breit berühmt, man weiß auch warum; er hat die Senkgrube von Rosey für seine Felder gepachtet und das bekommt seinem Spinat.

Bedächtig zählt Rosse die sieben großen Kupferstücke auf die Holzplatte des Tisches, in aller Ruhe, eines nach dem andern genau betrachtend, als ob nicht ein einziger Boche im Orte hauste, als ob man in tiefen Friedenszeiten lebte.. Rosse liebt ja sein Vaterland, aber an diesen sauer verdienten Sous hängt seine ganze Seele und Marteau weiß, wie schwer sich Rosse von denen trennt.

Encore un et encore un, sagt Marteau, vite, vite, Rosse, et encore un...

Endlich liegt der letzte Sou auf der Platte und Marteau streicht die Kupfermünzen ein.

Das ärgert Rosse.

Daß gerade Marteau gewinnen muß. Dem Buckel hätte er seine schönen Sous schon eher gegönnt. Aber Marteau, der ist doch der reichste von ganz Rosey, der hat noch jüngst in einem Jahre dauernden Prozeß, der endlich zu Ende ging, einen schönen Streifen Land von einem Rentier in Paris gewonnen, glatt eingesteckt hat er das schöne Stück Land, bestes Gemüseland, denkt Rosse, wie geschaffen für Spinat, nach Jahren, als kein Mensch mehr an diesen Prozeß dachte und nun nimmt er auch noch die sieben Sous. Freilich, freilich.. dafür hat er auch die meisten Boches auf seinem Hofe, dem er den stolzen Namen Clos Monabri gegeben ... Monabri ... ha, ha ... lacht Rosse in seinem Innersten ... und da sitzen jetzt die Boches drin ... ha — ha — ha — ein nettes Monabri ...

Da klopft es mit harter Hand an die Tür des Café du raisin.

Vater Bugnon, der hinter dem Schanktisch eingenickt ist, fährt in die Höhe. Die Bauern horchen auf. Jeanne Loisir, die nichts Gutes ahnt, schlüpft behend in die Küche. Nur Minette, das niedliche graue Kätzchen, bewahrt seine Ruhe. Es schnurrt behaglich weiter auf der Bank hinter dem Schanktisch.

Entrez, knurrt Vater Bugnon.

Und Rosse brummt vor sich hin:

Ces sales cochons, ces sales!

Ein baumlanger pommerscher Grenadier tritt über die Schwelle. Es ist einer von Berkersburgs Bataillon, rechter Flügelmann bei dem ersten Zuge der fünften Kompagnie, den das Feuer im Walde hinter Troyon verschont hat.

Er überragt den alten Maire von Rosey weit über Hauptеslänge, wie er jetzt vor dem steht.

Die imponierende Erscheinung des pommerschen Grenadiers läßt Vater Bugnon die Zipfelmütze mit der blau-weiß-roten Trobdel von seinem Kahlkopfe nehmen und sie verlegen in beiden Händen drehen, während der Grenadier

dem Maire von Rosey einen Zettel einhändigt, auf dem ein paar französische Worte stehen.

Les armes, bien les armes, murmelt der Maire vor sich hin.

Grüßend entfernt sich der Grenadier.

Ils viennent? fragt Marteau.

Bien sûr qu'ils viennent, antwortet der Maire.

Da werfen die Bauern die Karten zusammen. Jeanne Loisir erscheint noch einmal aus der Küche kommend und sammelt die Zeche.

Bonjour, messieurs.

Und wie Katzen schleichen sich die drei aus dem Lokal.

II.

Der Maire und Jeanne Loisir bleiben allein zurück.

Où est Louis, fragt père Bugnon noch einmal.

Je n'en sais rien, antwortet Jeanne Loisir kurz. Aber bei diesen Worten schleicht sich ein verhaltenes und boshaftes Lächeln um die herben Lippen des jungen Mädchens. So etwas wie finstere Entschlossenheit lagert in diesem Augenblicke zwischen ihren hochgezogenen Brauen.

Und père Bugnon bemerkt:

Pas de bêtises, bien entendu!

Bien entendu, oncle, erwidert das Mädchen, aber in den großen, dunkelbraunen Augen flackert ein unheimliches Feuer, das Vater Bugnon unmöglich entgehen kann.

Er will seine Warnung erneuern, von der er doch weiß, daß sie vergeblich sein wird, da tritt Major von Berkersburg in Begleitung des Unteroffiziers Wolf in die Schankstube.

Der Major sieht blaß aus. Er trägt den am Handgelenk verbundenen Arm in einer Schleife.

Mit einem kurzen Bonjour, auf das keine Erwiderung erfolgt, geht er auf den Tisch zu, an dem vorhin die Bauern gesessen, dann sagt er kurz:

Räumen Sie ab, Mademoiselle.

Die herrische Handbewegung des deutschen Offiziers belehrt das französische Mädchen, was es zu tun hat. Jeanne Loisir macht sich stillschweigend an die Arbeit. Unteroffizier Wolf tritt wartend an das Fenster und schaut hinaus auf den Hof des bäuerlichen Gutes, wo sich die Hühner Pierre Bugnons auf dem Misthaufen vergnügen. Der Unteroffizier trägt ein in blaue Pappe gebundenes Aktenheft unter dem Arm, ein Zeichen, daß der Major hier im Café du raisin dienstliche Anordnungen zu treffen hat, denn seit dem Einzug des Bataillons ist er Herr in Rosey.

Feder und Tinte, befiehlt der Major.

Jeanne Loisir starrt ihn verständnislos an.

Und Berkersburg wiederholt in mürrischem Tone:

Une plume et de l'encre, mademoiselle.

Da schlürft das Mädchen mit langsamen Schritten hinter den Schanktisch, wo sich père Bugnon in der Zwischenzeit niedergelassen hat, und holt endlich das Gewünschte.

Setzen Sie sich, Unteroffizier!

Zu Befehl, Herr Major!

Berkersburg und Wolf nehmen an dem Tisch Platz. Der Tisch steht dicht am Fenster. Jeanne Loisir hat einen Stuhl so gestellt, daß der auf diesem Sitzende das Fenster gerade im Rücken hat. Aber das Fenster ist nach Bauernsitte geschlossen. Wie das Mädchen an den Tisch herantritt und das Tintenfaß nebst der Feder vor den Unteroffizier hinschiebt, fragt sie den Major:

Du vin, monsieur?

Sie tut es durchaus gewohnheitsgemäß, wie ihr das als Bedienerin im Café du raisin den Gästen gegenüber zur Regel geworden ist. Sie denkt im Momente gar nicht

daran, daß es von den Boches sind, denen sie ihren Wein anbietet.

Und der Major antwortet:

Un quart, mademoiselle.

Du rouge ou du blanc?

Du blanc!

Vater Bugnon hat die Bestellung hinter dem Schanktisch vernommen. Er gießt aus einer Kanne, die er unter dem Schanktisch hervorholt, den Wein in die Viertelliterflasche.

Jeanne Loisir nimmt zwei Gläser vom Brette und serviert den Boches den französischen Landwein.

Trinken Sie, Unteroffizier!

Zu Befehl, Herr Major!

Nee, nich zu Befehl. Trinken Sie in Gottesnamen, trinken Sie, wenn Sie wollen, aber nicht zu Befehl, sonst lassen Sie das Zeugs gefälligst stehen, aber nicht zu Befehl, sondern ganz, wie Sie wollen, Unteroffizier!

Bin so frei, Herr Major.

Während Wolf sich eingießt und trinkt, wirft der Major dem Mädchen ein Fünfzigcentimesstück hin.

Jeanne Loisir will herausgeben.

C'est pour vous, sagt Berkersburg.

Er überhört das Merci beaucoup, monsieur des jungen Mädchens, denn er brütet dumpf vor sich hin.

Jeanne Loisir zieht sich wieder geräuschlos zu ihrem oncle hinter den Schanktisch zurück.

Haben der Herr Major Schmerzen? fragt da Unteroffizier Wolf teilnahmsvoll.

Nee, keene Schmerzen, Wolf, durchaus keene Schmerzen, danke übrigens für Ihre Teilnahme, habe überhaupt keene Schmerzen am Arm gehabt, wüßte mich wenigstens nich zu erinnern. Nur so en bisken damlicht ist es mir, war en Aderlaß, Wolf, sonst nischt, en Aderlaß, der mir drei Kuren in Marienbad erspart. Verlassen Se sich druff!

Bei diesen Worten greift der Major nach der Flasche und gießt sich einen Schluck Wein in das Glas.

Na, prosit, Wolf, aber geschmissen haben wir die Sache diesmal doch.

Jawohl, Herr Major, geschmissen haben wir die Sache.

Die beiden Männer brüten wieder vor sich hin.

Was macht der Herr Oberst, Unteroffizier?

Der Herr Stabsarzt sagten heute Morgen, daß der Herr Oberst noch nicht außer Gefahr seien.

Hm, hm, noch immer nicht?

Lungenschuß, sagt der Herr Stabsarzt.

So, so, Lungenschuß. Sagen Se, Wolf, haben Sie den Rapport der Herren Kompagniechefs in der Regimentskanzlei jetzt erhalten und gelesen?

Befehl, Herr Major.

Na, und ...

Wolf flüstert, obwohl er sich sagen kann, daß der Maire von Rosey und dessen Nichte schwerlich ein Wort deutsch verstehen werden.

Na, und ... fragt Berkersburg noch einmal, da er den Unteroffizier nicht verstehen kann.

Und Wolf wiederholt noch einmal:

Achtzig Prozent Verluste, Herr Major, von der achten Kompagnie bleiben uns außer Herren Hauptmann Adolf nur noch sechs Mann.

Berkersburg fährt zusammen.

Warum spricht dieser Wolf ausgerechnet von der achten und ausgerechnet von Adolf, den er mit seiner Kompagnie zuerst in das feindliche Feuer geschickt hat? fährt es da durch seinen Kopf, und gleichzeitig fällt ihm dann ein, daß er ja diesem Adolf das Leben verdankt, daß er sich ohne dessen Eingreifen in der Schützenlinie verblutet hätte.

Noch gestern hat es der Stabsarzt ihm wiederholt. Sie wären unweigerlich verloren gewesen, Herr Major, hat der Stabsarzt gesagt, wenn nicht wie durch ein Wunder des

Himmels sofort jemand zugegen gewesen wäre und die Ader abgebunden hätte. Und er wollte diesen Jemand als ersten in das feindliche Feuer... Stelle den Uria... Ach was, wozu auch immer daran denken?

Berkersburg gibt dem Gespräch eine andere Wendung. Obwohl er ganz genau weiß, daß Wolf der Mann ist, dienstliche Befehle eines Vorgesetzten auf das gewissenhafteste auszuführen, fragt er doch:

Sie haben Herren Hauptmann Adolf und Herren Leutnant Schlosser hierher in das Café du raisin bestellt, Unteroffizier? Ich wünsche, daß alles klappt, wenn ich an Stelle des erkrankten Herren Oberst das Regiment führe.

Zu Befehl, Herr Major.

Und den Einjährigen Klotz?

Zu Befehl, den Einjährigen Klotz. Er liegt ja hier im Hause im Quartier, Herr Major.

Schön, Unteroffizier. Er spricht tadellos französisch, der Einjährige Klotz?

Befehl, Herr Major. Der Einjährige Klotz hat drei Semester in Grenoble studiert und spricht tadellos französisch.

Schön. Ein Glück, Unteroffizier, daß wir den wenigstens von der achten übrig behalten haben! Leute, die tadellos französisch sprechen, sind ja hier nicht zu entbehren.

Jawohl, Herr Major, sind nicht zu entbehren, wiederholt Unteroffizier Wolf und starrt wieder, den Kopf voll schwermütiger Gedanken, hinaus auf den Hof, wo der Hahn gerade die Flügel ausbreitet und sein kräftiges Kikeriki erschallen läßt.

Und als ob er die Gedanken seines Unteroffiziers lese, fragt der Major:

Und die anderen Kompagnien des Bataillons und die übrigen Bataillone des Regiments, Wolf, Sie wissen, ich bin noch nicht au courrant, da ich ein paar Tage im Lazarett gelegen habe.

überall das gleiche, Herr Major! Im Durchschnitt achtzig Prozent Verluste, mehr weiß auch ich nicht, die Rapporte haben noch nicht zusammengestellt werden können.

Hauptsache ist und bleibt, daß die Umgehung der Forts von Troyon unserm linken Flügel geglückt ist, Wolf.

Ist und bleibt Hauptsache, Herr Major.

Wenn auch unser Regiment fast zum Teufel gehen mußte.

Wenn auch unser Regiment fast zum Teufel gehen mußte, Herr Major!

Es entsteht eine lange Pause, während derer Wolf den Wein austrinkt. Berkersburg träumt vor sich hin. Er fühlt sich schwach und elend, der gewaltige Blutverlust hat ihm hart zugesetzt, aber er will sich nicht schlaff und elend fühlen, er führt jetzt die Trümmer des Regiments. Der General hat ihn für das Eiserne Kreuz Erster Klasse vorgeschlagen.

Aber seltsam, wie er das denkt, muß er selber lächeln. Was war er für eine Zwitternatur, daß er auf Dinge, die er von oben herab betrachtete und betrachten mußte, zu gleicher Zeit stolz sein konnte und dennoch über diese Dinge mitleidig lächelte. Wo hatte doch der Ehrgeiz ihn hingetrieben, ihn, der im Grunde genommen eine kühle und philosophisch veranlagte Natur war, deren Blick niemals an der Erscheinung haftete, sondern allem auf den Grund zu gehen pflegte!

Wie nahmen die Tausende, die Hunderttausende, die Millionen in Deutschland diese Zeit? Wie ein Orkan, der gekommen war und der nun dahinfuhr über die Erde, den man hinnehmen mußte. Oder doch anders? Wie eine Sendung, die an dieses Volk ergangen sein sollte, und er, und er, der hier hinter Troyon die Trümmer eines fast vernichteten Regimentes führte, den verwundeten Arm in der Binde und die Schwäche des Blutverlustes in dem Körper, von dem er schon heute wußte, daß er nicht mehr recht wollte, er schaute auf den Grund der Ereignisse wie durch das Wasser eines

klaren Sees bis tief hinab, wo die harten Kieselsteine lagen, und sah schon heute, daß es da drunten weder Perlen noch Gold zu fischen gab!

Aber der Wille hielt ihn. Der Wille, den einmal aus falschen Vorurteilen und eitlem Dünkel eingeschlagenen Weg nun auch zu Ende zu gehen und vor der Welt das zu scheinen, was er vor dieser Welt sein sollte, ein aus Tausenden Emporgehobener und Bevorzugter, in einer viel beneideten Stellung, dem das Schicksal es vorbehalten, daß er, vielleicht er allein von hunderten seiner Standesgenossen, die Taubheit einer glänzenden Hülse erkannte, in deren Schalen es keinen Kern zu finden gab.

So war er. Das war sein erhabenes und sein lächerliches Schicksal inmitten dieser furchtbaren Zeit, deren Sinn zu ermitteln sich Tausende vergeblich die Köpfe zerbrachen und deren Sinn er nur zu gut kannte: Wertlose Kiesel in der Tiefe eines klaren Sees! Und Melanie? Melanie, die er nie besessen hatte und niemals besitzen konnte, Melanie, um deretwillen er eine neue Schuld des Gewissens auf sich geladen hatte, die nur das Schicksal davor bewahrte, daß sie an Stelle eines kaltblütigen Mordes seine eigene Rettung geworden war. Des Mordes an einem Freunde, von dem er wußte, daß der ihm vertraute und daß sie ihn lieb gehabt hatte und noch über alles liebte! Dessen war der Brief Zeuge, den er auch heute noch, von ihrer Hand aus Falkenstein geschrieben, in der Tasche seines Rockes trägt!

Da reißt ihn dieser Freund, der eben zusammen mit dem Adjutanten Schlosser über die Schwelle des Café du raisin tritt, jach aus diesen Gedanken empor.

III.

Guten Morgen, Berkersburg.

Die Stimme des Hauptmanns Adolf klingt heiter und sorglos.

Morjen, Adolf.

Bitte nur zu rühren, Unteroffizier.

Wolf fällt aus seiner strammen Haltung.

Bitte, bleiben Sie nur sitzen, Unteroffizier. Wie geht es heute, Berkersburg?

Danke, viel besser, Adolf, aber immer noch ein bischen schwächlich.

Na, wird schon werden, oller Freund!

Wollen wir schwer hoffen.

Auch Schlosser tritt jetzt an den Major heran.

Darf auch ich mich nach dem Befinden des Herren Major erkundigen?

Danke verbindlichst, mein lieber Schlosser. Bitte die Herren, Platz zu nehmen.

Adolf und Schlosser setzen sich. Der Stuhl Adolfs steht in der Nische des Fensters.

Der Major wendet sich an den Unteroffizier.

Holen Sie jetzt den Einjährigen Klotz herunter, Unteroffizier, damit wir sofort beginnen können.

Befehl, Herr Major!

Wolf entfernt sich, den Befehl des Majors zur Ausführung zu bringen.

Scheußliche Luft hier im Lokal, bemerkt da Adolf. Wenn es den Herren recht ist, öffne ich das Fenster.

Ja, miserabler Gestank, mein Bester. Wenn es Dir nicht zieht, Adolf, Du hast das Fenster gerade im Rücken.

Aber ganz im Gegenteil, bin immer für frische Luft.

Adolf erhebt sich und öffnet das Fenster. Dann läßt er sich wieder auf seinem Stuhl nieder. Jeanne Loisir schleicht sich wie ein Kätzchen an den Tisch der Boches heran.

Et vous, messieurs? sagt sie leise, indem sie sich an Adolf und Schlosser wendet.

Du vin rouge!

Bien, messieurs!

Während Jeanne hinter den Schanktisch Vater Bugnons tritt und sich von diesem den Wein in die Viertelliterflaschen gießen läßt, spricht Adolf wieder in sorgenvollem Tone mit dem Major.

Du hättest auf den Stabsarzt hören sollen, Berkersburg, sagt er. Ein Heimurlaub wäre für Dich das Richtige gewesen.

Berkersburg lächelt trübe.

Ein Heimurlaub, Adolf! Mit einer ganz seltsamen Betonung wiederholt der Major dieses Wort, und dann fügt er einfach hinzu: Du weißt doch, daß ich kein Heim mehr habe, Adolf, seitdem sie auf Falkenstein bei ihrem Vater ist.

Er schweigt und blickt sinnend, trübe vor sich hin.

Und dann plötzlich in einer Adolf unverständlichen Aufwallung des Gefühls preßt er dem stürmisch die Hand und sagt:

Ich werde Dir das niemals vergessen, Adolf, hörst Du, niemals!

Aber das war doch selbstverständlich, Berkersburg!

So, selbstverständlich? Aus der Feuerlinie wegzulaufen, um, wo Dutzende fielen, einen Verwundeten zu retten! War das so selbstverständlich?

Für mich ja, da dieser Verwundete der Bataillonskommandeur gewesen ist, Berkersburg!

Nur aus diesem Grunde, Adolf?

Adolf würgt an der Antwort.

Ja, nur aus diesem Grunde.

Dann freilich...

Berkersburg lächelt, aber er weiß wohl, daß Adolf dieser seiner Versicherung, daß er das glaubt, kein Vertrauen schenkt, daß er ganz genau weiß, daß er den Freund und nicht den Kommandeur gerettet hat.

Während Berkersburg und Adolf so miteinander reden, hat sich Schlosser erhoben. Diskret ist er zur Seite getreten und beschäftigt sich mit ein paar Druckbildern, die an der Wand des Café du raisin angeheftet sind. Sie stellen Typen aus der französischen Armee dar, die zu vernichten sie durch Belgien nach Frankreich eingebrochen sind.

Schlosser pfeift vor sich hin.

Warum ihm gerade diese Melodie zwischen die Lippen kommt, weiß er selber nicht, aber er pfeift sie:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bess'ren find'st du nit!

Unteroffizier Wolf und Einjähriger Klotz sind schon eingetreten. Sie warten an der Tür, bis die beiden Offiziere ihr Gespräch beendet haben. Dann tritt Einjähriger Klotz an den Major heran und meldet:

Einjähriger Klotz von der achten Kompagnie als Dolmetsch zur Stelle.

Sie sprechen geläufig französisch, Einjähriger?

Ich denke wohl, Herr Major.

Also gut.

Ich bitte die Herren, jetzt Platz zu nehmen. Unteroffizier Wolf, Sie führen das Protokoll!

Zu Befehl, Herr Major!

Sagen Sie dem Mann hinter dem Schanktisch, Einjähriger Klotz, er soll hervorkommen und sich hier vor den Tisch stellen.

Mürrisch folgt Vater Bugnon der auf französisch wiederholten Aufforderung des Einjährigen Klotz.

Fragen Sie den Mann, wie er heißt, alle Vor- und den Zunamen und ob er der Maire von Rosey ist!

Auf die Fragen des Einjährigen Klotz antwortet Vater Bugnon:

Marie Josèphe Pierre Bugnon, né le 18 juin 1853, Maire de Rosey.

Ist der Mann verheiratet?

Veuf, monsieur!

Bugnon räkelt sich hin und her, die Hände in den Hosentaschen. Er hat das Gefühl, daß sich dieser Boche darüber ärgert und darum bereitet ihm das ein besonderes Vergnügen.

Berkersburg gibt sich Mühe, nicht weiter auf das Benehmen des Maires von Rosey zu achten.

Er fährt in der Aufnahme von dessen Personalien fort.

Ob der Mann Kinder hat, Söhne oder Töchter, wie viel, ob die Kinder verheiratet sind, welches Alter sie haben, ob sie hier in Rosey wohnen oder nicht, Einjähriger Klotz!

Der Einjährige wiederholt die Fragen des Majors auf französisch.

Der Maire, der selbst schon Dutzende von Personalakten aufgenommen hat, antwortet mit tadelloser Genauigkeit in amtlicher Kürze.

Er hat drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn, im Alter von 25, 23 und 16 Jahren. Die Töchter sind außerhalb Roseys verheiratet, der Sohn ist ortsanwesend.

Wer ist das junge Mädchen, das hier im Café bedient?

Jeanne Loisir, meine Nichte, monsieur, lautet die Antwort Vater Bugnons.

Gibt es einen Curé in Rosey?

Es gibt einen Curé: Jean Bonvisage.

Wo wohnt der Curé?

Im Pfarrhaus dicht neben der Kirche.

Wer ist der reichste Grundbesitzer in Rosey?

Aristide Marteau.

Wohnt er weit von hier?

Gerade gegenüber dem Café du raisin.

Schön.

Vater Bugnon lächelt, es ist ein verächtliches Lächeln, das bei diesen höchst überflüssigen Fragen des Majors um seine schlecht rasierten Lippen spielt.

Aber Berkersburg bleibt kühl. Er macht sich nichts aus diesem Lächeln. Er sagt einfach zu dem Unteroffizier Wolf:

Geben Sie dem Einjährigen Klotz meinen Tagesbefehl, der durch Maueranschlag in Rosey bekannt gegeben werden soll, Unteroffizier, und sagen Sie ihm, daß er dem Maire von Rosey diesen Tagesbefehl ins Französische übersetzt.

Und der Einjährige Klotz liest nun in französischer Sprache:

An die Einwohner von Rosey!
Es ist den Einwohnern von Rosey unter
Todesstrafe verboten:
Waffen in ihrem Besitz zu haben,
Nach Eintritt der Dunkelheit sich auf der
Straße aufzuhalten,
Die Läden der Fenster zu schließen,
Irgend eine feindliche Haltung gegen die
Truppen Seiner Majestät des Königs
von Preußen einzunehmen.

Haben Sie das verstanden, Herr Maire von Rosey?

Parfaitement, monsieur!

Und sind Sie dem Befehl nachgekommen, den ich Ihnen heute Morgen durch meine Ordonnanz übermitteln ließ?

Nachdem der Einjährige Klotz übersetzt hat, fragt der Maire:

Quel ordre entendez-vous, monsieur?

Den Befehl betreffend die Waffen.

Die Waffen sind in der Scheuer.

In welcher Scheuer?

In der Scheuer neben der Mairie.

Alle Waffen?

Der Major legt ausdrücklich den Ton auf das Wort alle.

Und der Maire von Rosey wiederholt feierlich:

Alle Waffen, mein Herr!

Ich mache Sie persönlich mit Ihrem Leben dafür haftbar, Maire von Rosey, daß alle Waffen in der Scheuer sind.

Parfaitement, monsieur.

So sagen Sie dem Maire, Einjähriger Klotz, daß ich mich gezwungen sehe, ihn, den Curé und den Bauern, wie war der Name?

Aristide Marteau, Herr Major.

Und den Bauern Aristide Marteau als Geiseln zurückzubehalten und in der Kirche einzuschließen, damit keine Zuwiderhandlungen gegen meinen Tagesbefehl von seiten der Bevölkerung von Rosey vorkommen.

Der Einjährige Klotz wiederholt die Worte des Majors auf französisch.

Bei dem Worte „otages" geht ein bittersüßes Lächeln um den Mund Vater Bugnons. Er sagt:

Wenn der Herr meinen ...

Und dann zuckt er mit den hohen Schultern, in denen sein nur mit wenigen Stoppeln bewachsener Kahlkopf fast versinkt.

Ja, ich meine das, Maire von Rosey!

Unteroffizier Wolf!

Herr Major?

Begeben Sie sich auf die Wache in das Spritzenhaus von Rosey. Holen Sie sich dort zwei Mann und bringen Sie den Curé und den Bauern Aristide Marteau hierher.

Befehl, Herr Major!

Halt, nehmen Sie sich den Einjährigen Klotz gleich mit, damit Sie sich mit den Leuten besser verständigen können.

Befehl, Herr Major!

Unteroffizier Wolf und der Einjährige Klotz verlassen das Café du raisin, um den Befehl Berkersburgs auszuführen.

Der Major wendet sich an Schlosser.

Sie haben inzwischen die Liebenswürdigkeit, Herr Leutnant, die Waffen in der Scheuer noch einmal zu kontrollieren.

Befehl, Herr Major!

Haben Sie den Schlüssel, Maire von Rosey?

Je ne comprends pas!

La clef, la clef de la grange.

Parfaitement, monsieur.

Vater Bugnon schlürft langsam in seinen Pantoffeln hinter den Schanktisch und holt den Schlüssel, der dort an einem Nagel an der Wand hängt.

Also, en avant, mon ami!

Die Worte sind aus dem Munde Leutnant Schlossers gekommen, der mit der Hand nach der Tür weist.

Vater Bugnon mißt den Boche mit einem lauernden Blicke, dann folgt er ihm wortlos, um ihm die von der Bevölkerung Roseys in der Scheuer der Mairie deponierten Waffen zu zeigen.

So bleiben Berkersburg und Adolf noch eine Weile allein zurück, denn gleich ihrem Vetter Louis, der schon den ganzen Morgen fehlt, ist auch Jeanne Loisir mit einem Schlage spurlos verschwunden.

IV.

Es dauert eine gute halbe Stunde, bis Unteroffizier Wolf in Begleitung des Einjährigen Klotz mit dem Curé Bonvisage und dem Bauern Marteau eintritt. Zwischen

Berkersburg und Adolf sind in dieser Zeit nur gleichgiltige Worte gewechselt worden. Und doch, die Gelegenheit zu einer Aussprache wäre so günstig gewesen. Aber Adolf schweifte ab, wenn der Major seine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen wollte, und Berkersburg weiß ganz genau, daß der Freund die schwere Schuld seines verbrecherischen Wunsches kennt. So gähnte in dieser Stunde ein Abgrund zwischen den beiden Männern, den sie vergeblich durch gleichgiltige Redensarten zu überbrücken versuchten. Und nun atmen sie beide auf, daß sie sich nicht mehr ohne Zeugen Aug' in Auge einander gegenüberstehen.

Unteroffizier Wolf meldet:

Unteroffizier Wolf und Einjähriger Kloß von der achten Kompagnie mit dem Curé Bonvisage und dem Bauern Marteau zur Stelle.

Seine Aussprache des französischen Namens Bonvisage hätte in ganz Rosey Heiterkeit erregt, in diesem Kreise aber fällt sie nicht weiter auf.

Warten wir, bestimmt der Major, bis Herr Leutnant Schlosser mit dem Maire von Rosey wieder zurück ist.

Zu Befehl, Herr Major.

Berkersburg und Adolf setzen sich wieder auf ihre Stühle vor den Tisch.

Der Unteroffizier und der Einjährige bleiben neben den Leuten aus Rosey an der Tür stehen.

Der Major wendet sich an den Curé und den Bauer.

Sie können sich auch setzen, meine Herren.

Keine Antwort.

Asseyez-vous!

Mit einem feinen Lächeln nimmt der Curé auf der Bank Platz, die sich hier längs der Wand des Café hinzieht, mürrisch der Bauer, dem offenbar die ganze Situation gegenüber diesen Boches in hohem Maße verhaßt ist.

Berkersburg benützt die sich bietende Gelegenheit, seine Leute ein wenig aufs Korn zu nehmen. Er mustert sie mit den Blicken des Offiziers, der sich für einen Menschenkenner hält und der der Major zufällig auch ist.

Hier ist nichts Gutes zu erwarten, fährt es da plötzlich Berkersburg durch den Sinn.

Der Bauer macht einfach den Eindruck der Widerspenstigkeit. Mit solchen Leuten wird ja ein preußischer Major fertig. Für seine Soldaten hat er in diesen Fällen einfach den Kasten, und für den da, na, irgend einen Keller in Rosey... Aber, aber, der Curé. Noch hat der lange und hagere Mann mit dem silberweißen Hauptshaare, aus dem die Tonsur in scharfen Umrissen leuchtet, nicht ein einziges Wort gesprochen. Und dennoch! Berkersburg kennt ihn schon von Grund auf. Wie das Öl der Sanftmut und der Milde und des christlichen Verzeihens müssen die schönen Worte des Friedens und der Verträglichkeit aus diesem an die Predigt der Liebe gewöhnten Munde fließen... und... Berkersburg will gar nicht weiter denken, denn in den hellbraunen Augen des Curés leuchtet ein Etwas, das er von seinem Aufenthalt im Elsaß und in Lothringen nur zu genau kennt. Mit einem einzigen Worte hat sich Berkersburg, der aus dem Nordosten Deutschlands stammende Junker, dieses Etwas immer definiert. Es ist der Fanatismus des katholischen Chauvinisten, dem diese Prussiens nicht nur die Heiligkeit seines Vaterlandes, sondern auch die Unverletzlichkeit der allein seligmachenden Kirche angetastet haben. Sie sind in den Augen des Curés nicht nur Räuber und Mörder, o nein, für solche hatte seine Kirche noch ein letztes Verzeihen auf dem Totenbette, sie sind ihm Ketzer in erster Linie, an deren Tode im Feuerbrande der Himmel selber sein Wohlgefallen hat.

Etwas von dem finsteren Geiste des zweiten Philipp, der dem Glauben ein Autodafé nach dem andern entzündete, lebt auch in der Seele dieses einfachen Curé von Rosey.

Mit dem heißt es sich vorsehen trotz des ehrwürdigen Silberhaares, das den im Unterschiede zu dem Bauern so edel geformten Kopf in weißen Strähnen umwallt.

Du stehst auf einem Krater, die Erde ist unterminiert, du wandelst über Feuerschlünde, die mit trügerischem Rasen bedeckt sind, sagt sich Berkersburg.

Da erscheint Schlosser in der Begleitung des Maires.

Ist alles in Ordnung, Herr Leutnant? fragt der Major.

Zu Befehl, Herr Major. Der Herr Maire hat mir die ehrenwörtliche Versicherung gegeben, daß alle Waffen in der Scheuer neben der Mairie deponiert worden sind.

Und haben Sie den Maire nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß er mir mit seinem Kopfe für die Richtigkeit dieser Angabe haftet, Herr Leutnant?

Zu Befehl, Herr Major.

Er und die beiden andern Geiseln, der Curé Bonvisage und der Bauer Marteau.

Zu Befehl, Herr Major.

Haben Sie selbst den Eindruck empfangen, Herr Leutnant, daß das, was Sie gesehen haben, alle in Rosey befindlichen Waffen sind?

Die Waffen sind sehr alt, meist nicht mehr gebrauchsfähig, Herr Major, der Zahl nach können sie es wohl alle sein.

Der Major, dem etwas wie ein Zweifel durch die Worte des Leutnants zu klingen scheint, wendet sich nochmals an den Maire.

Sind das alle in Rosey vorhandenen Waffen, Maire, die in der Scheuer neben der Mairie deponiert worden sind?

Der Maire zögert einen Moment mit der Antwort.

Übersetzen Sie, Einjähriger Klotz!

Ce sont en vérité toutes les armes se trouvant à Rosey, qui ont été déposées dans la grange de la mairie?

Toutes les armes de Rosey, monsieur!

Es ist gut!

Auf einen Wink des Majors erheben sich der Curé und der Bauer Marteau.

Sie treten nun zusammen mit dem Maire vor den Tisch, an dem Unteroffizier Wolf aufs neue das Protokoll führt.

Der Major wendet sich an den Curé.

Einjähriger Klotz übersetzt seine Worte:

Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Curé, daß ich mich gezwungen sehe, den Maire von Rosey Marie Josèphe Pierre Bugnon, den Bauern Aristide Marteau und Sie selbst, den Curé Jean Bonvisage als Geiseln zurückzubehalten und in der Kirche einzusperren.

Bei diesen Worten macht der Curé ganz unwillkürlich eine abwehrende Handbewegung, denn das Wort sacrilège fährt da durch seinen Kopf, und der Ausdruck tiefster Verachtung spielt, dem Major unverkennbar, um seine Lippen.

Unbehelligt fährt Berkersburg fort:

Um die Sicherheit der Einwohner von Rosey und die Unverletzlichkeit der Truppen Seiner Majestät des Königs von Preußen zu gewährleisten ...

Der Curé lächelt in tiefstem Mitleid.

Aber Berkersburg läßt sich durch nichts mehr aus seiner eisernen Ruhe bringen und vollendet:

... werden diese drei Geiseln für jede Widersetzlichkeit mit ihrem Leben haften. Sie werden die Freundlichkeit haben, Herr Curé, zusammen mit den beiden anderen Geiseln in Begleitung eines Tambours durch das ganze Dorf zu gehen und selbst die Bevölkerung auf die unausbleiblichen Folgen einer Unbesonnenheit aufmerksam machen. Jeder Widerstand gegen die Truppen Seiner Majestät des Königs, die nach Kriegsrecht von Rosey Besitz ergriffen haben, wird unnachsichtlich mit dem Tode der drei Geiseln und, wenn ich es für notwendig erachten sollte, mit der Niederbrennung von Rosey geahndet ... Sie haben mich verstanden, Maire, fragt Berkersburg noch einmal mit schneidender Stimme,

nachdem der Einjährige Klotz seine Übersetzung vollendet hat.

Parfaitement, monsieur!

Dann gehen Sie mit den drei Geiseln zur Wache, Unteroffizier, holen Sie sich den Tambour und machen Sie den Rundgang durch das ganze Dorf. Abgetreten!

Zu Befehl, Herr Major.

Der Unteroffizier erhebt sich.

Seine Anstalten, die drei Geiseln zu einem militärischen Abmarsch bereit zu stellen, stoßen bei dem Curé, dem Maire und Marteau auf passiven Widerstand.

So bleibt dem braven Wolf nichts anderes übrig, als einfach sein „Ohne Tritt marsch“ schneidig zu kommandieren und seiner seltsamen Kolonne zu folgen, die das Café schon vor ihm wortlos verlassen hat.

Der Major wendet sich an den Einjährigen.

Sie können jetzt auch abtreten, Einjähriger Klotz.

Zu Befehl, Herr Major.

Halten Sie sich noch eine halbe Stunde droben auf Ihrem Zimmer auf, Einjähriger. Sie liegen doch hier im Hause im Quartier?

Zu Befehl, Herr Major.

Also droben auf Ihrem Zimmer, falls ich Sie noch einmal nötig haben sollte.

Zu Befehl, Herr Major.

Mit einem strammen Kehrt verschwindet der Einjährige Klotz.

Schlosser erhebt sich.

Der Herr Major bedürfen meiner nicht mehr?

Nein, ich danke, Herr Leutnant, also bis Mittag.

Bis Mittag, Herr Major!

Mahlzeit, Herr Hauptmann.

Mahlzeit!

Wieder bleiben Berkersburg und Adolf allein zurück.

Es ist mir unheimlich mit den Kerls, Adolf, beginnt da Berkersburg.

Wieso unheimlich. Du bist doch sonst keiner von denen, die so leicht etwas unheimlich finden?

Hat allerdings so den Anschein, Adolf, hat allerdings so den Anschein.

Nur den Anschein sagst du?

Der Major blickt Adolf fest in die Augen und fragt dann in ganz seltsamem Tone, jedes einzelne Wort scharf hervorhebend:

Glaubst Du denn wirklich, Adolf, daß man der i s t, der man s c h e i n t?

Erstaunt blickt Adolf den Major an und dann erwidert er in seiner offenen und harmlosen Weise, in der kein Falsch sein kann:

Von Dir habe ich das geglaubt, Berkersburg.

Wirklich, wirklich, Adolf? Das Lächeln, das bei diesen Worten des Majors um dessen Lippen huscht, ist geradezu ein Lächeln tiefsten Mitleids.

Ach nein, alter Freund, was Du da sagst, das glaubst Du doch selbst nicht, das hast Du in Wahrheit selbst niemals geglaubt.

Und wie Adolf die feierliche Versicherung noch einmal wiederholen will, daß das seine ehrliche Überzeugung ist, bricht der Major in helles Lachen aus und sagt:

Ich würde es geradezu als eine Beleidigung auffassen, Adolf, wenn mich einer für den nehmen wollte, der ich scheine und der ich scheinen muß! Wäre ich jemals ein solcher gewesen, dann hätten mich die Wochen dieses Krieges darüber belehrt, daß es höchste Zeit ist, ein anderer zu werden. Ha, ha, ha!

Ich verstehe Dich nicht!

Dann ist es gut, Adolf, wenn Du mich nicht verstehst, wenn Du den Glauben hast, dann ist es gut, alter Freund! Sehr gut sogar! Dann bist Du glücklich. Ich kann mich leider

nicht des Näheren darüber auslassen, daß ich den Dingen auf den Grund sehe, wie ich daheim im Frieden den Dingen auf den Grund sah. Wir spielen eine Komödie, Alter, die sich zum größten Trauerspiele der Weltgeschichte auswachsen könnte ... und dann ...

Und dann?

Geziemt es uns, darüber zu philosophieren? Ach nee, ach nee! Sie haben Dich kugelfest genannt, und dennoch, ich erlaube mir fast daran zu zweifeln, daß wir, Du und ich, den fünften Akt dieses Trauerspiels miterleben werden ... und darum .. nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod!

Du machst in Schiller, Berkersburg?

Auch das! Habe heute zufällig solch einen Fetzen gelesen.

Bei diesen Worten zieht Berkersburg eine Berliner Zeitung aus seiner Tasche. Da ...

Was willst Du damit?

Es ist ein Schauspiel, das Dir Tränen in die Augen preßt, wenn es zu gleicher Zeit Dein Zwerchfell zum Gelächter kitzelt. Was in den Dingern zusammengeschrieben wird, keine blasse Ahnung haben wir hier, mein Freund, die wir doch dafür verbluten, nicht die blasse Ahnung!

Erinnerst Du Dich, Adolf?

An was, Berkersburg?

An unsere Gespräche daheim, im Casino, am Eßtisch, im Rauchsalon, erinnerst Du Dich vielleicht so dunkel an unsere Gespräche vor drei, vier Jahren, und schon vor fünfen, da wir diesen Krieg als eine unabweisbare Notwendigkeit betrachteten, die wir alle mehr oder weniger herbeigewünscht hatten, da wir scherzten über Massengräber in Frankreich und Steppenfelder voll eisigen Schnees in Rußland in einem Tone, als ob das alles eine schale Komödie wäre, in der Hanswurst eine Blase voll Schweineblut und nicht den Purpursaft unserer eigenen Herzen verspritzt? Ob es sich um Marokko handelte oder um Skutari,

Freundchen, erinnerst Du Dich nicht, und jeder Anlaß war uns damals recht. Und heute!

Und heute?

Heute haben wir das alles vergessen, was soll ich Dir sagen von heute? Lies diesen Wisch, dann hast Du genug, und wir allein, wir wissen die Wahrheit! Wir kennen sie.. Größenwahn, Alter, Größenwahn, der den Ossa auf den Olymp türmen will.

Entsetzt starrt Adolf den Major an.

So hat der noch niemals zu ihm gesprochen. Warum denn so zu ihm in dieser Stunde, warum denn so? Er nimmt die Zeitung zur Hand und will lesen, einen Artikel, den Berkersburg mit Blaustift dick angestrichen hat und dessen Überschrift lautet: Das Doppelspiel der Ententemächte! Das Lügengewebe unserer Feinde!

Berkersburg schaut ihm über die Schulter.

Der Major bricht in lautes Gelächter aus.

Was hast Du, Berkersburg?

Nichts, nichts, nichts ... Es war einer, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf stets hinten hing ... oder auch ... denn o, denn o, vergessen ist das Steckenpferd. So sagt der Hamlet, und dieser Apostel grausamster Wahrheit kam aus dem perfiden Albion zu uns ... dies Kind, kein Engel ist so rein ... ha, ha, ha ...

Da tönt die Wirbel des Tambours, der die Geiseln durch das Dorf führt, von der Straße herein. Und dann die salbungsvolle Stimme des Curé Bonvisage, der zu Ruhe und Ordnung mahnt, der die Leute von Rosey um sein armes Leben anfleht und um das Leben der beiden Andern, des Maires und des reichsten Bauern, der sie beschwört um dieser Leben willen vernünftig zu bleiben. Als ob denen in ihrem Fanatismus etwas an dem Leben der drei gelegen wäre, wenn sie nur den Boches an den Hals springen und ihren Blutdurst, ihre Rache an den verhaßten Feinden kühlen können! Und hinterher das Lachen der Männer, das

Fluchen der Alten und an Stöcken Humpelnden, das Schreien der Weiber, das Lallen der längst vom Tode Geküßten, als ob heute Mi Carême, als ob der Zug der Geiseln eine Maskerade für Rosey wäre, das so selten einmal eine Maskerade hat.

Wie ein Spuk zieht es an dem Hause des Maires vorüber, biegt um die Ecke der Dorfgasse, macht dort aufs neue Halt und beschwört dort aufs neue mit der salbungsvollen Stimme des Curé.

Als ob sich der Orkan der Meeresflut beruhigen ließe mit einem Fäßlein Öl, das man auf die Wogen gießt, indem man sich selbst etwas weiß macht, denkt Berkersburg und sieht Adolf voll Mitleid an.

V.

In diesem Augenblick geschieht etwas Furchtbares, in ihm besiegelt sich das Geschick von Rosey. In dem Rahmen des von wildem Wein bewachsenen Fensters, dessen Blätter schon in des Herbstes grellroten Tinten leuchten, wird der Lauf einer Flinte sichtbar. Berkersburg und Adolf wenden dem Fenster gerade den Rücken zu und sehen es infolgedessen nicht. Über dem Lauf dieser Flinte erscheint das haßerfüllte Gesicht des jungen Louis Bugnon, an den kein Mensch mehr gedacht hat, dessen vorhin erwähnte Existenz der Major schon wieder vergaß.

Und nun kracht ein Schuß. Dieser Schuß war das Signal. Aus allen Häusern Roseys erhält dieser Schuß seine Antwort. Ein Geknatter von Bauernflinten setzt wie auf Kommando ein, obwohl die alten, die rostigen, die unbrauchbaren Waffen hinter Schloß und Riegel in der Scheuer neben der Mairie liegen. Der Major faßt sich an den Kopf. Kalter Schweiß perlt auf seiner Stirn, der Schwindel packt

ihn. Er droht, ihn in den Abgrund der Bewußtlosigkeit zu reißen, denn die von dem Blutverluste zurückgebliebene Schwäche ist noch lange nicht physisch überwunden. Er taumelt. Er hält sich an der Platte des Tisches, und da mit einem Male kommt ihm der schauderhafte Begriff der ganzen, entsetzensvollen Wirklichkeit. Er kann wieder sehen und er sieht.

Lautlos, zu seinen Füßen, in seinem Blute, den Mund geöffnet, als ob er noch sprechen wolle, und dennoch nicht mehr fähig, einen einzigen Laut hervorzubringen, liegt da auf dem Estrich des Café du raisin Hauptmann Adolf. Mit einem Schlage hat der Junge des Maires von Rosey den Todfeind, der in das Dorf seiner Heimat eingefallen, zu Boden gestreckt. Und draußen knattert es weiter, Schuß auf Schuß, laute Schreie, Flüche und Triumphgeheul der entfesselten Volksseele dringen herein.

In den Gassen von Rosey tobt der Kampf.

Da wirft sich der Major über den Freund.

Adolf, Adolf, Adolf, beben jetzt seine Lippen, so sag' doch ein Wort, Adolf, hat es Dich denn so?

Aber aus den schon gebrochenen und weitgeöffneten Augen des Hauptmanns von der achten starrt Berkersburg nichts anderes entgegen, als der leere, der grausige, der kalte Tod, der kein Wort mehr zu äußern vermag. Der Freund ist dahingegangen in wenigen Sekunden, ohne seinen Dank in Empfang genommen zu haben, ohne ihm die Möglichkeit zu lassen, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der Freund, an dem er schon einmal im Wunsche zum feigen und gemeinen Mörder geworden ist.

Eine grenzenlose Wut packt da den Major.

Rache, Rache, Rache, brüllt es wie ein wildes Tier in seinem Inneren.

Totenstille in dem Café. Aber von draußen die gellenden Rufe und Schreie, von draußen das Geknatter der

Flinten, dem endlich die Gewehre der Infanterie antworten, endlich, endlich!

Berkersburg rüttelt den toten Freund. Obwohl er ganz genau weiß, daß hier alles vergeblich ist, rüttelt er ihn doch.

Steh' auf, Adolf, steh' auf, sage ein Wort, nur noch ein einziges Wort. Hat es Dich denn so?

Wie ein Hohn geht da das Schnurren der gemächlich auf der Ofenbank des Cafés ruhenden Katze durch den Raum.

Was soll ich tun, fliegt es durch den Kopf des Majors, was soll ich tun? Und wieder nur das eine einzige und entsetzliche Wort: Rache, Rache, Rache!

Da wird die Tür des Cafés aufgerissen.

Das bleiche Gesicht des Leutnants Schlosser zeigt sich.

Sie, Schlosser?

Ich, Herr Major!

Hat man nicht auch hier geschossen?

Da sehen Sie ja!

Mit zitternder Hand weist Berkersburg auf Adolfs am Boden liegende Leiche.

Tot?

Tot!

Die Hunde!

Nichts mehr zu machen?

Nichts mehr zu machen. Von hinterrücks durch das Fenster, die Hunde, die Hunde!

Der Major ballt die freie Hand zur Faust.

Meinen Sie nicht, daß ich den Stabsarzt, Herr Major . .

Sehen Sie doch selbst, Schlosser, durch den Rücken in Lunge und Herz, gefällt wie vom Blitzstrahl, wie ein Eichbaum im Gewittersturm, die Hunde, die Hunde!

Hat man den Schuft?

Nein, aber man soll ihn suchen! Und das bei Ihrem Eide! Bei Todesstrafe! Alle Waffen sind abgeliefert, alle, ha, ha, ha!

Wieder das fürchterliche Geknatter in der Gasse, wieder diese entsetzlichen Schreie der Weiber und Kinder, Schreie von entfesselten Megären, die von den rasend gewordenen Soldaten, den um ihr Leben ringenden, an aufgelösten Haaren durch den Kot der Rinne geschleift werden.

Da ein wahnsinniger Schrei! Schrei aus einer Weiberbrust, gegen die ein Musketier das Bajonett gezückt hat.

Sie gießen kochendes Wasser und brennendes Petroleum aus den Fenstern, Herr Major!

Die Worte kommen aus Schlossers Mund. Sieht der Major recht, dann steht dem Leutnant der weiße Schaum der Wut auf den Lippen.

Man soll den Mörder suchen, man soll seinen Mörder suchen, aus allen soll man seinen Mörder herausfinden, brüllt der Major außer sich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, man soll mir seinen Mörder lebendig bringen. Hören Sie!

Zu Befehl, Herr Major!

Salven auf der Gasse. Die Infanteristen scheinen sich endlich zusammengefunden zu haben. Die Unteroffiziere und Sergeanten scheinen Herren der Situation zu werden.

Denn dort draußen dröhnt es:

Legt an, Feuer! Legt an, Feuer!

Dann das Krachen der Salven, ein dumpfer Fall nach dem andern. Geschrei, Gelächter, Hohnrufe der Hölle, über das Dorfpflaster stolpernde Holzschuhe, und wieder: Legt an, Feuer!

Lassen Sie die Geiseln festnehmen, Schlosser, Sie haften mir! donnert jetzt der Major.

Zu Befehl!

Schlosser entfernt sich, die Befehle des Majors zur Ausführung zu bringen, und Berkersburg steht wieder, unfähig, etwas zu denken und zu tun, vor der blutenden Leiche des Freundes, wie vor den Kopf geschlagen.

Adolf, Adolf, Adolf ...

Es würgt ihm an der Kehle. Tränen, die er seit Jahren nicht mehr zu weinen vermochte, steigen da aus der Tiefe seiner Brust empor. Sie drängen sich in die Augen, daß er die Gegenstände im Zimmer nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Seine Willenskraft ist für Minuten gelähmt. Er hält an einem Abgrund; der Krater des Vesuv, drohend alles zu verschlingen, alles in seine Tiefe zu reißen, tut sich da vor ihm auf. Er vermag keinen Schritt zu tun, keinen vorwärts, keinen zurück...

Adolf, Adolf, Adolf, den das Feuer der feindlichen Schützenlinie und der Artillerie schonte, schonte unter Hunderten, um ihn hier rücklings durch Meuchelmord vollenden zu lassen. Ja, es war doch ein Mord, ein feiger, ein gemeiner Mord, trotz allem, was er in diesen Tagen gedacht und gesagt hatte, dennoch, dennoch ein Mord, der nach letzter und äußerster Sühne verlangte. Es war gebrochener Eid, es war nicht eingehaltenes Wort, alle Waffen, und so, und so... Und da geht es wieder wie ein teuflisches Grinsen über die Züge des Majors. Gebrochene Eide, nicht eingehaltene Ehrenworte, zerrissene Verträge, als ob solches in solchem Kriege nicht an der Tagesordnung wäre! Da war keiner frei von Schuld, keiner, keiner! Nicht die von Rosen und die anderen erst recht nicht. Keiner, keiner! Hier ging Gewalt vor Recht, rohe Kraft gegen rohe Kraft! Ohne Moral und ohne Rechtsschutz, wie entfesseltes Element gegen entfesseltes Element. Aber Rache, Rache für Adolf, Rache für den Freund, ohne nach rechts und nach links zu sehen. Das war jetzt seine Mission! Dies und nichts anderes mehr auf dieser Erde. Am Ende, hoffentlich seine letzte Mission. So denkt der Major.

Er nimmt den Säbel, den er vorhin, während des Verhörs abgelegt und wie im Leichtsinn, als sei er gar nicht im Feindesland, an einen Kleiderhaken an der Wand gehängt hat, und es gelingt ihm wirklich, ihn mit seiner

einen Hand notdürftig umzuschnallen. Dann zieht er mit der Linken den Revolver aus der Ledertasche und entsichert mit den Zähnen den Hahn.

Vorwärts, Berkersburg, vorwärts, ans Werk der Rache! Raunt es ihm Gott oder ein Teufel oder das eigene in allen seinen Tiefen aufgepeitschte Ich in das Ohr? Er weiß es nicht!

Vorwärts, Berkersburg, vorwärts, den Toten zu rächen!

So tritt er, ein Dämon, der Bote der Vernichtung von Rosey, über die Schwelle des Cafés in die Gasse, wo ihm die Salven seiner Infanteristen entgegenhallen.

Vorwärts, Berkersburg, vorwärts!

Leichen neben Leichen in der Dorfgasse. Der Major achtet der Leichen nicht. Er achtet nicht der Schüsse seiner eigenen Leute, die auch ihn treffen könnten. Er klettert, den Säbel in der Linken, den Revolver zwischen den Zähnen, über die Leichen von Soldaten und Bauern und stürmt vorwärts.

Ein Weib steht vor ihm. Sie hält ein Gefäß mit einer wasserhellen Flüssigkeit in der Hand — Vitriol.

Er stößt den Säbel in die Scheide, reißt den Revolver in die Linke und hebt ihn. Sein Finger drückt ab, der Schuß knallt, er tötet das Weib, die wasserhelle Flüssigkeit mischt sich mit dem Blute der sterbenden Frau, der Major springt über die fallende Leiche und stürmt vorwärts.

Aus allen Fenstern schimmern die Läufe.

Wolf, schreit der Major, Unteroffizier Wolf ...

Wie der Ruf eines brüllenden Tieres hallt das Wort: Wolf, Wolf, Wolf ... durch die Gassen von Rosey, als ob ein Raubzeug den Beistand des anderen zum Werke der Verwüstung suche.

Und wie durch ein Wunder bahnt der Major sich den Weg durch die aus allen Fenstern pfeifenden Kugeln, durch die Geschosse seiner eigenen Soldaten, durch die Dreschflegel

und Knüttel, die in den Händen der Weiber und Greise, den vom Haß gestählten, sonst wehrlosen Händen, auf Freund und Feind herniedersausen.

Wolf, Wolf, Wolf, verhallt es da in der Ferne.

Herr Major!

Endlich die Stimme des Unteroffiziers Wolf.

Der Major geht dieser Stimme nach.

Wolf, Wolf, Wolf...

Herr Major!

Berkersburg findet den Unteroffizier im Schutze einer Mauer. Aus dieser hat der einen losen Backstein gelöst und feuert jetzt durch das Loch wie durch eine Schießscharte, wie aus einer Festung, Schuß für Schuß auf die rasenden Bauern. Und die Schüsse Wolfs sind gut gezielt. Jeder bringt einen der Wahnwitzigen zu Fall.

Wolf, Wolf, Wolf!

Herr Major!

Und Berkersburg mit fliegendem Atem:

Sie haben die Zündbomben im Depot, Wolf?

Befehl, Herr Major!

Suchen Sie sich dreißig Mann zusammen und stecken Sie das ganze Nest in Brand, Wolf, kein Stein darf mir auf dem andern bleiben, kein Balken beim andern! Die Zündbomben, hören Sie!

Befehl, Herr Major!

Der Unteroffizier springt auf. Es flammt in seinen hellen, blauen Augen wie die alles verzehrende Lohe, zu deren furchtbarem Werkzeug er erkoren ist. Er stürmt von dannen, die Deckung vergessend, nicht achtend der Geschosse, die wie die Hagelkörner eines Frühlingswetters um seine Ohren pfeifen.

Schon ist er weit....

Ach... ach... ach...

Ein unartikulierter Laut löst sich dieses Wort von den Lippen des Majors.

Auch er ... hinterrücks ...

Noch hat er die Kraft, den Revolver in seiner Linken loszudrücken, und der Bauer, der ihm die Mistgabel in den Rücken rannte, wälzt sich vor seinen Blicken im Blute.

Dann umfloren sich des Majors Sinne.

Eine grauenerregende Wunde hat ihm die Mistgabel des Bauern in den Rücken gerissen, aus ihr strömt sein Blut und der Zinken steckt mit der Spitze in einem Knochen der Wirbelsäule. So liegt er Stunde für Stunde und vermag sich nicht mehr zu regen ... bewußtlos!

VI.

Über drei Stunden dauert der Straßenkampf zwischen den rasend gewordenen Bauern und der Handvoll Soldaten, die von dem dezimierten zweiten Bataillon übrig geblieben sind, in den Gassen Roseys. Erst nachdem man noch das dritte Bataillon aus dem benachbarten Weiler Les Feuilles herbeigeholt hat, gelingt es den Boches, der entmenschten Masse Herr zu werden. Mit Dreschflegeln und Knütteln, mit Mistgabeln und Wagendeichseln hat man dreingeschlagen und so das Feuer der Jagdflinten und Reiterpistolen, die man der Ablieferung in die Scheuer der Mairie entzogen, wirksam unterstützt. Ströme von Blut sind geflossen, Haufen von Leichen bedeckten die Gasse, bedeckten die Höfe der Hütten und die Gemüsegärtchen. Und zwischen den Steinen des Pflasters wächst friedlich wie immer das Gras. Seit dem Verschwinden des Majors, den man nicht wieder gefunden, hat Leutnant Schlosser, sein Adjutant, den Oberbefehl übernommen, der Mann, der sich einmal für einen Dichter hielt, der seinen Abschied nehmen und an der Berliner Universität Geschichte studieren wollte, ehe dieser schrecklichste aller Kriege zum Ausbruch kam.

Nun kennt auch Schlosser sich selber nicht wieder. Wenige Stunden des rinnenden Blutes haben auch ihn in ein rasendes Tier verwandelt, das seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. Er ist geworden wie alle andern, er sieht, er hört, er riecht nichts mehr, als Blut und wieder Blut und flammenden Feuerschein!

Flammenden Feuerschein!

Da fliegt's wie Meteore des Himmels in die Hütten und in die mit der eben noch glücklich eingebrachten Ernte gefüllten Scheuern von Rosey. Das sind die Zündbomben, die die Soldaten auf Schlossers Befehl werfen, dem Unteroffizier Wolf die letzte Anordnung des vermißten Majors gemeldet hat. Und wo die Bomben einfallen, flammt die züngelnde Lohe in den in der Zwischenzeit schon düster gewordenen Himmel empor. Die Glocke von Rosey beginnt wie durch ein Wunder auf dem kleinen Kirchturm mit dem roten Ziegeldache zu läuten. Sturm, Sturm, Sturm!

Der Meßjunge des Curé Bonvisage hat sich hinter dem Hochaltar, dessen Bild die blutende Wunde der allbarmherzigen Gottesmutter zeigt, verkrochen. Der zieht nun an dem Glockenseile, so daß es wimmernd hinüber zu den Höhen der Maas und weithin über das Silberband des hügelumschlossenen Stromes tönt: Sturm, Sturm, Sturm!

Auf dem kleinen Platze vor der Kirche steht Schlosser. Und ihm enthüllt sich jetzt trotz allem das furchtbare Bild des brennenden Dorfes in seiner ganzen, schauerlich schönen Pracht.

Götter der Rache über Rosey! Ilions Fall in einem Neste von 400 Seelen, letztes Gericht über der Maas, weil ein bartloser Bursche, der noch nicht sechszehn gewesen, durch das Fenster eines Cafés auf einen Hauptmann schoß und so das Signal zu dem allgemeinen und sicherlich angezettelten Aufruhr gab. Und dennoch! Was hatte Schlosser damals in der Lichtung des Waldes hinter Troyon aus dem Munde des Majors von Berkersburg gehört? Was hatte

der ihm gesagt, da er ihm angesichts des Todes, auf den sie alle gefaßt gewesen, das Innerste seiner sonst fest verschlossenen Seele enthüllte, da von Don Carlos und den Räubern zwischen ihnen beiden die Rede war?

Götter der Rache, jüngstes Gericht über Rosey!

Verse der Ilias durch den Kopf Schlossers, Verse, die vielleicht Nero auf dem palatinischen Hügel angesichts des zu seinen Füßen brennenden Rom rezitiert hat!

Lohende Flamme aus allen Hütten und Gehöften, brechende und stürzende Balken, lautes Gekrach um ihn, der ein Dämon der Verwüstung wider seinen eigenen Willen geworden ist, und so auf dem Platze vor der Kirche von Rosey steht. Und um ihn die mit den Blumen des Herbstes geschmückten Gräber derer, die schon in Frieden ruhen, die sich hier niederlegten im Schutze der Kirche und des Gnadenbildes von Rosey, weil das Dorf, das morgen nicht mehr sein wird, ihre Heimat gewesen, weil sie alternd schon nach dem Platze schielten, der einmal ein Hafen des Friedens am Ende einer langen und mühseligen Pilgerfahrt auf Erden werden sollte.

Und wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon!

So liest Schlosser gedankenlos in französischer Sprache eben auf einem der zu seinen Füßen liegenden Grabsteine und blickt dann tränenlosen Auges in die Flammen aus dem Erntesegen von Rosey. Mühe und Arbeit, Schweiß und Schwielen von hunderten von fleißigen und friedfertigen Menschen, was hier verbrennt!

Götter des Weltgerichtes über Rosey. Hermann und Dorothea! Goethe an der Maas!

Der Zug der Vertriebenen wankt da vorüber vor den Augen Schlossers, den blutunterlaufenen, den weit aus ihren Höhlen herausgetretenen Augen.

Kinder und Mädchen, Weiber und Greise mit ihrer Habe! Dort eine Kleine von sechs Jahren, den Käfig mit dem gezähmten Stieglitz in den zitternden, nackten Ärmchen, hier ein Büblein von fünf, das das aus den Flammen der Vaterhütte gerettete Kaninchen zärtlich an sein kleines Herz drückt... Ein Achtzigjähriger, ein Blinder, der mit dem Stabe nach den Steinen der Gasse tastet, ein Krüppel von zwanzig, der sich mit Krücken auf zwei gelähmten Beinen nur mit Hilfe seiner Hände vorwärts schiebt.

Haben die auch auf die Soldaten Seiner Majestät des Königs von Preußen geschossen?

Sie fliehen, sie alle fliehen obdach- und heimatlos! Das Lager dieser Nacht draußen auf den Äckern unter dem gütigen, dem von ewigen Sternen besäten Himmel aufzuschlagen.

Endlos, endlos ist der Zug durch Blut und Leichen in der brennenden und zusammenstürzenden Dorfgasse von Rosey, endlos, und doch wohnten hier ihrer kaum an die vierhundert! Es ist dunkel geworden. Soldaten mit Fackeln und der Brand der aufflammenden Heimat beleuchten aber fast taghell die Straße des Jammers. Nichts, auch nichts bleibt Schlossers Augen erspart.

Mütter, den Säugling an den Brüsten, die ängstliche Schar wie aufgescheuchte Kücken an Hand und Rock, Großmütter, das weinende Enkelkind in den welkenden Armen, die der Wollust längst entwöhnten Lippen glühendheiß auf den Rosenmund der schlotternden Kleinen gedrückt. Fieberkranke, die kaum mehr zu schleichen vermögen, ziehen den Bettsack, ihre letzte Hoffnung, durch den Kot der Straße hinter sich her... Hochschwangere — zwei, drei, vier, fünf, hat Schlosser gezählt, er will sie gar nicht mehr zählen und er zählt sie doch... die die Frucht der Zukunft ins Elend schleppen, die am Ende vor Schrecken und Angst in dieser Nacht noch in einer Ackerfurche wie die Häsin... Gott, du

mein Gott! Und keine Krippe vor Bethlehems Toren, in die sie die Frucht ihrer Leiber zu legen vermöchten, wie jene, die einst den Träger der Kreuze für alle Welt gebar!

Götter der Rache über Rosey! Endlos dieser Zug in die Nacht!

Dürer! Totentanz! fährt es da durch Schlossers Kopf.

Was sah er einst auf den Kirchhofsmauern in Pisa, was in den Galerien Roms und Venedigs? Jüngstes Gericht! Todsünden der Welt! Sintflut!

Und was schaute er nun?

Was keines Tizians Pinsel festzuhalten vermochte, was keines Dante Leier sang! Was einen Homer und das rinnende Feuer seiner Verse weit im Stiche ließ!

Götter der Rache über Rosey, von ihm selbst gerufene Götter! Wie der Prometheus, der den Funken stahl, ballt er die Faust. Denen da droben, die solches geschehen ließen, den Schlafenden, wie Goethe gesagt hat!

Das Wimmern der Kirchenglocke bricht ab. Die rote Lohe, die geflogen kam wie der blutige Schein der Mitternachtssonne, schlägt da aus einer benachbarten Scheuer in das rote Ziegeldach des Turmes.

Das Glockenseil ist dem Meßjungen verdächtig geworden, es knisterte in des Stuhles ausgedörrten Balken und er floh, floh in dem roten Kittel und dem weißen Hemde, die silberne Kapsel mit dem verglimmenden Weihrauch noch in den Händen, denn der Curé Bonvisage hatte ihm gesagt, er wolle zur Rettung Roseys noch eine heilige Messe lesen, ehe der Major ihn mit den beiden Andern als Geisel nahm.

Der Wind erhebt sich, ein Funkenmeer weht über den Kirchhof, es zerstiebt wie ein Feuerwerk um die Gestalt Schlossers, aber der rührt sich nicht vom Platze, der steht wie gebannt vor dem Flammenspiel der Kirche, aus deren Dachluken die Tauben fliegen, die sich dort ihre Nester im Schutze des Kreuzes der Liebe gebaut haben.

Wahnsinnige Tauben! Tauben, die Junge in diesen Nestern haben, die geblendet vom Scheine der Flammen und getrieben von rasendem Mutterschmerze kehren in die Lohe und dann niederfallen mit versengten Flügeln zu den Füßen Schlossers, die sich flehenden Auges winden vor seinen Blicken und mit den Flügeln schlagend ohnmächtig am Boden flattern, lebendig gebraten, und denen keiner den Rest gibt.

Götter der Rache auch über den unschuldigen Tieren von Rosey!

Schlosser fällt das ein, zu spät, viel zu spät!

Öffnen Sie die Ställe, binden Sie die Kühe und die Pferde los, lassen Sie Schweine und Schafe ins Freie, ruft er da verzweifelt einem der vorübereilenden Soldaten zu.

Aber der Mann hört ihn gar nicht. Er trägt noch eine Zündbombe in seinen Händen, für die er, getrieben von der Erynnien Sohn, dem furchtbarsten unter den Göttern der Hölle, ein Ziel sucht.

Die er rief, die Geister... sie rasen, sie wüten, bis alles vollendet ist! Kein Einhalt, keiner, keiner, alles, alles, alles, auch die Weiber und die Kinder, auch die Krüppel, auch die Greise und die Blinden, auch des Leibes ungeborene Frucht, auch das Vieh, das trächtig geht, alles, alles, wie die Tauben, die lebendig gebratenen, des Kirchturms von Rosey. Und er unter allen diesen der Gott der Vernichtung, der blinde Vollstrecker des Befehles dessen, der verschwunden ist und den trotz allen Suchens bislang keiner gefunden hat, des Majors, der ihm dort im Walde hinter Troyon angesichts des Todes seine innerste Seele enthüllte, die ihm und vielleicht jenem selber ewig ein unlösbares Rätsel war und blieb.

Rätsel, Rätsel, Rätsel... und die Götter der Rache entfesselt über Rosey!

Blutrot der ganze Himmel, das Korn und das Stroh, das hochaufgeschichtet ruhte in allen Scheuern, nährt die Flamme, gibt ihr den grellen, schwefelgelben Schein.

Sodom und Gomorrha ... Pech und Schwefel aus der Höhe ... Strafgericht Jahwes, des Grausigen, der da heimsucht die Sünde der Eltern an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied.

So denkt Schlosser.

Die ewigen Sterne verkriechen sich vor diesen Feuerbränden der Erde, vor den von Menschenhänden in menschliche Behausungen geworfenen Feuerbränden. Eine Lohe der ganze Horizont über dem finsteren Streifen des Waldes hinter Troyon.

Troyon brennt, Rosey brennt, alles eine Flamme!

Das siegreiche Heer!

Schlosser hält die Hand vor die Augen. Sie vermögen den Flammenschein nicht mehr zu ertragen, nimmer, nimmer ... es ist zu viel, zu viel ...

Wird sie da nicht feucht, nicht warm, nicht heiß, diese Hand? Sie wird es. Tränen des Feindes, Tränen des Vernichters, Tränen des Werkzeugs in höheren Händen über den von ihm befohlenen Untergang von Rosey!

Tränen, lösende Tränen in einem Meer von Blut und Feuer! Tränen aus den Augen dessen, der auf einem Hügel von nach seinem Befehle gehäuften Leichen steht.

Götter des Weltgerichts und Tränen, heiße, brennende, bittere, salzige Tränen, wie er sie weinte an jenem Tage, da sein Fuß zum erstenmale herniederstieg von den Vorbergen südlich der Alpen und sein Auge in Mailand die Cena des Leonardo da Vinci geschaut.

Wahrlich, ich sage Euch, einer ist unter Euch, der wird mich verraten!

Einer, einer, einer! Der ein Dichter werden wollte und der solches sah und solches tat!

Einer ist unter Euch und der wird mich verraten!

Ein donnernder Krach!

Der Kirchturm von Rosey ist vor Schlossers Blicken in sich zusammengebrochen. Das Altarbild mit der blutenden Wunde der allbarmherzigen Gottesmutter liegt unter Schutt und Asche. Der Zug der Heimatlosen wird lichter und lichter, nur noch vereinzelte Nachzügler, die letzten der Fliehenden aus dem brennenden Rosey!

Es ist vollendet! Adolfs Totenfackel hat geleuchtet. Der Schein am Horizonte verblaßt. In den Trümmerhaufen der Scheuern und Hütten glimmt und knistert es nur noch leise. Da verlassen Schlosser seine Nerven, da bricht er vor den Ruinen der Kirche von Rosey zusammen und schluchzt herzzerbrechend wie ein kleines Kind.

VII.

Dumpfer Trommelwirbel zwischen den noch immer rauchenden Trümmern Roseys, inmitten der von allen Bewohnern verlassenen Dorfgasse, neben dem Kirchlein mit dem zusammengebrochenen Turme. Die Soldaten des Bataillons haben den jungen Louis Bugnon aufgegriffen, der den ersten Schuß im Café du raisin auf den Hauptmann Adolf abgegeben hat. Sie haben den alten Curé Bonvisage erwischt, der sich in der Stunde der Gefahr zu seinem Meßjungen unter den Altar mit dem Bilde der blutenden Wunde der allbarmherzigen Gottesmutter verkroch. Der Maire und Marteau, des Majors beide anderen Geiseln, sind während des Straßenkampfes gefallen. Ihre Leichen liegen inmitten der Haufen, für deren Beerdigung man noch keine Zeit gefunden hat.

Schlosser hat sich wieder erholt, er hat seiner schweren Pflicht genügt, hat den Meuchelmörder des Hauptmanns und den wortbrüchigen Priester vor ein Standgericht ge-

stellt und die beiden summarisch zum Tode verurteilt. Daher der dumpfe Trommelwirbel zwischen den noch immer rauchenden Trümmern Roseys. Das Exekutionspeloton, dem ein Tambour voranschreitet, das im Sonnenglanze des neuen, über den Ruinen des Dorfes emporgestiegenen Morgens seines grausigen Amtes walten soll! Keine Zuschauer auf der Gasse, niemand traut sich mehr nach Rosey. Nur die Leichen zu Hauf', nur die Soldaten des Bataillons, die bleiben müssen, bis des Schicksals letzter Akt vollendet ist.

Ein Unteroffizier von der sechsten Kompagnie führt das aus fünf Mann bestehende Peloton, dem die beiden Delinquenten, wehrlos, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, voranschreiten. Der Knabe und der Greis, beide mit totblassen Gesichtern, beide noch den Zug finsterer Entschlossenheit, den verkniffenen Entschluß des Fanatismus, die Verklärtheit des Märtyrers auf Stirn und Lippen.

Wenn Berkersburg das gesehen hätte, fährt es da plötzlich durch Schlossers Kopf, der nach seiner Dienstvorschrift als Gerichtsherr des Standgerichts, der Exekution beizuwohnen hat. Was hatte doch der Major damals im Walde hinter Troyon gesagt? Zu welch' verwegener Ansicht hatte sich der heute Vermißte verstiegen? Franctireurs! Nur ein häßlicher Ausdruck für den Helden der Freiheit, der für eine als recht erkannte Sache zu sterben bereit ist! So ungefähr hatte die Ansicht des seltsamen Mannes gelautet, der die Nähe des Todes nötig hatte, um seinen wahren und innersten Menschen zu offenbaren.

Bataillon halt!

Das Peloton ist auf dem Platz vor der Kirche angelangt. Es steht neben den Gräbern des kleinen Friedhofs, wo Roseys früher dahingegangene Bürger in den Schatten der Kirchenmauern unbehelligt ruhen.

Unteroffizier Heinrich, der das Peloton führt, richtet seine fünf Mann aus.

Er ist ein junger Mensch von sechsundzwanzig Jahren, erst vor kurzem hat er noch einmal kapituliert, ehe man eine Ahnung vom Ausbruch des Krieges in den unteren Schichten des Heeres hatte. Und gleich nach seiner Kapitulation hat er geheiratet. Seine Therese, die Hausmädchen bei dem Herren Hauptmann gewesen, zu dem ihn in seiner Eigenschaft als Kompagnieschreiber seine Schritte täglich mit dem Befehlbuch lenkten. Dort hat er die niedliche, kleine Brünette mit dem entzückenden Lächeln um den Rosenlippen, kennen gelernt, wenn sie ihm die Vorplatztür öffnete und er nach seinem Hauptmann fragte. Unteroffizier Heinrich ist ein friedfertiger Mensch. Das rauhe Handwerk des Kriegers hat ihm nie gelegen, aber er hat eben dienen müssen, so gut wie jeder andere in Deutschland und in Frankreich. Er war der älteste einer zahlreichen Kinderschar. Sein Vater war ein kleiner Magistratsbeamter in einem Städtchen an der Weser. Der war froh, wenn er einen von der Tasche hatte. Denn die andern wollten doch auch essen und etwas werden. Und das Gehalt eines kleinen Magistratsbeamten in einem Städtchen an der Weser ist gar schmal, wenn die Familie neun Köpfe zählt. Zwar war der Älteste von seinem vierzehnten Lebensjahre an in einer kaufmännischen Lehre gewesen. Denn schon auf der Schule war er fix und begriff rasch. Aber mit einer lukrativen Anstellung hatte es bei der Überfüllung heutzutage seinen Haken, und da er zum Militär kam, hatte er sich von seinem Hauptmann überreden lassen, dabei zu bleiben und sich so das Recht auf eine Zivilanstellung zu erdienen. An den Krieg hatte doch kein Mensch gedacht und er war zu allem noch verlobt und wollte heiraten.

Der Herr Hauptmann hatte ihm denn auch den Consens erwirkt und im April hatte er sich mit seiner Therese trauen lassen und in der Kaserne eine sehr nette Wohnung bekommen. Und nun! Auf der Kompagniekanzlei, wo er seit

Monaten einen Tag wie den andern die Feder führte, hatte er das Laden des Gewehres und das Abdrücken des Hahnes beinahe schon verlernt. Und nun befahl man ihn, da man keinen anderen zur Hand hatte, zu dieser Exekution. Unteroffizier Heinrich von der sechsten Kompagnie, den alle Untergebenen wegen seiner Milde fast hänselten, als Scharfrichter! Das war auch eine Ironie des Schicksals, wie sie nur der Krieg zustande bringen kann.

Wie er so dasteht und seine Leute ausrichtet, fliegen seine Gedanken in die Heimat, zu Therese, natürlich zu Therese. Da er von ihr ging, um ins Feld zu ziehen, war er seiner Sache sicher und auch die Aussage der weisen Frau ließ keinen Zweifel aufkommen, seine Therese würde ihm zu Weihnachten ein kleines, süßes Kindchen schenken. Ihm, wirklich ihm? Was war an Weihnachten, wer wußte das heutzutage? Hatten vielleicht der Knabe und der Greis, die da mit auf den Rücken gebundenen Händen an der Kirchhofsmauer von Rosey lehnten, eine Ahnung davon gehabt, vorgestern, vor acht, vor vierzehn Tagen, was heute mit ihnen war? Und er?

Die Soldaten sind ausgerichtet. Unteroffizier Heinrich tritt an Schlosser heran und meldet ihm, daß alles zur Exekution bereit sei.

Der Leutnant zieht ein Schriftstück aus der Tasche seines Waffenrockes: Das Todesurteil des Standgerichts! Im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen nach Kriegs- und Standrecht ....

Keine Zuhörer mit Ausnahme der Soldaten, die, gewöhnt an die hundertmal verlesenen Kriegsartikel, auch dieses Todesurteil als etwas Selstverständliches hinnehmen.

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen, der jetzt Recht sprach durch einen Leutnant inmitten des von den Flammen verzehrten Rosey, fast im Herzen Frankreichs!

Unteroffizier Heinrich schließt die Augen. Es kommt ihm vor, als blende ihn der helle Glanz der Sonne, die zwischen den spärlichen Trauerweiden des dörflichen Friedhofs hindurchleuchtet. Noch hingen die grünen Blätter an diesen Weiden, und wer konnte wissen, was mit diesen Bäumen, was mit ihm und seiner Kompagnie an Weihnachten war, wenn seine Therese ihm das kleine, zarte Kindchen mit dem süßen, dummen Lächeln des roten Mäulchens schenken sollte. Wer konnte das heute wissen, was war, wenn die Blätter von den Bäumen fielen, wer, wer?

Heute, heute!

Schlosser ist mit der Verlesung des Urteils zu Ende. Er winkt mit der Hand, ein Zeichen für den Unteroffizier, daß er einen der Soldaten damit beauftragen soll, den Delinquenten die alles verhüllende Binde vor die Augen zu legen.

Unteroffizier Heinrich erinnert sich mit Grauen daran, daß ihn als Schulknaben sein Weg an dem städtischen Schlachthaus vorbeiführte, wo man dem Vieh gleichfalls eine Binde vor die Augen legte, ehe es den nach Blut und dampfendem Fleisch dünstenden Raum des Todes betrat.

Zwei Soldaten, jeder eine Binde in der Hand, treten an die beiden Deliquenten heran. Die sind wehrlos, die tragen die Hände auf dem Rücken und ihre Beine sind schwer, schwer von einer Kugel, die man ihnen heute wegen eines Fluchtversuches an die Knöchel geschlossen hat.

Louis Bugnon, der Sechzehnjährige, schüttelt den Kopf.

Non, non, non, je ne veux pas. Laissez mes yeux, non, je ne veux pas!

Und der alte Curé Bonvisage blickt hinauf in den blauen Himmel, als bete er: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!

So sieht der alte Curé aus in dieser Stunde, er, dem sein Bischof das Heil der 400 Seelen von Rosey, die nun

eingegangen sind in des Himmels Herrlichkeit, soweit sie nicht heimatlos über die Landstraße von Troyon irren, anvertraut hat.

Auch von seinen welken Lippen kommt es jetzt in festem Tone wie von den jugendfrischen des Knaben:

Non, non, je ne veux pas. Laissez mes yeux.

Unschlüssig stehen die beiden Soldaten. Sie blicken auf den Unteroffizier und dann auf Schlosser, fragend, wartend.

Curé Bonvisage verharrt im Gebet. Man sieht es ihm deutlich an, wenn er auch nicht dazu imstande ist, die auf den Rücken gebundenen Hände zu falten, die er so oft in der kleinen Kirche von Rosey zum Heile seiner vierhundert Schäflein vor dem Bilde der blutenden Wunde der allbarmherzigen Gottesmutter gefaltet hat.

Schlosser wendet das Gesicht weg.

Er denkt an Berkersburg. Es ist, als ob dessen Gedanken plötzlich seinen Kopf zur Wohnstätte erkoren hätten. Andreas Hofer, fährt es ihm da durch den Sinn. Zu Mantua in Banden ... Und dann wieder: Du sagst es, ich bin ein König! Er kann den Anblick des zum Tode entschlossenen Knaben, er kann den des in sein Schicksal ergebenen Priesters nicht mehr ertragen, die beide ruhig und gelassen vor dem Peloton stehen. Denn für den Knaben und den Greis gilt es jetzt, Blutzeugnis abzulegen, wie für jenen, der vor dem Richtertische des Pilatus stand!

Du sagst es, ich bin ein König!

Und seinem Fahneneide treu, hat er nichts zu fragen und nichts zu untersuchen, sondern einfach seine Pflicht zu tun, das war alles.

So rafft der Mann, der sich einmal für einen Dichter hielt, ehe dieser furchtbare Krieg zum Ausbruch kam, den letzten Rest seiner Willenskraft zusammen und sagt:

Wie sie wollen, Unteroffizier, geben Sie jetzt den Befehl zum Feuern!

Befehl, Herr Leutnant!

Der Tambour setzt ein.

Unteroffizier Heinrich zwingt seine Gedanken. Er reißt sich zusammen.

Stillgestanden. Das Gewehr über. Legt an. Feuer!

Die Salve kracht.

Legt an. Feuer!

Die zweite Salve.

Legt an. Feuer!

Die dritte.

Gewehr ab. Rührt euch.

Musketiere Böttcher und Grau!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Die beiden Soldaten treten aus dem Peloton. Sie nehmen ein Stück Sackleinwand von der Erde, das sie vorhin dort niedergelegt haben, und breiten dieses über die noch zuckenden und warmen Leichen des Knaben und des Greises, denen das Blut unaufhaltsam entströmt.

Musketier Schünemann, Musketier Bollinger!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Zum Gräberschaufeln kommandiert!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Befehl, Herr Unteroffizier!

Die beiden Soldaten machen sich sofort ans Werk.

Bataillon ohne Tritt marsch!

Den Tambour an der Spitze marschiert der Rest des Pelotons durch die noch immer rauchenden Trümmer Roseys zurück des Weges, den es vorhin gekommen.

Wortlos folgt Leutnant Schlosser.

VIII.

Nach achtundvierzig Stunden finden die Hyänen des Schlachtfeldes, die auch die Trümmer von Rosey absuchen, den Major. Er liegt neben dem Misthaufen des Gehöftes, wo ihn die Gabel des Bauern getroffen hat, den Zinken des mörderischen Instrumentes in der Wirbelsäule. Man beraubt ihn seiner Uhr und seiner Barschaft, zieht ihm die Ringe von den Fingern, die zu seinem Glück nicht zu fest sitzen, und läßt ihn liegen. Denn allem Anschein nach ist er schon tot.

Ein heulender und hungriger Hund, der, herrenlos geworden, sich einen Knochen erschnuppert, zeigt endlich einer durch die Dorfgasse Roseys ziehenden Patrouille den Weg. Die beiden Mann und der Unteroffizier starren entsetzt auf die vermeintliche Leiche. Der Führer, der einen Kurs als Sanitäter mitgemacht hat, legt das Ohr auf die Brust des Offiziers. Er täuscht sich nicht. Ganz leise, kaum vernehmbar geht auch in diesem Körper noch der Atem, arbeitet, nur dem Geübten noch zu erkennen, das Herz.

Auf einen Wink des Unteroffiziers heben die beiden Soldaten den Major in die Höhe. Mit dumpfem Ton fällt die Mistgabel, die ihn verwundete, zu Boden. Der Unteroffizier prüft sie. Die Spitze eines Zinkens, so will es ihm wenigstens scheinen, ist abgebrochen und in der Wunde stecken geblieben.

Der Major kommt nicht zu sich. Die Soldaten übergeben ihren Fund den Leuten mit der Rotekreuzbinde und die schaffen den, wie es scheint, Hoffnungslosen, in das nächste Feldlazarett.

Der Stabsarzt schüttelt nach einer eingehenden Untersuchung den Kopf. Seinen Lippen entfahren die Worte:

Eigentlich aussichtlos! Das Rückenmark ist verletzt, aber wir könnten es mit einer Operation versuchen, Schwester Ruth!

Schwester Ruth antwortet nichts. Es liegen noch hunderte teils im Lazarett, teils draußen auf freiem Felde, denen geholfen werden soll, die verbunden und operiert werden wollen, denn das Gefecht um Troyon hat mit neuer Macht eingesetzt und die Wagen und Automobile mit den Opfern der Schlacht wollen heute kein Ende nehmen.

Wir wollen es trotzdem versuchen, Schwester Ruth, wiederholt da der Stabsarzt noch einmal.

Wie der Herr Stabsarzt meinen!

Mit dem Bauch nach unten liegt der Major auf dem blankgescheuerten, aus der Küche eines größeren Gehöftes requirierten Tische, der zugleich den Zwecken der Untersuchung und der Operation dient.

Schon wieder ein Transport, Herr Stabsarzt. Wir haben keine Betten mehr zur Verfügung. Draußen auf der Wiese liegt Mann bei Mann!

Schwester Ruth öffnet die Tür, um den Stabsarzt von der Richtigkeit ihrer Behauptung zu überzeugen.

Schrecklich kommt von draußen das Wimmern und Schreien, das Stöhnen und Wehklagen der Verwundeten in den Lazarettraum.

Aber der Stabsarzt und Schwester Ruth sind jetzt daran gewöhnt. Das Furchtbare schreckt die in Todesnot und Qual gestählten Nerven schon nicht mehr.

Schlagt mich tot, macht ein Ende mit mir, dringt es da schauerlich herein.

Die so schreien, haben am meisten Aussicht, gerettet zu werden. Die wirklich schwer Verwundeten bringen keinen Laut mehr über die Lippen. Sie liegen da wie die Toten, teilnahmslos, und haben keine Ahnung von dem, was mit ihnen vorgeht.

Assistenzarzt Wilde soll sich zunächst um den Transport kümmern, entscheidet der Stabsarzt.

Er ist schon draußen, Herr Stabsarzt, antwortet die Schwester.

Schön, ich will hier nichts unversucht lassen.

Wie der Herr Stabsarzt meinen, aber wir haben kein Bett mehr.

Bett Nummer achtzehn wird frei, Schwester, der Mann stirbt.

Aber er ist noch nicht gestorben, Herr Stabsarzt!

Tun Sie, was ich Ihnen sage, Schwester, bis ich fertig bin, ist der Mann tot.

Schön, Herr Stabsarzt!

Geben Sie mir die Maske und das Chloroform, Schwester!

Die Schwester holt das Gewünschte aus dem Küchenschranke, den sich der Stabsarzt für seine Zwecke eingerichtet hat und der in diesem rasch improvisierten Lazarett, das ursprünglich ein Schulzimmer war, an der weißgetünchten Wand steht.

Noch einmal wagt die Schwester einen Einwand. Sie scheint nicht allzuviel von dem hoffnungslosen Zustand des Majors zu halten.

Wir müssen das Chloroform sparen, Herr Stabsarzt, sagt sie. Der Sanitätszug scheint nicht rechtzeitig eingetroffen. Wir haben nur noch die eine Flasche. Er ist bewußtlos, vielleicht kann man es ohne Narkose wagen.

Der Stabsarzt gibt ihr keine Antwort.

Er stülpt die Maske über das Gesicht des Verwundeten, indessen von draußen wieder die Schreie der anderen, wie die vom Schlachtbeil getroffener Tiere hereinschallen und er tröpfelt, ohne daß ihm auch nur die Hand zittert, das Narkotikon auf den Wattebausch, den er, nachdem er den Bewußtlosen mit Hilfe der Schwester umgedreht, unter die Nase des Majors gesteckt hat.

Kontrollieren Sie den Puls, Schwester Ruth!

Schön, Herr Stabsarzt.

Aber die Schwester hat gut kontrollieren, der Puls ist so schwach, daß auch ihr geübter Finger ihn kaum mehr finden kann.

Ich finde keinen Puls mehr, Herr Stabsarzt!

Sie müssen ihn finden ... es geht auch so ... fertig ...

Sachte wendet der Arzt zusammen mit der Schwester den Patienten wieder um.

Mit tiefen Einschnitten löst er die Haut von dem Muskel und dann diesen von dem Knochen.

Ich hatte schon recht, es steckt im fünften Wirbel, Schwester. Reichen Sie mir die Zange.

Hier, Herr Stabsarzt.

Die Spitze des Zinkens ist bloßgelegt. Sie steckt drei bis vier Zentimeter tief im Knochen, aber das abgebrochene Ende ragt hervor.

Wenn mir das Ding abbricht, dann ist alles vergeblich gewesen, denkt der Stabsarzt und vorsichtig faßt er das Ende mit der Zange.

Langsam probiert er.

Es lockert sich, es wird gehen, Schwester, sehen Sie!

Die ganze Aufmerksamkeit des Arztes ist nun auf den Fremdkörper gerichtet, den er aus der fürchterlichen Wunde exstirpieren muß, um den Heilungsprozeß einzuleiten.

Er spricht leise mit sich selber:

So.. so.. so.. langsam.. noch einmal.. so.. so.. so...

Dann ein rascher Ruck.

Gelungen.

Wie ein Ruf der Freude kommt dieses eine Wort von seinen Lipepn.

Er hält die Spitze des Zinkens zwischen der Zange.

Sehen Sie selbst, Schwester, glaub' nicht, daß was zurückgeblieben ist.

Nein, Herr Stabsarzt, das war auch ein Wunder von einer Operation.

Sehen Sie!

Der Stabsarzt ist ganz vergnügt.

Geben Sie mir jetzt die sterilisierte Gaze.

Schwester Ruth holt das Gewünschte.

Der Stabsarzt trocknet die Wunde langsam und vorsichtig aus. Dreckig war das Ding, Schwester, Schweinerei so ein Zinken von einer Mistgabel ... Wird schon gehen ... bei meiner Asepsis, wird schon gehen, Schwester!

Es dauert gut zehn Minuten, bis der Stabsarzt seine gewissenhafte Arbeit vollendet hat, denn auf das Reinhalten der Wunde kommt jetzt alles an.

Endlich befiehlt er:

Und nun die Büchse mit dem Dermatol, Schwester, und das Verbandzeug.

Wortlos führt Schwester Ruth seine Aufträge aus. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß ihm diese Operation gelingen würde, sie war der festen Überzeugung, der rostige Zinken müsse abbrechen und in dem Knochen stecken bleiben und auch jetzt noch zweifelt sie daran, daß der Verwundete mit dem Leben davonkommen wird.

Und während der Stabsarzt das hellgelbe Pulver aus der Büchse auf die Wunde streut, fragt sie ganz bescheiden:

Glauben Sie ihn denn wirklich retten zu können, Herr Stabsarzt?

Ich hoffe es, Schwester Ruth, aber eine Lähmung wird zurückbleiben, am Ende wird sich auch eine Tabes daraus entwickeln, denn das Rückenmark ist sehr schwer verletzt.

Entsetzlich, besser gestorben, sagt da Schwester Ruth.

Mit einer Tabes kann man noch zehn Jahre leben, Schwester Ruth, wenn man sich danach hält, lautet die Antwort des Stabsarztes. Dann legt er in aller Ruhe mit Hilfe der Schwester den Verband an.

Der Major liegt noch in tiefer Narkose, obwohl der Stabsarzt die Maske längst entfernt hat.

Haben Sie den Sauerstoffapparat zur Hand, Schwester?

Gewiß, Herr Stabsarzt.

Nachdem der Apparat fünf Minuten funktioniert hat, regt sich der Major. Eine leise Röte tritt wieder in seine bislang todbleichen Wangen.

Der Puls wird schon kräftiger, Herr Stabsarzt, sagt Schwester Ruth.

Sehen Sie, meine Beste, den hätten wir noch einmal.

Ein Lächeln des Glückes, der Befriedigung und der Genugtuung huscht um die Lippen der Rotekreuzschwester.

Sehen Sie jetzt nach dem Bett Nummer achtzehn, Schwester!

Schwester Ruth wendet sich um.

Sie geht nach dem Bett Nummer achtzehn und steht eine Weile rat- und wortlos.

Nun, Schwester Ruth?

Noch immer keine Antwort.

In dem Bett Nummer achtzehn liegt ein blutjunger Leutnant von neunzehn Jahren, er regt sich nicht mehr.

Der Herr Stabsarzt haben recht behalten, sagt Schwester Ruth endlich. Schluchzen geht durch ihre Stimme.

Warum weinen Sie, Schwester?

Ich habe die Geschichte des Toten gekannt, Herr Stabsarzt, er war der einzige Sohn seiner Mutter, die ihr Letztes darangab, daß er Offizier werden konnte, und nun so mit neunzehn ... Er hat mir von seiner Mutter gesprochen, ehe seine Kompagnie in diese Schlacht zog ...

Was wollen Sie, Schwester Ruth ... Kopfschuß mit darauffolgender Gehirnhautentzündung. Da war doch nichts zu wollen ... Und dann hat doch auch die Gefriermaschine versagt, wir hatten doch in den letzten vierundzwanzig Stunden kein Stückchen Eis mehr, das wissen Sie doch selbst, daß da nichts zu machen war. Heulen Sie nicht, heu-

lende Schwestern kann ich nicht gebrauchen, das habe ich Ihnen schon ein dutzendmal gesagt, helfen Sie mir lieber!

Wortlos fügt sich Schwester Ruth den Anordnungen des Stabsarztes.

Sie heben die noch warme Leiche des jungen Leutnants aus dem Bett Nummer achtzehn und legen sie zunächst auf den Boden des Zimmers nieder. Denn, so sagt der Stabsarzt, ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr, Schwester, die andern da draußen wollen auch an die Reihe kommen. So, jetzt nehmen wir den Major...

In das gleiche Bett, Herr Stabsarzt?

Zum Donnerwetter, Schwester, Gehirnhautentzündung ist doch meines Wissens nicht ansteckend, bin heidenfroh, daß das Bett pünktlich frei geworden ist, hier draußen, zwei Kilometer hinter der Feuerlinie, können wir nicht so etepetete sein, Schwester, wie in der Universitätsklinik, wo Sie gelernt haben, en avant!

Geben Sie ihm drei Teelöffel voll Zitronenwasser, wenn er wieder ganz zu sich gekommen ist, Schwester... Auf Wiedersehen!

Seine Instrumententasche in der Hand entfernt sich der Stabsarzt, er hat draußen nach den Transporten zu sehen, die Fälle zu sichten, wo er durch einen raschen operativen Eingriff noch retten kann.

IX.

Neun Tage schwebt der Major zwischen Leben und Tod. Aber den Bemühungen des Stabsarztes und Schwester Ruth gelingt es, des Fiebers Herr zu werden, und endlich geht der Verwundete, der nach menschlichem Ermessen Unheilbare, mit einem Transport nach Deutschland ab. Er wird das Feld und die Front nicht wiedersehen, obwohl

man ihm, wie man meinte aus Barmherzigkeit, auf sein Fragen und Drängen hin, solches weiß gemacht hat.

Wer kannte ihn denn? Wer kennt ihn? Den Rätselvollen, der seines Herzens innerste Überzeugung unter der eisernen Maske strammster Dienst- und Pflichterfüllung barg, der die Larve nur lüftete im Walde hinter Troyon, da er den Tod auf dem Schlachtfeld vor Augen sah, der einmal in seinem ganzen Leben wahrhaftig gewesen, in dem Bewußtsein, daß Chronos sein Stundenglas in knöchernen Händen hielt und es bereits umgedreht hatte. Einmal in seinem ganzen und langen Leben wahr und wahrhaftig!

Kein Mensch wußte das außer Schlosser, und wer konnte sagen, ob der aus diesem furchtbarsten aller Kriege wiederkehren und Zeugnis ablegen würde? Niemand würde es fernerhin wissen, kein Freund, kein Verwandter, kein Weib, auch Melanie von Berkersburg nicht.

Vor dem Herrenhaus in Falkenstein klingelt der Telegraphenbote von der Poststation Wirballen. Hindenburg hat die Russen besiegt und der Feind steht für eine Weile wieder außerhalb der Grenzen. Der Zufall will es, daß Melanie selbst die Tür öffnet. Sie kommt durch das Haus aus dem hinten gelegenen Hofe, wo sie die Hühner und Tauben gefüttert hat. Wie sie des Telegraphenboten ansichtig wird, pocht ihr Herz in banger Erwartung. Jähe Röte wechselt mit aschfahler Blässe in Melanies verzogenem Gesichte, wie sie den einfachen Mann mit der roten Tasche begrüßt.

Mechanisch nimmt sie das Telegramm aus der Hand des Boten entgegen. Wie ein Blitz durchzuckt es sie, daß sie jetzt den Urteilsspruch ihres Schicksals, den Wegweiser ihrer ganzen Zukunft in den Händen hält. Und noch findet sie die Kraft, dem Boten ein kleines Trinkgeld zu geben, ihm „danke“ und ein paar freundliche Worte zu sagen, ehe sie schweren Schrittes die Treppe hinansteigt, um dort ungestört auf ihrem Zimmer die Depesche zu erbrechen und

zu lesen, was sie eigentlich schon weiß, woran sie auch nicht einen Augenblick lang in Wahrheit gezweifelt hat.

Das Telegramm ist von Schlosser unterzeichnet und lautet in lakonischer Kürze, wie alle Telegramme in diesen Tagen:

Major von Berkersburg schwer verwundet und auf der Heimreise. Hauptmann Adolf tot.

Nur dieser letzte Satz haftet in dem Bewußtsein Melanies. Sie weint nicht. Es ist ein Geräusch, als wenn sie sich verschluckt hätte. Und auch dieses zwingt sie rasch in festem Entschlusse nieder. Dann geht sie an den Waschtisch, nimmt den Schwamm aus dem Netze, taucht ihn in das kalte Wasser der Kanne und fährt sich damit über die brennenden Augen.

Sie geht nach der Tür und klingelt.

Nach einer Minute erscheint das Mädchen.

Es starrt auf das tiefste erschrocken in Melanies aschgraues Gesicht. Wie die aussah, tiefe Ringe unter den großen, weit aufgerissenen, trockenen und heißen Augen! Die Haare verwirrt, die Lippen halbgeöffnet und blutleer, als säße der Wahnsinn hinter dieser Stirn und warte, seinen tobenden Ausfall zu machen.

Aber nichts davon geschieht.

Melanies Stimme klingt ruhig und gelassen, wie sie jetzt spricht. Als handle es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt, als bestelle sie eine Platte Schinken oder ein paar gekochte Eier zum Abendbrot, so ruhig, so selbstverständlich, ja langsam, wie gelangweilt will es dem Mädchen erscheinen, redet sie:

Geben Sie dieses Telegramm dem Herren Baron!

Schön, gnädige Frau!

Doch halt, hat der Herr Baron wieder seine Gicht?

Wie jeden Tag, gnädige Frau.

Richtig, ja, wie jeden Tag! Dann geben Sie das Telegramm Würz, verstehn Sie, Würz, er soll es ihm beibringen,

zu gelegner Stunde, hören Sie, Würz versteht ihn ja doch am besten, der steht ihm auch am nächsten, Würz.

Schön, gnädige Frau, Würz ...

Das Mädchen nimmt das Telegramm zaghaft aus Melanies Hand entgegen. Sie ist voll Angst und doch entsetzlich neugierig. Es muß Fürchterliches in diesem Telegramme stehen, sonst wäre die Frau Major doch nicht in diesem Zustande, sie, die in den vergangenen Wochen verhältnismäßig heiter und guter Dinge war, ganz im Gegenteil zu dem Baron, der immer verzweifeln wollte und täglich auf das Schlimmste vorbereitete. Dieses Schlimmste mußte nun in diesem Telegramme stehen. Der Major war tot, kein Zweifel, der Major war tot.

In diesem Gedanken verläßt das Mädchen Melanies Zimmer, sie will Würz suchen und ihm nach dem Auftrag der Frau Major das Telegramm bringen. Die hatte ja recht. Das Faktotum Würz, das alle anderen im Hause nicht leiden mochten, verstand sich am besten mit dem launigen Gichtiker, dem es kein Mensch mehr recht machen konnte. Der sollte das Telegramm lesen und seinem Herren zur gegebenen Stunde Mitteilung von dem Tode des Majors machen.

Da liest das Mädchen selbst die Depesche. Sie atmet auf ... So schlimm war das ja nicht. Schwerverwundet, freilich schwer verwundet, aber dabei schon auf der Heimreise, wenn er schon auf der Heimreise sein konnte, doch außer Lebensgefahr, schließt das Mädchen. Sicher, aber sicher außer Lebensgefahr! Schwerverwundet! Wohl die Vorbereitung auf etwas Gräßliches. Vielleicht einen Arm verloren, vielleicht ein Bein, am Ende beide Arme oder beide Beine. So denkt sie. Das war schon grauenhaft, nicht auszumalen, ein Mann wie der Major, in den besten Jahren, einer, den sie für einen schönen Mann gehalten, in der Uniform sah er schon stattlich genug aus, plötzlich ohne Arme oder ohne Beine ... Ein Krüppel, der sich nicht helfen, der

sich nicht mehr allein anziehen konnte, dem man bei seinen körperlichen Bedürfnissen behilflich sein, der gefüttert werden mußte. Scheußlich, grauenhaft, entsetzensvoll, solch' ein Mann! Aber auf der Heimreise, also ohne Zweifel außer Lebensgefahr.

Aber da stand ja noch etwas in diesem lakonischen und doch so schicksalsreichen Telegramme. Noch etwas .. Hauptmann Adolf tot ... Sie erinnert sich nicht an diesen Hauptmann Adolf. Während seines Besuches als Brautwerber war sie noch nicht auf Falkenstein, sie kennt keinen Hauptmann Adolf ... Wohl nur ein Bekannter aus der Garnison des Majors, dessen Todes man beiläufig gedenkt, weil man doch einmal telegraphiert hat, sagt sich das Mädchen.

Der Zufall will es, daß sie im Gang auf Würz stößt. Der ist gerade im Begriff, in die Küche zu gehen, den Leinsamenumschlag für den Baron zu wechseln, denn seit vierzehn Tagen behauptet der Baron, heißer Leinsamen sei das einzige Mittel, das ihm seine Schmerzen erträglich macht.

Sie, Würz?

Fräulein!

Würz redet das Mädchen nur noch per Fräulein an, seitdem sie sich Zudringlichkeiten und Vertraulichkeiten von seiner Seite, wie die Anrede mit ihrem Vornamen, ein für allemal in spitzem Tone verbeten und seitdem die Frau Major bestimmt hat, daß sie als Fräulein tituliert werden soll.

Was Neues?

Die Neugier leuchtet aus den Augen des Dieners.

Die Frau Major sagt, daß Sie den Inhalt dieses Telegramms zu gegebener Stunde dem Herren Baron beibringen sollen.

Zeigen Sie mal her!

Würz' Hand zittert, wie sie nach dem Telegramm greift.

Lesen Sie!

Schwerverwundet ... schade, schade um den Major, dachte mir's aber gleich, Fräulein, bei den Fünfundsiebzigern der Franzosen kommt uns keiner heil zurück, Fräulein! Die feindliche Feldartillerie ist uns eben überlegen. Man darf es nicht laut sagen, Fräulein, aber unter uns, in Deutschland weiß das schon jedes Kind!

So ...

Und dann ... Hauptmann Adolf tot ... Schade um den, war ein scharmanter Bursch, Fräulein, und so musikalisch, so musikalisch, so entzückend musikalisch. Der konnte Ihnen auf dem Flügel phantasieren, Fräulein, daß einem die Tränen in die Augen kamen.

Sie kennen den Hauptmann Adolf?

Ob ich den kenne, Fräulein! Ist einmal im Manöver auf Falkenstein gewesen, vor ein paar Jahren, Fräulein, als Sie noch nicht die Ehre hatten, in freiherrlichen Diensten zu stehen.

So ... und was wissen Sie noch von diesem Hauptmann Adolf?

Das Mädchen ist auf das äußerste gespannt, mit echt weiblichem Spürsinn wittert sie einen interessanten Zusammenhang zwischen dem unerklärlichen Zustand der Frau Major und dem Tode dieses ihr unbekannten Hauptmann Adolf.

Sie ist in ihren Mußestunden eine eifrige Romanleserin, und der alte Satz, daß in jedem vornehmen Hause ein Gespenst umgeht, ist ihr schon in Fleisch und Blut übergegangen.

Deshalb fragt sie noch einmal:

Und sonst wissen Sie nichts von diesem mysteriösen Hauptmann Adolf, Würz?

Warum nennen Sie ihn mysteriös, Fräulein?

Ich habe meine guten Gründe, Würz, ihn mysteriös zu nennen, erwidert das Mädchen und lächelt ganz geheimnisvoll.

Und Würz, dem nichts darüber geht, sich interessant zu machen, der wie alle alten und gewandten Diener über Figaro-Eigenschaften verfügt, erwidert in noch geheimnisvollerem Tone, als das Mädchen zu fragen imstande war:

Ja, ja, Fräulein, das ist eine romantische Geschichte, man munkelte doch damals allerhand auf Falkenstein, als dieser Hauptmann Adolf hier im Quartier lag.

Im Zusammenhang mit der Frau Major, Würz?

Freilich, im Zusammenhang mit der Frau Major. Wir alle waren der Ansicht, daß er um ihre Hand anhalten würde, die Bank unter der Silberesche am großen Schwanenweiher draußen im Parke, die könnte was erzählen, Fräulein, wenn Bänke eben erzählen könnten. Und nun hat sich das Fräulein plötzlich mit dem Major und nicht mit dem Herren Oberleutnant verlobt, obwohl doch der Major reichlich zwanzig Jahre älter als sie ist und der Herr Oberleutnant doch viel besser zu ihr gepaßt hätte. Zahlungsschwierigkeiten, meinte der Jude in der Kreisstadt, Fräulein, und lächelte dabei so perfid, als ob er ein Engländer und nicht ein Hebräer sei.

Machen Sie keine dummen Witze, Würz!

Ich mache keine dummen Witze, Fräulein, es ist mein heiliger Ernst. Ein Engländer ist heute schlimmer als zehn Hebräer. Er ist ein Krämer, wie Sie im ganzen Orient keinen zweiten finden können. Jawohl, mein Fräulein, das steht schwarz auf weiß in der „Ostpreußischen". Aber Sie lesen ja keine Zeitungen, wenn Sie Zeitungen läsen, dann wüßten Sie das, Sie lesen ja nur Romane, trotz der hochpolitischen Zeiten nur Romane ...

Das Mädchen hört gar nicht mehr hin.

Jetzt ist ja alles klar, sagt sie in halblautem Tone, alles, alles klar!

Also der Tod des Hauptmanns Adolf und nicht die schwere Verwundung des Majors hatte diesen Eindruck auf

die Gnädige gemacht. Auch hier war ein Gespenst im Hause, wie überall.

Der Leinsamen ist heiß genug, ertönt da die Stimme der Köchin aus der Küche.

Ich komme sofort.

Würz folgt dem Rufe und das Mädchen wiederholt sich noch einmal, ehe sie in der Gesindestube verschwindet:

Ach so ... ach so ...

Dort erzählt sie den anderen, jeder natürlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, das große Geheimnis.

X.

Vor dem ersten, flackernden Kaminfeuer des Herbstes, das man heute auf der Diele des Herrenhauses angezündet hat, sitzt der Baron und wartet ungeduldig auf seinen Leinsamenumschlag. Er ist im Schlafrock, die lange Pfeife lehnt neben dem Sessel, auf den er gebannt ist. Jetzt hat er sich des Schuhes und des Strumpfes an seinem linken Fuße entledigt und hält den Störenfried, der ihm solche Schmerzen bereitet, autschend zwischen beiden Händen. Der Knöchel, um den Würz den schmerzstillenden, heißen Brei legen soll, ist hochgeschwollen.

Wo bleibt denn der Kerl?

Ungeduldig sieht der Baron nach der Uhr, die eintönig auf dem Kamin Minute zu Minute tickt.

Fünf Minuten ist er jetzt schon wieder weg! Muß sich wieder einmal mit einer der Mägde verschwatzt haben, der Kerl!

Unwillig greift der Baron nach der Zeitung. Einen Moment vergißt er die Schmerzen in seinem Knöchel, er

stellt den Fuß unsanfter, als er es selber wohl annahm, auf den Teppich der Diele und fährt gleich wieder mit einem lauten „Himmel, Herrgott, Sakrament“ in die Höhe.

Und jetzt studiert er, den Zwicker auf der Nase, das Wirballener Kreisblatt, das er heute schon fünfmal durchgelesen, dessen Inhalt er nachgerade auswendig weiß.

Aber noch einmal liest er voll Wohlbehagen:

Großer Sieg über die Russen. Hindenburg macht achtzigtausend Gefangene. Der Baron schmunzelt. Er denkt nicht weiter darüber nach, daß dort noch anderthalb Millionen in der Reserve stehen und daß Rußlands Menschenquellen unerschöpfliche sind. Daß Sibirien hundertmal so groß ist als Ostpreußen, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Im Kreisblatt steht es schwarz auf weiß gedruckt, daß Hindenburg achtzigtausend Russen gefangen genommen hat. Das Kreisblatt lügt nicht, das weiß es, das ist sicher wie das Amen in der Kirche und das ist und bleibt die Hauptsache, der Glaube, den man an seine Sache hat, und daß das Kreisblatt aus Wirballen diesen Glauben bekräftigt.

Der Baron ist glücklich, in gehobener Stimmung, achtzigtausend Russen, ein ganzes Ende. Die Gefangenenlager in Deutschland werden bald keinen Raum mehr bieten, die Leute auf dem Lande jammern zwar über die Teuerung, der Zentner Erbsen ist auf fünfundvierzig Mark gestiegen und das Mehl wird mit Kartoffeln gemischt. Was verschlägt's? Achtzigtausend Russen! Wir haben Platz und Brot genug für sie in Deutschland, denkt der Baron, mag England die Häfen verschließen und die Einfuhr von den Meeren unterbinden, wir haben Brot genug. Die Ernte war ausgezeichnet, auch für achtzigtausend Russen! Daß in Sibirien weniger Brot, aber vielmehr Platz als in Deutschland ist, darüber denkt der Baron weiter nicht nach. Wozu auch? Hindenburg hat sie und das ist doch schließlich die Hauptsache. Achtzigtausend Russen!

Er ist ganz vergnügt. Er faßt den Stock, den er an den Pfeiler des Kamins gelehnt hat, und stellt den Versuch an, auf dem kranken Fuß zu humpeln.

Autsch, autsch, autsch...

Aber seine Willenskraft und das Vergnügen, das er über die achtzigtausend Russen empfindet, treiben ihn vorwärts. Drüben an der anderen Wand der Diele hängt eine Karte des östlichen Kriegsschauplatzes. Die will er studieren, er will sich ein Bild davon machen, wo der große Hindenburg die achtzigtausend Russen gefangen genommen hat, er, der schon dreimal so viel Russen... Moskowiter, sagt der Förster mit Vorliebe... in die masurischen Seen getrieben und das wackere Ostpreußen gesäubert hat...

Autsch, autsch, autsch...

Der Baron steht vor der Karte. Er studiert: Lodz, Warschau... richtig, die Weichsel und die Warte... Thorn, eiwei, Thorn... Wenn die Russen nach Thorn kämen! Der Baron lächelt nur bei diesem Gedanken, davon ist ja nie die Rede, Hindenburg treibt sie einfach in die Seen, und wenn keine Seen da sind, dann treibt er sie eben wo anders hin! Man muß sich nur auf Hindenburg verlassen!

Der Förster, das war ein Kerl. Über sechzig wie er, hatte er den Feldzug anno siebenzig als blutjunger Bursche mitgemacht, hatte aber noch kein Podagra und keinen Gichtfluß, stellte noch seinen Mann beim Schoppen und beim Skat, wie damals bei St. Privat, wo der Baron durch einen wohlgezielten Revolverschuß seinem späteren Förster das Leben gerettet hatte. Das war ein Kerl, der Förster, und ihm hatte der Arzt aus der Kreisstadt jeden Tropfen Alkohol verboten.

Von St. Privat datierte ihre Freundschaft, so was wie ein Blutbund. Das waren noch Zeiten, die Tage des dritten Napoleon und St. Privat! Da klatschte Frankreich zusammen unter deutschen Hieben, wie es heute hätte zusammenklatschen sollen, wenn England nicht gewesen wäre,

das perfide Albion, und dieses ruchlose Belgien, das Seiner Majestät den Durchmarsch verweigert.

Bei dem Gedanken an Ostpreußen ballt der Baron die Hand zur Faust. Er stampft mit dem Fuß auf die Erde.

Autsch, autsch, autsch ...

Da tritt Würz ein, den dampfenden Leinsamen in einem Tuche.

Aber was machen denn der Herr Baron? Der Herr Baron wissen doch, daß der Herr Baron unter keinen Umständen aufstehen dürfen, auch noch mit dem unverbundenen Fuße, unter gar keinen Umständen.

Schön, Würz.

Wenn der Baron vor einem im ganzen Hause Respekt hat, dann ist es das alte Faktotum, das ihn zu behandeln versteht. Deshalb läßt er sich jetzt auch von Würz wie ein kleines Kind an der Hand nehmen und nach dem Lehnstuhl zurückgeleiten.

So, setzen sich der Herr Baron erst einmal richtig hin ..

Autsch, autsch, autsch ...

Wird schon gehen, Herr Baron ... so ... so ... so ... Und jetzt heiß, recht heiß, die Hitze ist die Hauptsache, sagt der Herr Sanitätsrat, die Hitze nimmt allein die Schmerzen, Herr Baron. So legen Sie bitte den Fuß hoch!

Würz schiebt einen Stuhl unter das Bein des Barons. Dann legt er den siedend heißen Leinsamenumschlag um den Knöchel.

Zum Donnerkeil! Sie wollen mich wohl lebendigen Leibes schmorren, Würz, wie die Kosaken die Einwohner von Schmalkallen, hören Sie, zum Donnerkeil!

Würz bleibt fest. Er preßt den Umschlag nur noch enger um den Knöchel und versichert:

Die Hitze tut alles, Herr Baron, glauben Sie mir, die Hitze. Ich hatte nur das eine Bedenken, daß es am Ende nicht heiß genug sein könnte ...

Daß Sie der Deiwel, Würz ...

Wenn Sie mich so schlecht behandeln, Herr Baron...

Was ist, wenn ich Sie so schlecht behandle, was soll das heißen, Würz?

Würz kennt seinen Herrn. Die Neugier ist die hervorragendste Eigenschaft seines Alters, sie wird nur noch von seinem krankhaften Egoismus übertroffen. Deshalb lächelt Würz ganz verschmitzt, als ob er dem Baron Gott weiß was für eine Freudenbotschaft zu überbringen hätte.

Was ist also los, Würz?

Würz zögert absichtlich noch einen Moment, um die Ungeduld des Barons auf das höchste steigen zu lassen, ehe er sagt:

Wir haben direkte Nachrichten von dem westlichen Kriegsschauplatz, Herr Baron.

Der Baron reißt die Augen weit auf, es hat den Anschein, als wolle er Würz die Worte aus dem Munde herausziehen.

Ein Sieg, Würz, ein großer, ein definitiver, ein entscheidender Sieg über die Franzosen, Würz, das kann doch nur die einzige Nachricht vom westlichen Kriegsschauplatze sein.

Wie ein Figaro lächelt Würz.

Persönliche Nachrichten, Herr Baron, eine Depesche, die die Frau Major soeben erhalten hat.

Also Nachrichten von meinem Schwiegersohn, Würz?

Stimmt, Herr Baron.

Gute Nachrichten?

Nach meinem Dafürhalten nicht die schlimmsten, Herr Baron.

Gott sei Dank, geben Sie her!

Noch einmal zögert Würz.

Vielleicht ist es besser, meint er, wenn ich es dem Herren Baron in umgekehrter Reihenfolge sage, damit sich der Herr Baron nicht erschrecken.

Was soll das heißen, in umgekehrter Reihenfolge, Würz?

Ich meinte nur, Herr Baron, das Gleichgiltige zuerst und zuletzt das vielleicht weniger Angenehme.

Wie Sie doch den Zustand meiner Nerven zu würdigen wissen, Würz!

Ja, nicht wahr, Herr Baron?

Würz lächelt befriedigt.

Erinnern sich der Herr Baron vielleicht an einen Herren Hauptmann Adolf, der damals noch Oberleutnant war?

Wer war das gleich, Würz?

Ein Herr, der vor ein paar Jahren auf Falkenstein während der Manöver im Quartier lag, und ...

Würz zögert.

Reden Sie nur in Ruhe weiter, Würz.

Und der, wenn ich nicht irre, damals dem gnädigen Fräulein ...

Richtig, so ganz dunkel erinnere ich mich jetzt, Würz, richtig, es war ein blonder, nicht wahr, mit einem kurzgeschnittenen Schnurrbart ...

Würz lächelt mitleidig.

Den tragen die Herren doch jetzt alle, Herr Baron, seitdem Seine Majestät sich den Bart an einer Zigarette verbrannt haben.

Wahr, wahr, Würz, also was ist mit dem, wie sagten Sie gleich, Rudolf, Würz ...

Nein, Adolf, Herr Baron ...

Also meintswegen Adolf ...

Er ist gefallen, tot, heißt es in dem Telegramm, Herr Baron!

Der arme Junge! Aber es fallen doch heutzutage so viele, mein bester Würz, es fallen jeden Tag ein paar Tausend, da ist doch weiter nichts dabei ... Und ...

Nein, weiter dabei ist ja auch eigentlich nichts. Herr Baron, es fallen doch jeden Tag ein paar Tausend, da ist freilich nichts weiter dabei ... Und ...

Und mein Schwiegersohn, Herr Major von Berkersburg?

Der Herr Major befindet sich auf der Heimreise, Herr Baron!

Auf der Heimreise, das ist ja ganz famos, Würz, dann hätten wir ja endlich zusammen mit dem Förster unseren dritten Mann zum Skat, der Pastor Müller aus Wirballen spielt doch unter aller Kanone und er ist bald ganz taub ...

Ja, aber ...

Was denn nun schon wieder, ja aber, Würz? poltert der Baron.

Es steht doch noch etwas in dem Telegramm, entschuldigt sich der, indem er beinahe schon bereut, die Mitteilung in dieser Form übermittelt zu haben.

Was denn noch? Der Baron ist ganz ärgerlich. Wenn der Major heimkommt und er einen dritten Mann zum Skat hat, das ist denn doch für ihn die Hauptsache. Was kann denn sonst noch in diesem dummen Telegramm stehen? Er hat ganz vergessen, daß das Telegramm vom Kriegsschauplatz kommt.

In dem Telegramm steht noch, daß der Herr Major verwundet sind, sogar schwerverwundet, Herr Baron!

Und ist schon auf der Heimreise, wie soll ich mir das zusammenreimen, Mensch?

Das weiß ich doch nicht, Herr Baron ... Der Herr Major könnten doch einen Arm oder ein Bein verloren haben, das nennt man doch schwerverwundet.

Der Baron kratzt sich hinter den Ohren.

Das könnte schon der Fall sein, denkt er im Stillen, ganz so unrecht hat dieser Würz entschieden nicht ... und wenn ... einen Arm ... hoffentlich nur einen ...

Der Baron will seine Gedankenreihe gar nicht zu Ende denken. Deshalb sagt er in aller Gelassenheit:

Ich meine, wir müssen das in aller Ruhe abwarten, Würz, wenn er sich auf der Heimreise befindet, dann kann die Sache doch nicht mehr ... freilich ... freilich ... man hat ja allerhand ... freilich, freilich ... Der Leinsamen leistet wirklich ganz vorzügliche Dienste, ich bin sehr zufrieden mit dem Leinsamen ... sehr zufrieden ... Halten Sie mir meine Pfeife ... die ist natürlich wieder ausgegangen.

So, Herr Baron!

Nee, mit dem Fidibus, mein Bester, wie das bei mir Sitte ist! Sie wissen doch!

Freilich, Herr Baron!

Würz zündet dem Baron die lange Pfeife an.

Der Varinas II. ist doch der beste! Warten wir es in Gottesnamen ab, Würz!

XI.

Ein Schatten seiner selbst erscheint ein paar Tage später der Major auf der Schwelle des Herrenhauses von Falkenstein. Würz, das alte Faktotum, hat es sich nicht nehmen lassen, die Eingangstür mit einem Kranze aus Fichtenzweigen zu schmücken, denn das Eichenlaub in den Wäldern um Wirballen ist schon dürr und braun geworden. Das Wort Seiner Majestät: „Ehe die Blätter von den Bäumen fallen, sind wir alle wieder im lieben deutschen Vaterland“, hat sich also nicht erfüllt. Aber trotzdem hat Würz das schwarz-weiß-rote Fahnentuch um die Pfeiler der Tür geschlungen und auf einem Pappschilde steht da zu lesen: Herzliches Willkommen dem heimkehrenden Sieger!

Ein müdes Lächeln tritt in das aschfahle und abgemagerte Gesicht des Majors, wie er das Schild erblickt und

die wohlgemeinten Worte des treuen Dieners seines Schwiegervaters liest.

So also sieht ein Sieger aus, fährt es durch seinen armen Kopf, der die größte Mühe hat, seine Gedanken zusammenzusuchen. Die Wunde im Rücken, die immer noch nicht heilen will, ist es ja nicht allein, sie ist nicht alles, was der Major vom Felde der Ehre mit heimgebracht hat. Die Nerven sind es, die von den fürchterlichen Erlebnissen, der Schlacht im Walde hinter Troyon und den Straßenkämpfen in den Gassen Roseys, verzerrten und zerrissenen Nerven, die einen üblen Gast, der dem langsam schleichenden Wahnsinn verzweifelt ähnlich sieht, in sein Gehirn gerufen haben.

Im Traume hört er Kanonendonner, im Wachen sieht er Blut, ein wallender und triefender Schleier, ein Purpurvorhang, hat sich seit Wochen ausgebreitet vor seinen Augen. Nur mit Mühe vermag er die paar Bissen zu schlucken, die er zur Erhaltung seines Lebens nötig hat, denn auch diese Bissen sind getaucht in heißes, rinnendes, dampfendes Blut.

Und bei dem geringsten Anlaß weint er wie ein Kind. Sie kommen ganz von selbst, diese Weinkrämpfe, ohne daß ein Mensch sagen könnte, woher und warum. Sie überfallen den Major wie Räuber und Mörder aus dem Hinterhalte, sie zerren an seinem armen Herzen und an seiner kranken Seele, bis die Tränenflut sein Gesicht benetzt und er vor lauter Schwäche nicht einmal mehr zu schluchzen imstande ist. Es hat den Anschein, als seien die Tränen der Weiber und Kinder von Rosey, deren Hütten und Scheuern sein Befehl in Brand stecken hieß, aufbewahrt und gesammelt für seine eigenen Augen, die so viel des Furchtbaren schauen mußten, und es ist, als sei dieses ganzen Krieges Leid und Grausamkeit und Schmach dazu bestimmt, von ihm noch einmal durchkostet zu werden, von ihm, der hinauszog ins Feld, ein Wissender unter tausenden von Toren, über den jetzt die Tage des Gerichtes Gottes, die Tage von Rosey, hereingebrochen sind.

Bei dem Anblick, den der heimkehrende Major bietet, verstummt der Gruß auf den Lippen des alten Dieners, erstirbt der Scherz im Munde des gichtigen Barons, schweigen die neugierigen Fragen der Haushälterin und der Mägde, die diese schon in Bereitschaft hatten. Sein Aussehen sagt alles! Die Neugier und das Interesse weichen dem Schrecken und Erbarmen. Nur in den Augen einer flammt ein unauslöschliches Feuer, ein verzehrendes, ein prüfendes und läuterndes! Sie will die Wahrheit wissen um jeden Preis, und diese eine ist Melanie!

Aber der Major spricht fast kein Wort. Nur selten kommen abgerissene und dann ganz gleichgiltige Sätze aus seinem Munde. Gleich nach seiner Ankunft hat man ihn in sein Zimmer geleitet; das heißt Würz und noch ein anderer der Diener haben ihn die Treppe hinaufgetragen und dort in seinem Zimmer auf das Lager niedergelegt, nachdem der Krankenwärter, der ihn auf der Heimreise begleitete, die von dem Stabsarzte mitgegebenen Anordnungen pflichtgemäß übermittelt hatte. Und dieses sein Zimmer verläßt der Major nicht.

Der erste Besuch, den er am folgenden Morgen empfängt, ist der des Sanitätsrates aus der nahen Kreisstadt. Der bestätigt dem Baron und Melanie, was er schon schriftlich aus dem Krankheitsbericht des Stabsarztes erfahren hat: Einen schweren Nervenchoc, von dem man noch nicht sagen kann, wohin er führen wird, und die schlecht heilende Wunde im Rücken mit Verletzung der Wirbelsäule, aus der sich wohl langsam eine Tabes entwickeln wird. Er macht dem Schwiegervater und der Gattin gegenüber aus dem aller Wahrscheinlichkeit nach Bevorstehenden kein Hehl.

Der gichtige Baron ist viel zu egoistisch, als daß er sich über die Krankheiten anderer Leute noch viel Kopfzerbrechen machen könnte, und Melanie nimmt die Prognose des Sanitätsrates mit einer Fassung hin, die auf den alten Mediziner wie eine kalte Douche wirkt.

Er geht mit ein paar höflichen Worten und verspricht, am kommenden Tage eine Pflegerin aus dem städtischen Krankenhaus auf das Gut zu schicken, da er bei der beschränkten Bewegungsfähigkeit des Patienten die Anwesenheit einer solchen für unbedingt erforderlich hält.

Der Baron und Melanie sind einverstanden.

Noch einmal schüttelt der Sanitätsrat seinen weißen Kopf. Kein Wort aus dem Munde der jungen Frau, daß sie eventuell bereit sei, auch ihre Dienste in dem Krankenzimmer des Gemahls zu leisten, kein solches Wort in diesen Tagen, da sich in jeder deutschen Stadt tausende von Frauen und Mädchen aus allen Schichten der Bevölkerung dazu drängten, gleichgiltigen, ja sogar feindlichen Verwundeten ein vollgerüttelt Maß von Liebe entgegenzubringen. Und aus dem Munde dieser Frau kein einziges solches Wort! Und doch handelte es sich hier um den eigenen Gemahl!

Auf der Diele des Herrenhauses, bei einer Flasche Bordeaux und einer Zigarre hat der Sanitätsrat noch eine lange Unterredung mit dem Schwiegervater und der Frau des Patienten gehabt, eine Unterredung, die von seiten des Barons nur allzuhäufig durch Fragen wegen seines eigenen Gesundheitszustandes unterbrochen wurde, so daß der alte Mann ganz nervös geworden ist und sich jetzt freut, wieder in seinem Wagen zu sitzen und in die Stadt zurückfahren zu können.

Zum Teufel auch, brummt er vor sich hin, so was von Kaltschnauzigkeit ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen.

Schwester Ursula vom städtischen Krankenhaus stellt sich pünktlich am folgenden Morgen ein. Der Patient hat eine schlechte Nacht hinter sich, von Frühstück keine Rede, die Wunde schmerzt mehr denn je, er wimmert nach einer Morphiumspritze, die ihm die Schwester endlich nach langem Hin und Her verabreicht. Unter dem schmerzstillenden Einfluß des wundersamen und barmherzigen Narkotikons be-

ruhigt er sich ein wenig. Er ist sogar dazu imstande, ein paar Schluck schwarzen Kaffee zu sich zu nehmen und einige Worte zu sprechen.

Rufen Sie meine Frau, Schwester!

Wenn es den Herren Major nicht zu sehr aufregt, wendet die Schwester ein.

Aber schon bereut sie, diesen Einwand gemacht zu haben. Verräterisch zuckt es um die Lippen des Majors. Das Weinen, vor dem der Sanitätsrat sie gestern bei ihrer Unterredung noch ausdrücklich gewarnt hat, die Erschütterung, die diese Nerven über kurz oder lang nach der Meinung des erfahrenen Mediziners völlig zu Grunde richten kann!

Und noch einmal kommt es von den Lippen des Majors, diesmal wie die Bitte eines Kindes mit schmerzdurchwühlter, schon von Tränen untermischter Stimme:

Rufen Sie meine Frau, Schwester!

Da verläßt die Schwester wortlos das Krankenzimmer, um dem Wunsche ihres Patienten nachzukommen.

Der Major, dessen Fahrstuhl Schwester Ursula in die Nähe des Fensters gerückt hat, starrt in den herbstlichen und blätterberaubten Park von Falkenstein.

Blutrot steigt es da schon wieder empor vor seinen Blicken: Brennende Dörfer in lohenden Flammen, rinnender Saft aus klaffenden Wunden, für die es keinen Verschluß mehr gibt, Wunden von Hunderten, von Tausenden, von Zehn- und Hunderttausenden, die den Boden Flanderns, Frankreichs und Polens mit unauslöschlichen Flecken gefärbt haben, die kein Forum der Weltgeschichte je in Äonen aus dem Schuldbuche des Veranlassers solcher Greuel zu tilgen vermag.

Aus diesen purpurroten Träumen schreckt der Major plötzlich empor. Die Tür wird geöffnet, ein Schatten huscht über die Schwelle, ein schwarzer Schatten im ernsten Trauergewande, schwarz wie das Grab ... er könnte an die Grube neben der Kirche in Rosey erinnern, in der der junge

Bugnon und der alte Curé versanken, aber das Auge des Majors, der, die Mistgabel im Rücken, neben dem großen Komposthaufen des Gehöftes lag, sah diese Grube ja nicht!

Fassungslos starrt der Kranke die Frau an, seine Frau, einst vor langen Monden seine Frau, die dort eine Fremde, der Rache furchtbare Göttin will es ihn bedünken, wie die Parze der Griechen, in sein Leidenszimmer tritt.

Und momentan kommt ihm die Erkenntnis.

Verständnis, Verzeihung von dieser nimmermehr!

Die Schwester folgt Melanie auf dem Fuße.

Wie des Mondes milder Glanz neben des Nordlichts blutigem Scheine, so wirkt auf den Major die Erscheinung der Schwester neben der schicksalbringenden Melanies.

Ganz Güte und Liebe ist die Schwester, ohne Verstehen, Botin des letzten Gerichtes die schwarze Frau!

Der Major fühlt das. Er möchte sich an die Schwester klammern, möchte sie um keinen Preis aus dem Zimmer lassen und dennoch kommt es wie ein Unheilbringendes von seinen Lippen:

Ich will mit meiner Frau allein sein, Schwester Ursula.

Bejahend senkt die Schwester den Kopf. Sie tritt noch einmal an den Stuhl des Kranken, prüft seine Kissen, rückt ihm das Tischchen näher, auf dem ein Glas mit frischem Zitronenwasser steht und fragt mit ihrer sanften Stimme:

Haben der Herr Major noch einen Wunsch?

Und unter dem Blicke der schwarzen Frau erwidert er, muß er erwidern, obwohl er sich an der Schwester Lichterscheinung festklammern möchte:

Nein, Schwester Ursula, lassen Sie mich mit meiner Frau allein.

Und so verläßt die Schwester das Zimmer.

Seit jenem Abschied aus der Garnisonsstadt stehen sich jetzt Melanie und der Major zum erstenmale wieder unter vier Augen einander gegenüber.

Durch die Scheiben des Fensters fällt des Herbstes fahles Licht auf ihre überschlanke und große Gestalt. Vor Jahren hat er einmal auf der Bühne die Antigone des Sophokles gesehen. War sie der ähnlich?

Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!

War sie der ähnlich?

Doch nein!

Ein anderer Zug lagerte um diese festgeschlossenen Lippen, auf denen das Mitleid mit ihm nimmer zu thronen vermochte. Auch die Lady Macbeth, auch die Phädra, auch die Judith, die im Zelte das Haupt des Holofernes von dem lebenden Rumpfe stahl und es Israel als Trophäe der Befreiung brachte, sahen aus wie diese da!

Tiefe Stille herrscht zwischen den beiden. Die Uhr an der Wand tickt Minute zu Minute. Keines gönnt dem anderen das erste Wort.

Melanie ist dicht an das Fenster getreten. Fast wendet sie dem Major den Rücken. Sie trommelt nervös wider die Scheiben und endlich versteigt sie sich zu der Frage:

Warum hast Du mich rufen lassen?

Keine Anrede, nicht einmal seinen Vornamen, nichts, nichts, als das gewohnheitsmäßige Du, an dem sie nach seinem Empfinden auch schon würgen muß.

Um wen trauerst Du, Melanie?

Seine Frage klingt hart.

Sie empfindet das wohl. Aber ihre Antwort klingt noch härter, ihre Worte sind wie aus Stahl gehämmert. Der Krieg und seine Schrecken haben Mitleid und Erbarmen in ihrer Brust erdrosselt, das fühlt der Major bei ihren kalten Worten:

Ich trauere um Adolf!

Um Deinen Geliebten?

Um den, der mir vor allen auf Erden teuer war!

Um Deinen Geliebten?

Sie lächelt voll tötlicher Verachtung. Und er fühlt sich viel zu schwach, um weiter in sie zu dringen. Die Tränen steigen schon wieder aus der Brust herauf, sie würgen ihm an der Kehle und der blutige und lohende Flammenteppich von Troyon und Rosey breitet sich wieder vor seinen Augen aus.

Es ist gut, gehe, sagt er mit matter Stimme.

Und ohne daß es zwischen den beiden zu einer Aussprache gekommen, verläßt Melanie, sich nicht mehr nach dem Major umblickend, das Zimmer.

XII.

Das Furchtbarste für den Major sind die Nächte, diese langen, schleichenden, schlaflosen Nächte des seiner Vollendung entgegenschreitenden Herbstes, wenn der Wind klagend an den Fensterläden von Falkenstein rüttelt und die nimmer heilende Wunde seines Rückens brennt. Gegen zehn bringt die Schwester Ursula den Kranken zu Bett. An jedem Abend fragt sie mit der gleichen Freundlichkeit und Milde nach seinen Wünschen, an jedem Abend versichert der Major, daß er nichts mehr nötig habe und so verschwindet sie in der Tür des Nebenzimmers und begibt sich selbst zur Ruhe.

Dann nimmt es seinen Anfang, das unablässige Ticken der Uhr, das Minute zu Minute schafft, ohne daß er dazu imstande ist, auch nur eine Viertelstunde des erquickenden Schlafes zu finden. Regen, umdrehen, sich von der einen auf die andere Seite werfen, das vermag der Major nicht in seinem Bette, denn jede Wendung erinnert ihn daran, daß der Zinken der Mistgabel in dem auf seinen Befehl niedergebrannten Rosey achtundvierzig Stunden lang in seinem Fleische steckte, daß die Wirbelsäule verletzt ist und daß sich

die Wunde trotz aller Bemühungen der Ärzte nimmer schließen will.

So liegt der Major regungslos und dann kommen die Bilder!

Es sind nicht die Träume und nicht die Fieberphantasien eines Schwerkranken, die sich da einstellen, es sind wirkliche, wahre, gräßliche Bilder, die sich eingekrampft haben mit den Krallen des über Menschenvermögen gehenden Erlebnisses in das Gehirn dessen, der zuviel von dem Jammer dieser Welt gesehen, von dem selbst geschaffenen Jammer, für den es auch vor dem Throne Gottes, des Allgütigen, nach logischen Schlüssen eines unerbittlichen Verstandes kein Verzeihen geben kann.

Bilder ... Bilder ... Bilder ...

Der Bahnhof der alten Garnison! Die Scharen der Abschiednehmenden, der Händeschüttelnden, der mit Blumen und Eichenlaub Geschmückten, der Singenden, der Johlenden, Trinkenden und Rauchenden, die davonfuhren und geleiteten, als ob es zum Tanze ginge! Die langen Kolonnen der alten Mannschaften, die Trupps der Neueingekleideten, der Rekruten vom vorigen Herbste, ein unabsehbarer Zug von Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden ... das alles steht vor den sorgsam spähenden Augen des auf sein Schmerzenslager gebannten Majors!

Wie sie dahingefahren waren an die Grenze, durch Luxemburg und Belgien gestürmt nach Nordfrankreich, als sollte sich des Sieges Füllhorn zu ihnen neigen in wenigen Wochen! Nur eine Herde Schlachtvieh war es in Wahrheit gewesen, Futter für die unerbittlichen Kanonen der französischen Feldartillerie, Zielscheibe für die Kolosse der an der Küste lauernden englischen Panzerschiffe, Füllsel, das die tiefen Schützengräben in den weiten Ebenen der flandrischen und französischen Flußläufe bis zum Rande erklomm und mit endlosen Schichten von Leichenhaufen deckte.

Blutbesudelt dehnt es sich vor den Augen des schlaflosen Majors, das flache Land von den in die Luft geflogenen Panzertürmen Lüttichs bis zu des Meeres von ruhelosen Wogen gepeitschter Küste, wo die Dünen mit unersättlichem Durste tranken, was Deutschlands große Hoffnung und reiche Zukunft gewesen war.

Und über diesem weiten, von einer seltsamen Schicht weißen Pulverdampfes überlagerten Lande, dessen Kanäle und Flüsse purpurfarben geworden waren, der brennenden Städte, der rauchenden Dörfer lohender Flammenschein! Das fleißige und reiche Gebiet eine einzige glühende Esse, in der die Völker, einerlei, ob Freund oder Feind, lebendigen Leibes gebraten wurden.

Wie er so daliegt und vor sich hinstarrt und an all' das Vergangene denkt, glaubt er der Werkstatt Beelzebub's, des obersten der Teufel, entstiegen zu sein! Was stand aber von dem in der Schrift?

Darum ist er auch nicht erfunden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm!

Nicht erfunden in der Wahrheit!

Aber was hilft alles Grübeln, was nützt denn alles Denken, wozu all' dies sich immer und immer wieder Vertiefen in den grausigsten Stoff?

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Und er sah hier nichts als Bilder und Bilder, Bilder des Grausens, Bilder des Wahnsinns, gegen die er sich wehren und stemmen mochte, wie er wollte, die immer wieder kamen, in sein sich vergeblich vor ihnen verschließendes Gehirn. Am Tage und vor allem in diesen Nächten, weil er sie gesehen mit leibhaftigen Augen und weil es vor diesen Bildern nun kein Entrinnen mehr gab.

Europa im Kampfe gegen sich selber! Die Mutter den eigenen Leib zerfleischend, der diese alle geboren hatte!

Das war der Ursinn von allem, das war das Bild dieser Bilder, das sich aus zehntausenden von Mosaikplatten

zusammensetzte zu einem Kolossalgemälde des Wahnsinns und des Schreckens, zu einem Riesenpanorama von faszinierender Gewalt!

Die Welt aus ihren Fugen! Nie wieder gut zu machen! Beweinenswerter Irrtum. Die Welt aus ihren Fugen!

Das Meer lag voll Minen, an jeder Klippe lauerte der Tod, über jeden Hügel raste der Schrecken, in jedem Tale mähte das Verderben, wandelte der Schnitter mit dem fleischlosen Gesichte und den beinernen Armen und dengelte in kurzen Ruhepausen für die neue Mahd!

Europa und mit ihm die Welt aus den Fugen!

Giftige Worte des Hasses und des Aufruhrs über die Meere, durch Land und Land, von Volk zu Volk ...

Schlitzäugige losgelassen auf die weißen Brüder, Neger wie Bluthunde gehetzt auf das Edelwild der Erde, turbangeschmückte Krieger des Indus- und des Gangestales als Nachrichter der Gerechtigkeit, fanatische Bekenner des Islam dabei, das Werk des Fleißes und der abendländischen Kultur zu zerstören, die flatternde grüne Fahne und das Zeichen des siegenden Halbmonds zu ihren Häupten.

Bilder auf Bilder ... Was war das? War's Wahrheit? Die Welt aus den Fugen und die Sintflut des Noah, die aufs Neue hereingebrochen kam!

Im Namen Allahs des Allgewaltigen!

In seinem Namen die Welt aus den Fugen! Der heilige Krieg!

Horden der russischen Steppe, wie in den Tagen der Hunnen und der Magyaren, eine Heuschreckenwolke, die herangezogen kam vom fernsten Horizonte des Morgens, die sich niederläßt auf den blühenden Gefilden und von einer braunen Brandstatt wieder auffliegt.

Daß er mit diesen Schmerzen im Rücken dazu verdammt war, solches zu denken, es sich auszumalen in langen und endlosen Nächten, daß er hier die Ewigkeit zur Muße

hatte, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern!

Leise spricht der Major mit sich selber:

Was war das eigene kleine Schicksal gegen das Weltenelend, fragt er sich zum tausendstenmale, und dennoch war es nicht m e h r? Fühlte man das nicht stärker, grausiger als alles andere, das Gefecht im Walde hinter Troyon, Adolfs Rettung und die eigene, der Meuchelmord an dem Freunde, der Brand von Rosey, die Wunde, die er auf dem Bauernhof davongetragen, und endlich der Wunsch zu töten, der Wille zum Verrat!

Was war es gemessen an den Wehen, in denen heute die Erde lag, und dennoch, war es nicht m e h r?

Fing es nicht Anfang und Schluß der Katastrophe, in deren Gluten neue Welten geschmiedet wurden, die sich legte wie ein unzersprengbarer Ring aus Stahl um den Leib der Weltenkugel, auf wie in einem kleinen Spiegel und zeigte, was Beginn der Verbrechen im Großen wie im Kleinen war.

Neid, Eifersucht, Habgier, Mißgunst, Treulosigkeit, Verrat an dem Heiligsten, gebrochenes Wort, zerrissene Verträge, Wanken der Fundamente, auf denen einst der Menschheit erhabenster Tempel stand!

Die Lüge... hier wie dort die Lüge... Die Sünde wider den heiligen Geist, für die es auch nach dem großen Verzeiher keine Vergebung gab, so hier wie dort, im Schicksal Adolfs und in dem seinen, wie in dem Schicksal der Welt...

Götter der Rache über jenem und über ihm selber, wie Götter der Rache über Rosey und dieser Zeit!

Seine Wunde vergessend, fährt der Major jach vom Lager auf und schreit in namenlosen Qualen:

Götter der Rache über mir!

Durch das Dunkel seines Zimmers glühen zwei Augen, die er nicht bemerkt. Es sind die Augen Melanies, seines Weibes, die wie in jeder Nacht so auch in dieser, auf den

Zehen hereingeschlichen kam, die seine Träume belauscht, die sein Verbrechen ergründen will. Denn sie ahnt ein Verbrechen!

Götter der Rache in Gestalt seines eigenen Weibes über seinem Schmerzenslager!

Judith auf dem Lager des Holofernes, die lauscht und lauscht auf jeden Atemzug, auf jedes halblaut gedachte Wort, auf jede Bewegung, die sein Innerstes offenbaren könnte.

Und er ahnt es nicht!

Götter der Rache in seinem Krankenzimmer, wie einst von ihm selbst herbeigerufene über Rosey!

In heller Verzweiflung, den Angstschweiß auf der kalten Stirne, faltet der Major jetzt die Hände zum Gebet.

Er betet, er kann noch beten, fährt es da durch Melanies Kopf.

Kein Zucken seiner heißen Lippen, kein Krampfen seiner eiskalten Finger läßt sie aus den Augen.

Er kann noch beten!

Und sie stiehlt sein Gebet, wie er ihr einst ihre Liebe gestohlen hat.

Aug' um Auge, Zahn um Zahn ... der Wahrspruch dieser Entsetzen, Tod und Verderben säenden Tage, das Leitmotiv des Alten Bundes, ehe es noch eine Lehre von der Liebe und der Vergebung der Sünden gab!

Volk wider Volk! Bruder wider Bruder! Freund wider Freund! Weib wider Mann! Die Maxime dieser Zeit!

Gewalt über Recht!

Die Masse siegte, die am besten das Verderben speiende Maschine behielt zuguterletzt die Oberhand, die Bombe fiel, und die Stätten des Friedens und des Glaubens, der Treue und der Rechtschaffenheit, die einst der Menschheit Fundamente gewesen, in die Tausende seit Jahrhunderten zu beten kamen, gingen heute in Flammen der Vernichtung auf.

Sie stiehlt. Wie er selber gestohlen hat, so stiehlt auch sie die Schaubrote von dem Tische des Tempels, die Brote, die Gott allein gehörten, die Gedanken seines Herzens, das Geheimnis seiner schweren Schuld, das er nur dem Allwissenden und Allrichtenden offenbart!

Und vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!

So beben die eiskalten Lippen des Majors!

Meine Schuld an Adolf, der mich gerettet hat, Herr im Himmel, meine Todesschuld! Wille zum Mord ist auch schon Mord! Herr Gott im Himmel! Und vergib uns unsere Schuld, so wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!

Ächzend sinkt der Major in die Kissen zurück.

Das Wort entfloh, der Sinn hat keine Schwingen,
Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

Er glaubt ja nicht, er hat ja nie geglaubt, er hat nicht gebetet, nur bekannt.

Aug' um Auge, Zahn um Zahn!

Götter der Rache über seinem Schmerzenslager wie Götter der Rache über Rosey, die er durch seinen Befehl heraufbeschworen hat!

Lohe der Brandfackel vor seinen tränenden Augen in den Lüften. Was war es? Nicht zwei Augen voll Haß? In Wahrheit zwei Augen, die voll unerbittlicher, unauslöschlicher Feindschaft auf ihn gerichtet sind! Wars nicht die schwankende Gestalt einer Nemesis, die nun aus seinem Zimmer entschwand? War sie es nicht? War es ein Spuk?

Er will aufschreien, rufen will er nach Schwester Ursula, die soll ihn befreien von dem Alb, der seine Brust bedrückt, von dem Gespenst seiner Phantasie, das ihn narrt.

Von der Göttin der Rache, die ihn umschwebt!

Schwester Ursula soll kommen, sie soll Licht anzünden, sie soll ihre sanfte und kühle Hand auf seine Stirn legen ...

Aber ihm fehlt die Kraft des Entschlusses, um zu rufen. Er ist zu schwach, nicht physisch zu schwach, o nein, zu willensschwach. Die Schrecken der Schlachtfelder Flanderns und Nordfrankreichs, Troyon und Rosey, haben seine Flügel gelähmt, haben seine Natur gebrochen, die ihn einst eisern dünkte, haben ihn zum entnervten Greise oder, ach, schon wieder zum lallenden Kinde gemacht.

Wozu also ein Wort? Ausharren, leiden, leiden, leiden und dann sterben, wenn genug gelitten war, wenn er noch mehr gelitten hatte, er, der einst das Leiden über diese Erde trug!

Harren ... harren und nicht rufen ... bis der Morgen kam ...

Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

So liegt er, so starrt er an die Decke des Zimmers, bis der matten Herbstessonne Kreisel dort oben spielen werden, wenn der Morgen endlich kommt.

XIII.

Falkenstein brennt. Wie ein Gottesgericht ist es über den Gutshof des Barons gekommen mitten in tiefer Nacht. Es brennt wie Lüttich und Namur, Antwerpen, Mecheln und Löwen gebrannt haben, es brennt wie Lille, Arras, Maubeuge und Rosey. Im lohenden Scheine zeichnet sich das Entsetzensvolle am nächtlichen Horizonte der undurchdringlichen, von keinem Mondesstrahl erleuchteten Herbstnacht zusammen mit dem Scheine der von der Glut verzehrten umliegenden Dörfer und Gehöfte wieder.

Kosaken über Ostpreußen und Falkenstein!

Wimmernd kündet die Sturmglocke von der kleinen Kirche Wirballens das Unfaßbare.

Kosaken über Euch!

Horden aus den Niederungen von Don und Wolga, Tataren von den Grenzen Sibiriens, Roß und Reiter zusammengewachsen, Bronzefiguren aus einem Guß! Riemenpeitschen schwingen die Teufel in stählernen Händen und treiben das sinnlos gewordene Volk vor sich her... Flammenregen, Pech und Schwefel vom Himmel.

Kosaken über dem Land!

Durch den Forst von Eydtkuhnen nach der Landstraße von Gumbinnen wälzt sich der Heimatlosen trostloser Zug westwärts. Flieht vor der Heuschreckenwolke, die die grasreiche Steppe Podoliens und Wolhyniens gebar.

Es sind die Henkersknechte des Zaren, die hinter Euch her sind!

Geübte Diener des Blutgerichtes, die schon in Petersburg und Moskau, in Kiew und Odessa auf seinen Befehl am Werke gewesen.

Die Brandfackel im Lande! Kosaken über Euch!

Der Glaube an Väterchen und seine Kirche, der Fanatismus für das große und heilige Rußland blitzt aus diesen dunklen Augen.

Horden und Horden aus der Steppe über dem Land! Mann und Roß aus einem Guß!

Kreischend sind Knecht und Magd, Wirtschafterin und Diener aus Falkenstein entflohen. Melanies zierliches Kammerkätzchen, das immer neugierige, schleifte ein gelber Teufel in den Eydtkuhner Forst. In den Brombeerhecken ward sie seine willkommene Beute. Jetzt schläft sie den ewigen Schlaf mit durchschnittener Kehle. Opfer des großen, des heiligen Rußland im Namen des Zars!

Die Horde der Teufel treibt die Verdammten vor sich her. Wie Fackeln beleuchten brennende Gehöfte und Dörfer den Weg. Westwärts, westwärts... die Straße nach Gumbinnen und Insterburg durch den endlosen Eydtkuhner Forst... Blutrot der ganze Himmel, Feuerschein zwischen den Stämmen, endlos der Zug!

Rettung, Rettung, Rettung!

Flucht, Flucht, Flucht!

Gespanne der Bauern, Kinderwagen mit letzter Habe, Landkutschen der Junker, ein vergessenes Automobil, alles in buntem Durcheinander, und dazwischen die hundert und tausend, die zu Fuß wandern müssen, mit schmerzenden Sohlen und tränenden Augen, die der Rauch der für immer eingeäscherten Heimat beizt!

Kosaken hinter ihnen drein!

Hahü und haho ... im Namen des Zars!

Der alte Christian, der einst Melanie an der Bahnstation von Wirballen abholte, lenkt die Kutsche. Wie ein Rasender peitscht er auf die Trakehner, die im Dunkel des Waldes nicht vorwärts wollen, denen der lohende Feuerschein von Nah und Fern alle Vernunft geraubt.

Hahü und haho ... Kosaken hinterdrein ...

Hauen Sie auf die Pferde, Christian, um Gotteswillen, hauen Sie auf die Pferde, kreischt der gichtige Baron, die Kerls sind dicht hinter uns her!

Und wieder peischt der Kutscher, flucht und schreit.

Hahü und haho!

Kosaken über Euch!

Der Baron hat seine Gicht vergessen. Krampfhaft krallt er die Hand trotz der Schmerzen, die er gar nicht mehr zu fühlen imstande ist, auf der Brusttasche seines Rockes. Hier steckt das Portefeuille, in dem er die letzten Banknoten aus dem Feuerfesten in Falkenstein gerettet hat. Das Letzte, was ihm bleibt! Und wer konnte wissen, ob es morgen noch einen roten Heller galt?

Kosaken über ihm und seinem Volke! Hahü und haho!

Ihr gellender Ruf dringt durch die Stille des Forstes.

Prasseln, Krachen in der Ferne, ein Funkenmeer am nächtlichen Himmel wie ein Riesenfeuerwerk. Dörfer, die zusammenstürzen, Gehöfte, die in Rauch und Asche fallen, Besitz des Junkers, der so zäh festgehalten an dem seinen,

der den Bauer fast zu seinem Hörigen, den Lehrer zu dem Werkzeug seines Willens und seines Mundes zwang.

Heiliges Rußland und Kosaken über diesem!

Im Fond des sich langsam durch den tiefen Kot der Waldschneise sich voranarbeitenden Wagens liegt der Major. Kein Laut kommt über seine festgeschlossenen Lippen, Totenblässe deckt sein Angesicht, er liegt wie eine Leiche in den Kissen und durch sein Hirn zieht es in einem fort:

Götter der Rache über Rosey!

Man hat ja noch rechtzeitig Wind bekommen auf Falkenstein, ehe das Hahü und Haho der Rotte vor der Hofmauer des Herrenhauses ertönte, ehe der Feuerbrand in den Dachstuhl der Besitzung geflogen kam.

Die rauhen Hände der Knechte, die dann nach den vier Richtungen der Windrose vor den Russen fliehend zerstoben, haben den Todwunden aus dem Bette gehoben, die Treppe hinunter getragen und in die Kissen des Wagens gelegt. Schwester Ursula hat sich um ihn bemüht, aber gefruchtet hat diese Mühe nichts. Die Wunde brennt wie Feuer, wie Feuer der Hölle . . .

Hahü und haho! Kosaken über Euch nach dem Willen des Zars!

Etwas Entsetzliches muß geschehen sein, das fühlt der Major. Die noch immer nicht zugeheilte Wunde muß sich weiter und weiter geöffnet haben. Der Verband hat sich verschoben, der Knochen liegt bloß und jede Erschütterung des Wagens bereitet ihm namenlose Qualen. Aber kein Wort kommt von den Lippen des Majors. Er sieht nur die weitaufgerissenen, entsetzensvollen Augen des Barons, des gichtigen Jammerlappens, der auch noch in dieser Stunde, da er schon alles verloren, um sein kostbares Leben und um seinen letzten Besitz bangt, der mit heiseren Worten den Kutscher anfeuert, auf die Pferde zu hauen, die in dem Kote

der Waldschneise vor Angst und Schrecken, vor Mattigkeit und Qual nicht mehr voran wollen.

Der Baron erhebt sich von seinem Sitze. Er lehnt sich weit zum Wagenfenster hinaus, blickt nach rückwärts...

Sie sind uns auf den Fersen, schreit er, hauen Sie auf die Pferde, Christian!

Aber es waren nur Schatten der Birken- und Buchenzweige, die ihm inmitten der von der Feuerlohe erhellten Nacht das Spiel des Entsetzens vorgegaukelt haben.

Die Kosaken fallen in die Gehöfte ein und denken zunächst gar nicht an die Verfolgung. Sie kommen wie der Wespenschwarm des Sommers, der faulende Äpfel unter tragenden Bäumen erschnuppert hat.

Endlich kommt es von den Lippen des Barons:

Wo mag sie nur hin sein, Berkersburg?

Keine Antwort.

Die aufgerissene Wunde brennt, die Schmerzen rauben dem Major fast die Besinnung. Kein Wort!

Haben Sie denn keine Ahnung, Schwester Ursula?

Keine Ahnung, Herr Baron!

Entsetzlich, entsetzlich, wenn sie denen in die Hände fiele!

Das glaube ich nicht, Herr Baron!

Wieso glauben Sie das nicht, Schwester Ursula?

Weil ich der Ansicht bin, daß die Frau Major in Sicherheit ist.

Wieso sind Sie dieser Ansicht, Schwester Ursula? Sagen Sie es mir, damit ich wieder Ruhe finden kann!

Die Frau Major waren doch schon gestern fort, ehe man noch die geringste Kunde von dem Einmarsch der Russen in Wirballen hatte. Die Frau Major werden abgereist sein.

Bei diesen Worten der Schwester sind die Augen des Majors voll fieberhaften Glanzes auf das Gesicht der Sprechenden gerichtet, aber er sagt kein Wort.

Doch der Baron beharrt:

Sie wissen etwas Bestimmtes, Schwester Ursula, woraus schließen Sie, daß die Frau Major vorgestern von Wirballen abgereist ist, und wohin?

Schwester Ursula schweigt. Sie hat wohl bemerkt, daß der Major jedes ihrer Worte mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt, daß es den Anschein hat, als wolle er ihr die Antwort, die auch der Baron erwartet, von den Lippen reißen. Und sie ist der Überzeugung, daß es den Todesstoß für den Major bedeutet, wenn sie dem Baron diese Antwort gibt und nun der Major diese Antwort hört.

Und wieder beharrt der Baron, diesmal den weinerlichen Ton eines eigensinnigen Kindes in seiner Stimme:

Sie haben etwas Bestimmtes gehört, Schwester Ursula, Sie wissen, wo die Frau Major ist, Sie wissen, daß sie vorgestern von Wirballen abreiste, ohne von uns Abschied genommen zu haben. Spannen Sie uns doch nicht auf die Folter, Schwester Ursula!

Noch ist die Schwester unschlüssig, ob und was sie auf dieses Drängen erwidern soll.

Hahü und haho...

Entsetzt fährt der Baron in die Höhe.

Sind sie es, um Gotteswillen, sind sie es?

Aber es war nur Christian, der die Pferde anmunterte, die schon wieder in Schritt fallen und nicht voran wollen.

Reden Sie, Schwester Ursula!

Mit letzter Anstrengung, aber wie ein Befehl aus den früheren, den besten Tagen seiner Gesundheit sind diese Worte aus dem Munde des Majors gekommen.

Und der suggestiven Kraft dieses in der Schule des preußischen Militarismus großgezogenen Befehls erliegt jetzt auch Schwester Ursula.

Zaghaft, aber wie unter dem Einfluß einer höheren Gewalt, über die ihr Wille keine Macht mehr besitzt, fährt sie fort:

Die gnädige Frau sind nach Königsberg gefahren und von da nach Berlin. Sie kann also den Kosaken nicht in die Hände gefallen sein. Trotz des Versprechens, das mir die Frau Major abnahm, niemandem ein Wort von ihrem Briefe und ihrem Entschlusse zu sagen, glaubte ich den Herren zur Beruhigung das sagen zu müssen, die Kosaken sind nicht dazu imstande, der Frau Major etwas zu Leide zu tun.

Der Baron mischt sich in das Gespräch.

Die Frau Major hat Ihnen also geschrieben, und das sagen Sie erst jetzt.

Es ist ein Vorwurf aus seinem Munde, aber Schwester Ursula nimmt diesen Vorwurf gelassen hin.

Sie achtet nicht weiter auf den Baron, denn ihre Blicke hängen voll Schrecken an dem Gesichte des Majors, dessen blutunterlaufene Augen weit aus ihren Höhlen getreten sind. In dem Feuerschein der brennenden Gehöfte, der den Forst von Eydtkuhnen durchloht, glühen diese Augen. Schwester Ursula überläuft ein Zittern bei der furchtbaren Stimme, die sich mit letzter Aufbietung aller Kräfte an sie wendet und sagt:

Vollenden Sie, Schwester Ursula! Hat Ihnen die Frau Major etwas von ihren Absichten mitgeteilt, warum und zu welchem Zwecke sie nach Königsberg und Berlin gefahren ist?

Nein, Herr Major! lügt da die Schwester wie aus einem instinktiven Impuls heraus.

Aber die fromme Lüge der Schwester, die es dem Kranken ersparen wollte, daß er aus ihrem Munde erfuhr, daß Melanie die volle Wahrheit ahnte und darum vor ihm für immer geflohen war, fruchtet nichts mehr. In der Hand des Majors blitzt ein blinkender Gegenstand, ein Feuerschein erheilt einen Moment das Innere des Wagens, ein dumpfer Knall ...

Ein Schrei des Barons, das Kreischen der Schwester ...

Hahü und haho!

Der Peitschenknall des Kutschers.

Kosaken des Zaren, Götter der Rache über Euch!

Da beugt sich die Schwester über den Major, ihre Hand tastet nach seinem Gesichte, in dem engen Wagen vermag sie sich nicht zu helfen. Das Jammern des Barons nimmt ihr den letzten Rest der Fassung.

Was hat er getan, hat er sich erschossen? So reden Sie doch, Schwester!

Die zitternden und eiskalten Hände der Schwester tasten an dem Körper des Majors hinunter. Endlich spüren diese Hände ein warmes Rinnsal .... Blut, Blut, Blut ... das Symbol dieser Zeit!

Sie stammelt:

Mitten ins Herz, wie es mir scheint, Herr Baron, mitten ins Herz!

Der Kutscher haut wie wütend auf die Pferde.

Hahü und haho ... Kosaken, wirkliche Kosaken ... diesesmal kein Spuk, diesesmal keine Birken- und Buchenzweige, diesesmal leibhaftige mit den Rossen zusammengewachsene Reiter ...

Hahü und haho ...

Revolverschüsse!

Christian taumelt vom Bock, die Trakehner stürzen ...

Knallen der Riemenpeitschen ...

Hahü und haho ...

Der Wagen steht wie angewurzelt ... Bronzegesichter im Fackelscheine ... über der Schwester, über dem Baron, über der Leiche ... draußen im Kote Christian und die Pferde ... alle in ihrem Blut!

Geknatter der Revolver ... Schreie ... Totenstille ...

Gierige Hände tasten nach dem Portefeuille des Barons mit dem letzten von Falkenstein geretteten Besitz, schmutzige zerren die zum Tode verwundete Schwester über den Moosboden des Waldes in das Dickicht.

Die Leichen des Majors und des Barons liegen kreuzweise übereinander, neben den Pferden, dem Kutscher und dem umgestürzten Wagen, so wie sie aus der Chaise gepurzelt sind...

Kosaken des Zaren über Euch, Gerichte des Himmels, Götter der Rache wie über Rosey!

Aber der Major hört sie jetzt nicht mehr.

Und ein ganzer Trupp zieht es jetzt durch den Forst von Eydtkuhnen, der Wespenschwarm, der sich auf den faulenden Äpfeln unter den Bäumen niedergelassen hatte, der nun aufgeflogen ist und in den Wald einfällt.

Hahü und haho...

Kosaken des Zaren über Euch!

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch

I.

Ohne Fahrplan rast der Schnellzug durch das undurchdringliche Dunkel der Nacht. Von Berlin über Köln nach Aachen. Er trägt die Ambulanz des berühmten Klinikers und Chirurgen Professor Wilhelmi auf die Schlachtfelder Flanderns. Unerhörtes verlautet in Berlin. Seit einer Woche bringen die Blätter keine Verlustlisten mehr. Man munkelt von grausigen Opfern, die die dreimalige und vergebliche Erzwingung des Übergangs über die Yser gekostet haben soll. Und Dutzende von Militärzügen werden von Osten nach Westen geworfen, Verstärkungen der in aller Eile gebildeten Reservekorps, die das furchtbare Wagnis zum viertenmale unternehmen sollen, denn man hat sich die Einnahme von Calais und Boulogne für ein vorgeschriebenes Datum zum Ziel gesetzt.

Es wird noch gräßlichere Verluste geben, darum rast der mit Schwestern, Krankenwärtern und Ärzten vollgepfropfte Zug unter Wilhelmis Leitung ruhelos, kaum an einer Station anhaltend, von Ost nach West. Die Potsdamer und Berliner Garderegimenter, die Elite des preußischen Heeres, sollen nun das Wunder tun.

Und schon rüstet sich der Atlantische Ozean, sie zu empfangen.

Undurchdringliche Nacht des beginnenden Winters da draußen.

Auf einem Eckplatz eines Abteils erster Klasse sitzt Wilhelmi, der freundliche Herr mit dem ernsten Gelehrtengesichte, der in seiner Berliner Klinik im Laufe der Jahre Hunderten das Leben wiedergeschenkt hat, und brütet vor

sich hin. Zu seinen Häupten im Gepäcknetz des Wagens ruht der kleine Lederkoffer. Er enthält die Instrumente, die in den Händen des Meisters zu leben beginnen und zu Wunderwerkzeugen werden: die Messer, die Knochensäge, die gebogenen und gekrümmten Sonden, mit denen der Chirurg das Geheimnis der Wunden erforscht, die Medikamente und das sterilisierte Verbandszeug, mit denen er des Tetanus Herr wird.

Wilhelmi findet keinen Schlaf. Seitdem er Direktor der chirurgischen Klinik ist, in den langen siebzehn Jahren, hat er viel gesehen und erlebt. Auch früher als Assistent erster Koryphäen in Bonn und Breslau, viel, viel des Schauderhaften! Aber was wird jetzt seiner harren auf den Schlachtfeldern in Flandern?

In der Nähe Breslaus gab es einmal vor Jahren ein großes Eisenbahnunglück, bei dem er als einer der ersten am Platze war. Gelegentlich eines Einfalls schlagender Wetter ist er einmal in das Ruhrgebiet gefahren und hat die verschütteten Bergleute, die man halbverbrannt aus den Stollen in das Licht der Sonne trug, verbunden und behandelt. Aber was war das alles im Vergleich mit dem, was die schweren Geschütze der Feldartillerie, die Fünfundsiebziger der Franzosen, dort oben an der Küste angerichtet hatten? Was waren Eisenbahnunglück und schlagende Wetter gegen die Kanonen der englischen Panzerschiffe? Was war das alles gemessen an dem, was ihm jetzt zu schauen bevorstand in einem mit Rauch und Qualm erfüllten, einst ach so herrlichen Lande, auf dessen weiter Ebene die Verwundeten und Verstümmelten seines Volkes zu Zehntausenden lagen! Wilhelmi war noch vor sechs Monaten der Meinung gewesen, daß er als Direktor der Berliner Klinik das Maß menschlichen Elends erschöpft habe ... und nun ... und nun!

Wie er so durch die norddeutsche Tiefebene fährt und draußen in dem schwarzen und unheimlichen Dunkel keinen Baum und keinen Strauch zu erkennen vermag, erinnert

er sich plötzlich seiner Vorträge, die er in den verschiedensten Städten des Reiches und des Auslandes vor noch nicht allzu langer Zeit gehalten. In diesen Vorträgen hatte er sich ausgelassen über die Versicherung der Arbeiter gegen Unglücksfälle, über die Vorsichtsmaßregeln, die in Fabriken, Bergwerken, Bahnhöfen getroffen werden und zum Gesetz erhoben werden sollten, über den Ankauf von Mesotor und Radium zur Heilung von Krebskranken, über die Errichtung von Tuberkulose-Sanatorien zur Bekämpfung der Schwindsucht! Und heute kommt er sich mit all' seinen schönen Bestrebungen im Dienste der leidenden Menschheit so unendlich lächerlich vor. Was war das denn heute, die Arbeiter, die Krebskranken, die Schwindsüchtigen, um die er sich gesorgt, denen er sein Leben und seine Gelehrtenlaufbahn gewidmet hatte, im Vergleiche zu den Zehn-, den Hunderttausenden, den Millionen, die auf den weiten Ebenen Flanderns und Polens, in den Schützengräben und auf den Panzertürmen, auf den Schiffsriesen des Ozeans ihr Blut verspritzten und ihr Leben aushauchten. Zehn-, Hunderttausende und Millionen gesunder, blühender, junger Männer, die kein Mesotor und kein Radium nötig hatten, um ein sieches Leben für ein paar Monate zu verlängern, die Blüte der Nation, nein, der Nationen Europas, die die Zeugungskraft der Generationen der Zukunft hineintrugen in den nimmer wiedergebenden Tod und für die als Ersatz Greise und Krüppel und Kranke in der Heimat zurückgeblieben waren.

Die Blüte der Nationen, einerlei, ob der deutschen, der französischen, der englischen, belgischen oder russischen, sie ward dahingemäht, unerbittlich, von den fauchenden und feuerspeienden Ungetümen, die gewinnsüchtige Unternehmer und ehrgeizige Militärs ersonnen und erbaut hatten, und kein Ersatz blieb! Der Neger, der Inder, der Turkos, der Spahi, den England und Frankreich als Hilfsvölker in diesen grausigsten aller Kriege gerufen, er war hier Futter

für diese Riesenmaschinen des Verderbens, die mit mathematischer Genauigkeit ihre Schrapnells und Granaten entsandten, genau so gut, wie der Maler in Paris, Berlin und München, der eine Welt Kunstverständiger mit seinen Bildern entzückt hatte, wie der Dichter, aus dessen Büchern sich einst Tausende die Freude lasen, wie der Forscher, der der Wahrheit auf den Grund gegangen, wie der Prediger, der eine ganze Gemeinde in reinere Höhen emporgehoben hatte! Und war es mit diesen Opfern denn auch geschehen? Zählten denn nicht die anderen gleichfalls nach Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden, die als Krüppel, als Sieche, als Kranke kehrten in die Heimat gleich vielen seiner Patienten, denen er das Heiraten schweren Herzens verbot, und die kamen nun zu ihrem Weibe, die freiten und zeugten, um das Siechtum ihres eigenen Körpers fortzupflanzen in einer neuen Generation, die der Fluch und das Unglück einer Zukunft der Länder Europas war, die Wilhelmi grauenvoll, aber offenen Auges, vor seinen Blicken daliegen sah.

Und so fuhr er durch die Nacht nach den Schlachtfeldern Flanderns, und er sollte helfen!

Er blickt auf. Sein Auge fällt auf das Gesicht des Hofpredigers, der ihm gegenübersitzt, selbstzufrieden, selig entschlummert. Der Professor schüttelt den feinen, von einem dunkelblonden Vollbart umrahmten Gelehrtenkopf, er betrachtet sich den Glattrasierten und lächelt schmerzlich.

Wie war das möglich? Selbstzufriedener Tor mit deinem Hofpredigertitel, fährt es ihm da durch den Sinn. Er selbst ist ausgesprochener Materialist. Darwin, der einer Nation angehörte, die man jetzt hassen sollte, Pasteur, der sich zu einer bekannte, die man ex officio bemitleiden zu können glaubte, waren seine großen Lehrer gewesen. Er hatte geholfen in seinem schweren Berufe, hatte das Rechte getan und nicht weiter viel nach Dingen des Glaubens und des Jenseits gefragt.

Aber im Anblick des Gatten, der ihm da in dem weichen Polster des Abteils gegenübersitzt, kommen ihm doch ketzerische Gedanken.

Theologie — dehnbarster aller Begriffe. Er hat sie nie so recht verstanden, er, der Mediziner mit dem nüchternen Geiste des naturforschenden Beobachters, aber heute begreift er sie schlechterdings nicht!

Sie hatte sich heute umgedreht, diese protestantische Theologie im Verlauf von ein paar Wochen, wie ein preußisches Bataillon, dem der Major Kehrt kommandiert, umgedreht, einfach auf dem Absatz umgedreht! Und dessen war der, der ihm da gegenübersaß und schlief, wandelnder Beweis! Hofprediger, Feldgeistlicher, und wer wußte was sonst noch, Kirchenrat, Gottesgelahrter, Ehrendoktor, den man an die Front befohlen, der zusammen mit ihm im Ambulanzzuge reiste, der Soldaten und Offiziere zu ermuntern hatte und wie ein Taschenspieler das Gebot der Liebe in das des Hasses verdrehte.

Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst deinen Freund lieben und deinen Feind hassen! Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel ...

Und dieser da vermaß sich gegen seinen Herrn und Heiland und lehrte den Haß!

Wilhelmi lächelt, wie er an sein Gegenüber denkt, wie er sich den mit dem feisten Gesichte und dem schneidigen Schmiß auf der Wange ausmalt, den im schwarzen Talare, ein Prophet des Rabbi von Nazareth, der dem, der ihn um den Rock nötigte, auch den Mantel gab! Hügel Galiläas am See Tiberias, wo die Tausende lebten von einem Weizenbrote und zween Fischlein und den Worten seines Mundes, und dieser da!

War's ein Wunder? Hatten nicht die Autoritäten, auf deren Wort einst alle schwuren, noch vor wenigen Wochen

mit den sittlichen Grundbegriffen der Menschheit Fangball gespielt? Stand nicht alles auf dem Kopf, alles außer ihm und seiner Kunst? Kam er nicht allein zu heilen, zu operieren, zu verbinden, zu retten und zu pflegen, Freund und Feind, einerlei, wer es war, Leid zu lindern, Gutes zu tun, ohne Frage, um wen es sich handelte.

Der Zug hält. Einen Moment hat es den Anschein, als fahre der Hofprediger aus seinem gesunden Schlummer empor, aber nein, er legt den Kopf gleich wieder zurecht und schnarcht behaglich weiter.

Drei Minuten, flackernde Lichter draußen auf der kleinen Station. Soldaten, Sanitätspersonal mit Tragbahren, die Schwerverwundete in einen nach der Heimat zurückkehrenden Transport einladen, denn die Lazarette in Brabant und Flandern vermögen die Kranken und Verletzten schon lange nicht mehr auch nur annähernd zu fassen. Wer irgend befördert werden kann, muß zurück in das Innere des Reichs und wie viele sterben auf solcher Fahrt!

Drei Minuten ... Der Zug mit der Ambulanz setzt sich langsam wieder in Bewegung. Die Maschine zieht an ... und bald wieder das eintönige Knirschen der Räder, bald wieder das Pusten der unermüdlichen Lokomotive und draußen die schwarze, die undurchdringliche Nacht!

Die Ebenen und Städte von Flandern und Brabant steigen vor dem erregten Geiste Wilhelmis auf. Sie malen sich in seiner aufgepeitschten Phantasie. So wie er sie sah in Sommern des Frieden vor Jahren, denn er und seine Frau waren Freunde der Kunst und der Schönheit, Verehrer des einzigen Rubens, Bewunderer des Meeres und andachtsvolle Beter in den Gassen, durch die unter hispanischer Herrschaft der Geist des Aufruhrs und der Freiheit geschritten war.

Waren das Sommertage an den stillen Kanälen von Gent und von Brügge, wo sich die Giebelhäuser und die Ulmenbäume spiegelten in schwarzen Wassern, wo die

Jahrhunderte Halt gemacht zu haben schienen vor den Rathäusern und Kirchen, den Gildenhallen und Verkaufsläden, die Bürgersinn und zähes, stolzes Selbstbewußtsein gebaut und mit den Schätzen einer unsterblichen Kleinkunst, die außer den Niederlanden keine andere Gegend der Erde zu Wege brachte, geschmückt.

Und Freunde, Vertraute des Meeres sind er und seine Frau in den schönen vergangenen Sommern des Friedens gewesen. Knokke, Ostende, Blankenberge, Heist, haben sie wie oft zum Sitze der Ferienruhe erkoren! Wenn er endlich einmal fliehen konnte aus den traurigen Krankenzimmern seiner Klinik, wenn auch er einmal zusammen mit seiner Frau Mensch sein konnte, und die Töne des wundersamen Orchesters dahingetragen wurden von dem lauen Winde über das wogende Meer, dort in Ostende, wo die Welt Europas sich ein Stelldichein gegeben hatte, wo alle Nationen beider Hemisphären sich friedlich die Hände reichten, wo die Kinder in dem feinen Sande nach Muscheln suchten, der nun von dem Blute ihrer Väter rotgefärbt war.

O, ihn schaudert! Er hatte doch gewiß starke Nerven, Direktor der chirurgischen Klinik, einer der waghalsigsten und berühmtesten Operateure seiner Zeit, der, wenn es sein mußte, den Knochen des Schenkels zersägte am lebendigen Leibe, als wenn es sich um einen Tannenstamm des Waldes handelte, und doch, und doch... Trümmer der Traum der namenlosen Schönheit und Eleganz in Ostende, der anmutigen und reichen, Flammen, die das Kurhaus und seine Säle verzehrten, Pulverrauch über den Gildenhallen und Patrizierhäusern von Mecheln, Gent und Brügge, durch deren Gassen er, ein Schönheitstrunkener, ein verwunschener Prinz aus versunkenen Jahrhunderten des Reichtums und der Schönheit, gewandelt.

Und ihm gegenüber der schnarchende, der satte Hofprediger, den man aus Berlin nach der Front in dieses Flandern kommandiert hatte, dem Krieg und Tod, Haß und

Jenseits keine Probleme mehr bergen konnten, für den das Wort Wort, aber auch weiter nichts, als Wort war!

Dämmerte nicht da draußen der Tag? War man denn schon so lange gefahren, konnte man schon in Aachen und bald an der Grenze sein, die einst eine Grenze gewesen ... einst ... einst ...

Wilhelmi fährt auf. Ihn fröstelt. Wirklich, der Zug stoppte, fuhr langsam, hielt ... der Bahnhof von Aachen ...

Und da draußen auf den Bahnsteigen wieder das gleiche Bild ... Junge und gesunde Soldaten, die in das Blutbad an die Front sollten, Frauen und Mädchen, die ihnen Lebensmittel und Blumen reichten, Müde und Verbundene, die man zurücktransportierte, wie in der Nacht auf der kleinen Station!

Wann und wie, ja, und wie sollte das enden?

II.

Brabant und Flandern! Land des Egmont und des Rubens, Wiege des Humanismus, der die Welt zuerst aus den Klauen Roms und dann aus den Ketten des finsteren Philipp vom Eskurial gelöst! Quelle des Reichtums, Hort der bürgerlichen Freiheit! Stadthaus in Löwen, Kreuzabnahme in der Kathedrale zu Antwerpen, Perlen einer Kunst, die in den Landen Europas nie wiederkehrt.

Der Schnellzug mit der Ambulanz Professor Wilhelmis hat Verviers hinter sich gelassen, die Grenzstation, die heute wimmelte von Soldaten, die, wie in Aachen, als neue Reserven an die Front bei Ypern rücken sollen ... Lüttich, die standhafte, das Kohlenrevier, des Landes unermeßlicher, schwarzer Reichtum tauchten auf! Zerschossen die gewaltigen Forts, die weiße Flagge wehte noch auf dem, das sich bis zuletzt gehalten, dessen Betonmauern und Panzer-

platten mit donnerndem Getöse in die Lüfte flogen, als die zentnerschweren Vernichter, denen nichts standzuhalten vermochte, aus den Feuerschlünden geflogen kamen ... Loncin, das die Schar der Tapfersten und den Führer der Festung unter seinen Ruinen begrub, den Führer, den ein Wunder aus der pestilenzialischen Wolke von Pulver und Schwefeldämpfen gerettet hat ... gerettet als Gefangenen ... Lüttich und der schwarze Reichtum des Landes, die in sich zusammengebrochenen Schlote der Industriegegend fleißiger Hände versanken ... das Land der Wallonen liegt weit hinter dem Zug.

In dem Gange des D-Wagens steht Melanie am Fenster und preßt die glühend heiße Stirn wider die kalte Scheibe, die der Ruß der Lokomotive und der Dampf des kochenden, die Maschine unaufhaltsam vorantreibenden Wassers von außen mit einem dichten Belag bedeckt hat, so daß sie kaum dazu imstande ist, die draußen vorüberrasende Landschaft, Bäume und Häuser, Dörfer und Windmühlen, Kanäle und weite Wiesen, zu unterscheiden. Ihr spähendes Auge, ihr von tiefstem Mitleid durchschauertes Herz ahnen mehr, als sie sieht.

Aber in den Tagen des Friedens ist auch sie schon einmal gleich Wilhelmi in Branbant und Flandern gewesen und sie liebt das einzigartige Land, über das der seeluftgeschwängerte Himmel mit herbem Geruche einen Schleier des Lichtes und der Schönheit wie nirgends anders in Europas weiten Gauen breitet.

M u ß t e es sein? Land des Rubens und des Rembrandt, denn sie sind e i n e s als Landschaft und künstlerischer Begriff, mußtest du, gerade du, des scheußlichsten Krieges blutgetränkter Tummelplatz werden? Daß deine Ulmen und Pappeln schwanden, wegrasiert von der schönen Erde aus taktischen Gründen, daß gerade deine Frieden atmenden Kanäle und Grachten sich färbten mit dem Purpursafte, den eines Ozeans Wellen in Jahrhunderten

nimmer wegzuspülen vermögen! Hand der Lady Macbeth, die ein Meer von Tränen nimmer in ihrer Unschuld Weiße erscheinen lassen kann! Shakespeare, Gerechtester der Gerechten, William, Goethes großer Lehrer, Rubens und Rembrandt, Egmont und Oranien!

Von Pontius zu Pilatus ist Melanie zuerst in Königsberg und dann in Berlin gelaufen, als sie den endgiltigen Entschluß gefaßt, in aller Stille die Heimat und den schuldbeladenen Gatten zu verlassen und im Dienste des Roten Kreuzes Gutes zu tun und alles zu vergessen! Gutes zu tun, wo immer bei Freund und Feind, Begriffe, die es für sie ja nicht gab, überall, wo es Gutes zu tun galt und wo Vergangenes zu vergessen und zu vergeben war. Vergangenes wollte sie vergessen in Not und Tod!

Alles war überfüllt. Patriotische Frauen und Mädchen, viele leider nur dem Drang der Tagesmode folgend, hasteten allüberall zu dem Werke der Liebe inmitten einer Welt der Feindschaft und des Hasses. Zehnmal wurde Melanie abgewiesen. Aber sie ließ nicht locker, bis es ihr endlich gelang. Unwandelbar fest stand ihr Entschluß und sie hatte einen eisenharten Willen, wenn sie einmal etwas als richtig erkannt. In Feindesland Dienerin am Werke der Liebe, am besten in Belgien, das sie mit glühendem Herzen verehrte, das war ihr Wille.

Die Büros des Roten Kreuzes, die Vorstandszimmer der verschiedenen, von Frauen geleiteten und gegründeten Vereinigungen in Königsberg und Berlin waren gedrängt voll Menschen, die alle der gleiche Wunsch wie sie selber beseelte, und doch nicht der gleiche... Sie wollte Liebe verbreiten bei den Mühseligen und Beladenen, wie es hieß in dem Worte der Schrift aus dem Munde dessen, der ein Feind dieses und aller Kriege war!

Nicht mitzuhassen, mitzulieben war sie da!

Eine Freifrau von Weitzenstein, die Witwe eines Generals, reichte ihr die Hand. Schon hatte sie sich verzweifelt

gefragt, würde es ihr überhaupt glücken. Und bei der glückte es ihr in letzter, in allerletzter Stunde!

Die Dame, die die Kriegsfürsorge als ein eigens von Gott für sie geschaffenes Gebiet betrachtete, gab ihr eine Empfehlung an Professor Wilhelmi, von dem sie wußte, daß er eine außerordentliche Ambulanz nach Belgien vorbereitete und in den nächsten Tagen nach dem Kriegsschauplatze in Flandern abreisen würde. Und diesem klagte Melanie von Berkersburg ihr tiefes Weh über die Zeit, diesem vertraute sie ihren heißesten Herzenswunsch an, mitten in Tod und Gefahr, den Ärmsten der Armen, denen in Belgien, dienen zu dürfen.

Aus ihren Gefühlen machte sie dem Manne, zu dem sie in der ersten Minute ihrer Bekanntschaft ein unerschütterliches Vertrauen gefaßt hatte, gegenüber kein Hehl.

Wider alles Erwarten empfing sie der Vielbeschäftigte sofort in seinem Konsultationszimmer in seiner Privatwohnung in der Voßstraße in Berlin.

Nie wird sie die große Stunde vergessen, in der sie dem in dieser Zeit einzigartigen und vorurteilslosen Manne gegenüber saß, mit ihm sprach und ihm ihr von Schmerz und Wunden zuckendes Herz enthüllte, als der Lärm der nahen Leipzigerstraße wie das Branden eines fernen Meeres zu ihnen beiden in das stille Zimmer drang.

Und in welches Zimmer! Schon die Einrichtung des Raumes kündete der Wartenden den großen Seelenkenner, den Kunstenthusiasten und den Menschenfreund!

Nationale Unterschiede, Völkergegensätze schienen dem da fremd. Für ihn gab es offenbar nur *eine* Menschheit, nur *eine leidende*, deren Krankheiten und Gebrechen es zu lindern und zu heilen galt. An der Wand seines Zimmers hing die Anatomie des großen Amsterdamers Rembrandt neben dem englischen Bilde „The Doctor", dem rührenden, auf dem sich der verstehende Mensch über das fieberkranke Kind beugt. Hier hing das Werk von Gabriel Max „Jesus

heilt ein krankes Kind“ aus der Berliner Nationalgalerie neben einem Meisterbild des Louvre, das sie in den fernen, zusammen mit der Freundin verlebten Tagen in dem einzigen Paris bewundert. Und dann an der Mittelwand: Der Vivisektor, die hehre Frauengestalt, die das Hündlein an ihrem Busen birgt, die es schützt vor dem Messer des Physiologen, die Wage in der Hand, deren eine Schale mit dem flammenden Herzen der Liebe tiefer und tiefer sinkt, während hochaufflattert die andere Schale mit dem lorbeerumwundenen Gehirne, dem Symbol des kalten, allein berechnenden Verstandes, der auch diese Zeit zu knechten gekommen war! Er war ein Apostel der Wahrheit, der Menschenliebe und der Schönheit. Das bewies ihr in erster Linie die Kopie des Anatomen, die ebenfalls sein Zimmer zierte. Der Alte, der sich beugt über den Leichnam des jungen Mädchens, das hüllenlos in seiner blendenden Schönheit auf dem Seziertisch ruht, der sich scheut, das Messer anzusetzen, der Natur tiefstes Geheimnis und unerforschlich scheinendes Mysterium zu ergründen, weil der Weg zu dem ersehnten Ziele nur über Vernichtung und Zerstörung der Schönheit führt.

Felsenfest überzeugt von seiner Güte und Größe, hatte sie ihn erwartet. Und als er endlich eintrat, da sagte ihr der erste Blick, daß sie sich in ihm unmöglich getäuscht haben konnte. Er blieb, er mußte bleiben der, der er war, auch in dieser Zeit. Auch in dieser entsetzlichen Zeit, da alles, alles aus den Fugen ging und aus den Banden der Zivilisation und Kultur, der vielgerühmten, brach, die doch nur ein billiger Firniß war, doch nur ein solcher sein konnte.

Das lehrten sie Brabant und Flandern, durch deren rauchgeschwärzte Ruinen sie soeben fuhr!

Nur er blieb der gleiche, blieb derselbe. Der hehre Menschenfreund, der unerschütterlich überzeugte Pazifist, der mit Nobel selbst noch in persönlichem Verkehr gestanden, der das Werk einer Suttner wegen seiner Tendenz

über viele Werke stellte, er, den sie in Dutzenden von Artikeln und vielen seiner populärwissenschaftlichen Bücher stets als den gleichen kennen gelernt hatte, er, der jetzt, den Koffer mit den furchtbaren Instrumenten über sich in dem Gepäcknetze, mit ihr und seiner Ambulanz auf den flandrischen Kriegsschauplatz, den fürchterlichsten dieses entsetzlichsten aller Kriege fuhr, um Hilfe zu bringen, Wunden zu verbinden und zu heilen, Sterbenden, ob Franzosen, Belgiern, Engländern oder Deutschen, ein Trosteswort zu sagen, um Balsam in brennende Wunden zu träufeln, immer er, stets der gleiche, der Unabänderliche, und wenn Millionen um ihn anders dachten, wenn Millionen über Millionen ihr „Kreuzige, kreuzige ihn!“ erschallen ließen mit demselben Fanatismus und dem gleichen Hasse, mit dem dieser Ruf schon vor zwei Jahrtausenden in den Gassen Jerusalems erscholl.

Brabant und Flandern! ... Dort wollte sie hin, gerade dort, wo am meisten gelitten worden, wo man am meisten geopfert hatte, nach Brabant und Flandern, die sie liebte!

Mit einfachen und schlichten Worten, aber Fieber auf den Wangen und Zittern in der Stimme, hatte sie ihm ihren Herzenswunsch offenbart, nachdem sie ihm die Geschichte ihrer Ehe und ihrer Leiden erzählt.

Und er hatte sie nicht ungeduldig unterbrochen, er hatte ihr aufmerksam und teilnahmsvoll zugehört, indem er den klaren Blick seiner aufrichtigen, stahlgrauen Augen gesenkt. Dann aber schlug er dieses Auge forschend und mahnend zu ihr auf und sagte einfach und schlicht:

Wissen Sie denn auch, was Sie von mir verlangen, Frau Major!

Und sie antwortete in der gleichen Schlichtheit:

Ja, ich weiß es, Herr Professor!

Zuerst hatte er mit dem Kopfe geschüttelt und erwidert:

Nein, Sie wissen es nicht! Ich habe es zu Dutzenden von Malen in meiner Klinik erlebt, daß geprüfte und ge-

stählte Krankenwärterinnen mir während einer Operation schwach geworden sind, Frau Major!

Das kann ich mir denken, Herr Professor, hatte sie gesagt.

Und er fuhr in Ruhe fort:

Das Kriegslazarett dicht hinter der Front ist keine Klinik, Frau Major. Ich selber weiß noch nicht, was mir bevorsteht, weiß noch nicht, ob ich meinen Nerven trauen darf, wenn der Donner der Kanonen in der Ferne einsetzt und wenn die Granaten und Schrapnells über das Dach dahinfliegen, das die Flagge mit dem Roten Kreuze trägt.

Sie werden Ihren Nerven trauen können, Herr Professor, hatte sie ihm vertrauensvoll erwidert.

Und er bestätigte lächelnd:

Ich hoffe es, Frau Major, aber Sie, eine verwöhnte Dame der Gesellschaft, aber Sie!

Da senkte sie den Blick, aber sie sprach fest und in zuversichtlichem Tone:

Ich werde alles überwinden können, Herr Professor, ich werde alles überwinden, weil ich will und weil ich muß, weil ich Flandern und Brabant liebe und weil ich denen dort Hilfe bringen will!

Und noch einmal hatte er seine Einwände gehabt:

Bei dem modernen Kampf, meine liebe Frau Major, kann es möglich sein, daß mir die Wagen mit dem Roten Kreuze in einer einzigen Stunde hunderte von Schwerverwundeten in den Operationsraum bringen. Werden Sie die Schreie dieser Hunderte ertragen können, wird es Ihnen möglich sein, die Operierbaren kalten Blutes zu sondern von den Sterbenden, denen ich nicht mehr helfen kann?

Ich werde es können, Herr Professor.

Es kann sich ereignen, Frau Major daß ich ohne Chloroform operieren muß. Es kann sich ereignen, daß die Zahl der Operationen, die ich im Augenblick auszuführen habe, den Vorrat des Narkotikons rascher erschöpft, als ich

dachte, daß der Ersatz draußen im Feld mangelt, daß ich am lebenden, sich seiner Schmerzen bewußten Körper schneiden muß. Können Sie das ertragen, Frau Major?

Ich werde Ihnen in das Gesicht sehen, Herr Professor, ich werde mir klar darüber werden, daß Sie quälen, um zu helfen. Und wenn ich mir klar darüber geworden bin, dann werde ich es ertragen, so lange Sie es ertragen, Herr Professor, weil auch ich helfen will und weil ich es ertragen m u ß!

Da erhob er sich.

Also schön, hatte er gesagt. Auf Wiedersehen, Frau Major. Begeben Sie sich heute Nachmittag um vier Uhr in meine Klinik in die Zeißelstraße und bitten Sie die Oberin um die Schwesterntracht vom Roten Kreuz! Ich gebe Ihnen meine Karte mit ein paar Zeilen, das genügt.

Er stand schon an der Tür. Er hatte ihr so viel seiner kostbaren Zeit geopfert, obwohl noch Dutzende warteten, die ihn sprechen wollten.

Ich danke Ihnen, Herr Professor.

Und dann morgen früh um acht Uhr dreißig reise ich mit der Ambulanz vom Potsdamer Bahnhof ab.

Um acht Uhr dreißig, Herr Professor.

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand und er drückte sie herzlich.

Seit dieser Stunde hieß sie S c h w e s t e r I r e n e und nun fuhr sie in dem gleichen Zuge wie er nach Brabant und Flandern, um seiner würdig zu sein!

III.

Brüssel, Stadt der Eleganz, des Glanzes und der Anmut, zweites Paris, in dem man so gern Rast machte, du gleichst einem Heerlager! So denkt Schwester Irene, wie

sie an Wilhelmis Seite den Bahnhof verläßt und nun über den großen Boulevard nach der Börse wandert.

Schwarz-weiße und schwarz-weiß-rote Fahnen in den Lüften, Pickelhauben im grauen Überzug, klingende Regimentsmusik mit Paukenschlag und Trompetengeschmetter vor den Kolonnen ausmarschierender Truppen.

In tiefes Sinnen verloren schreitet Schwester Irene an der Seite des Professors über den Bürgersteig der einst von lachenden und hastenden Menschen wimmelnden Straßen. Die meisten Läden sind geschlossen, die Cafés, deren Marmortischchen sich einst in den Nachmittagsstunden bis dicht an den Fahrdamm hinauswagten, verödet, vor der Börse keine Herren mehr im Zylinder, die über den Kursstand des Weltmarktes debattieren, denn für Belgien und seine Hauptstadt gibt es schon seit Monden keinen Weltmarkt mehr.

Der König und sein Heer haben sich aus dem Festungsgürtel Antwerpens gerettet. Sie kämpfen jetzt Seite an Seite mit Franzosen und Engländern drunten an der Küste bei Ypern und an der Yser.

Die Fremden sind die Herren der Stadt!

Trommelwirbel.. Trompetengeschmetter.. Die Wache zieht vor das Stadthaus an der Grande Place, vor das Palais des vertriebenen Königs, vor den herrlichen, die ganze Stadt beherrschenden Prachtbau der Gerechtigkeit!

Gerechtigkeit... Gerechtigkeit... hallt es da nach in dem Innersten der Schwester Irene, wie sie wortlos an Wilhelmis Seite der aufziehenden Wache hinauf auf die Terrasse folgt, wo das von einer Welt bewunderte Meisterwerk steht.

Die Kanonen des Eroberers starren sie an auf dieser Terrasse. Sie richten ihre verderbenbringenden Feuerschlünde über die Stadt und über die weite, einst lachende Ebene von Brabant. Aber sie schweigen, sie sind nur bereit, zu feuern.

Bei diesem Gedanken läuft es Schwester Irene eiskalt über den Rücken hinunter. Aber sie bringt kein Wort über die Lippen, sie wagt es nicht, Wilhelmi ihre innersten Gedanken anzuvertrauen und auch der große Berliner Kliniker schweigt angesichts des sich ihm hier bietenden Anblicks schmerzversunken!

Götter der Rache über Brüssel ... wie einst über Rosey. Wie über Ostpreußen, allüberall das gleiche, das nämliche, das herzzerreißende Bild.

Vor dem Palais de Justice die deutsche Wache!

Ein schlichter Infanterist in bayrischer Uniform, ein braver und seelenguter Junge aus Possenhofen am Starnberger See, der keine Ahnung hat, wo er eigentlich ist, warum er eigentlich hier steht.

Er weiß nicht einmal, daß die Königin dieses Landes eine bayrische Prinzessin ist, vor der er nach dem Reglement seiner vaterländischen Armee die Ehrenbezeugung zu machen hat. Er grinst mit dem ganzen Gesichte, da er der Dame in der Tracht der deutschen Schwester vom Roten Kreuze ansichtig wird und des Herren im Zylinder und dem eleganten Überzieher, der ein Zivilarzt sein muß.

Er denkt sich nichts weiter dabei, der gute Junge aus Possenhofen, Krieg war eben Krieg, ob man nun in Brüssel oder in Frankreich, in Galizien oder in Polen war!

Wilhelmi zieht seine Zigarrentasche und reicht dem Jungen aus Possenhofen eine Havanna.

Einen Moment besinnt der sich.

Er erinnert sich der in München in der Kaserne auf dem Marsfelde empfangenen Instruktion, daß der Soldat auf Posten mit Niemandem reden und keine Geschenke annehmen darf. Aber hier in Brüssel, im Felde, da war das am Ende ein ander Ding und trotz der vielen Liebesgaben, von denen täglich in den Zeitungen Deutschlands geschrieben wurde, die Zigarren für den Einzelnen waren rar. Was sind auch ein paarmal hunderttausend Zigarren, wenn Mil=

lionen von Männern im Felde stehen, die alle miteinander rauchen wollen. Wann kam da mal eine Zigarre an den einzelnen Mann?

Mit einem treuherzigen „Vergelt's Gott Ihna tausendmal!" steckt daher der Possenhofener, der sich mit einem Schlage vor dem Palais de Justice auf der herrlichen Terrasse in Brüssel befindet, die Zigarre zwischen die Knöpfe seines Waffenrockes und patrouilliert, Gewehr auf der Schulter, weiter.

Er kümmert sich weiter nichts um den Herrn und die Dame. Sie ist eine Schwester vom deutschen Roten Kreuz und er wird wohl ein Zivilarzt sein. Das genügt. Zumal hört man die Musik der Ablösung schon in nächster Nähe und das ist dem biederen Musketier die Hauptsache.

An Wilhelmis Seite tritt Schwester Irene an den Rand der Terrasse. Die Sonne loht am blauen Himmel. Brüssel, die unvergleichliche, zu ihren Füßen, überweht von den Fahnen des Eroberers.

Der König und seine Gemahlin, eine Schwägerin des Siegers in Lothringen, verjagt, sein Volk gestürzt in Not und Verzweiflung, und das Heer mit dem Löwenmute des Todes bis auf den letzten Mann kämpfend und fallend ... drüben an den gelben Fluten der Yser, wo der Atlantische Ozean seiner Opfer harrt.

Schwester Irenes Augen schweifen über das ungeheure Stadtbild. Ein Riesenmeer von Häusern, das sich ausbreitet zu ihren Füßen, eine Metropole des Glanzes, der Eleganz und der Fröhlichkeit, die ihresgleichen in den weiten Landen Europas zu suchen hatte, der sich einzig und allein Paris an die Seite stellen ließ! Und heute — und nun?

Sie legt die Hand auf die Balustrade, um sich zu stützen.

Sie krampft die Finger in den kalten Stein.

Brüssel, Brüssel, die einzige Stadt Belgiens, die ohne Flintenschuß und ohne Kanonendonner fiel, während sich

die andern wie Löwinnen gewehrt hatten und darum ganz oder zum Teil in Schutt und Asche gesunken waren.

Verse ziehen durch ihren Kopf. Vergil von Schiller verdeutscht:

Auf welche Art die tränenwerte fiel!

Ach ja, tausendmal, die tränenwerte!

Wilhelmi scheint zu ahnen, was sie hier in ihrem Innersten bewegt.

Er tritt an ihre Seite.

Was ist Ihnen, gnädige Frau, Sie weinen, Sie weinen schon hier?

Und sie:

M u ß t e e s s e i n ?

Man behauptet, daß es sein mußte, und die, die es behaupten, werden es ja wissen, gnädige Frau.

Meinen Sie, Herr Professor?

Ich habe hier keine Meinung, gnädige Frau.

Wenn Sie keine Meinung haben, wer sollte dann über eine solche verfügen, Herr Professor?

Niemand in diesen Zeitläuften, gnädige Frau.

Niemand ... Sie haben recht ... Niemand!

Sie lächelt, mitleidig, fast verächtlich lächelt sie.

Wilhelmi bemerkt das wohl.

Sie lächeln, gnädige Frau?

Ich lächle über die Männer, ja, über die Helden, Herr Professor!

So ...

Jawohl, über die, die sich für solche halten und doch nur Sklaven sind.

Wie meinen Sie das: Sklaven?

Sklaven e i n e r Meinung, die man ihnen aufgenötigt hat!

Da könnten Sie recht haben, gnädige Frau.

Lange verweilt Schwester Irenes tränender Blick über dem Häusermeer der gefallenen Stadt, lange, lange ...

Endlich nimmt sie, wie selbstverständlich oder um sich zu stützen, den Arm des Professors und sagt:

Lassen Sie uns wieder hinabsteigen in die Straßen, Herr Professor, ich denke, wir haben hier jetzt alles gesehen.

Ganz wie Sie wünschen, gnädige Frau.

Aber sie plaudert weiter, wie sie mit Wilhelmi die gleiche Straße zurückgeht, die sie wieder nach den Boulevards, den einst von Leben sprühenden, führt.

Wissen Sie, wer vor mir steht, Herr Professor, fragt sie.

Wer denn, gnädige Frau?

Goethe!

Goethe, wieso denn Goethe?

Weil er Brüssel und seine Geschichte in das ewige Buch der Dichtung schrieb!

Sie haben recht, daran dachte ich heute noch gar nicht!

Aber ich umso mehr, Herr Professor, in jedem Augenblicke, bei jedem Schritte... an die Soldaten Albas, die mit finsteren Mienen durch dieselben Straßen marschierten, ehe die Stunde der Befreiung für die Niederlande kam. An Goethe und seinen Egmont, an das Clärchen, das sich stellen sollte an die Spitze eines Bürgerhaufens, ihn aus dem Kerker zu befreien... Ach Clärchen, wärst du Mann, so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit!

Sie schwärmen ja, Freiheit, gnädige Frau, Freiheit in diesen Tagen, da die Mörser reden, da nur der Gewalt der Ausschlag verliehen ist!

Lassen Sie mich schwärmen, Herr Professor, wie Maria Stuart im Garten von Fortheringhey. Der Glaube Egmonts gibt mir auch hier in Brüssel den einzigen Trost!

Welchen Glauben haben Sie im Sinn?

Den Glauben, mit dem ein Egmont den Weg auf das Schaffott antritt, Herr Professor!

Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode entgegen, ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht und der ich

mich jetzt leidend opfere! Brüssel und Egmont und Beethoven, der die Musik der Freiheit zu dem Werke Goethes schuf, sind mir unzertrennbare Begriffe geworden!

Wie Sie das alles zusammenbringen, gnädige Frau. Ich habe, weiß Gott, bei meinem Spaziergang durch die Straßen Brüssels heute noch nicht daran gedacht, trotz allen Schmerzes um die schöne Stadt, der mich so ganz erfüllte. Aber, Sie haben am Ende doch recht. Heilig wird uns ein Ding, ein Mensch, eine Örtlichkeit erst durch den, der sie weihte, wenn der ein Auserwählter der Menschheit war. Und was ein solcher weihte, das sollte man nie und nimmer antasten, weil es zu den Idolen der Menschheit fortan gehört. Da haben Sie recht. Erst jetzt empfinde ich den eigentlichen Quell meines tiefen Schmerzes, da Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben. Brüssel und Goethe, für den wahren Deutschen untrennbare Begriffe seit der ersten Aufführung des Egmont, o, wie haben Sie recht, wie haben Sie recht!

Schwester Irene schweigt.

Sie ist so glücklich, so überglücklich, daß der an ihrer Seite, dem sie die Leidensarbeit ihrer Zukunft widmen will, das gleiche wie sie selbst zu empfinden in der Lage ist, so überglücklich.

Während nun die beiden vorbei an dem Königlichen Palaste, auf dem nun eine schwarz-weiß-rote Fahne weht, die Straße hinuntersteigen, entsteht eine lange, lange Pause in dem Gespräch. Endlich ergreift die Schwester in der Tracht des deutschen Roten Kreuzes wieder das Wort und ihre Augen leuchten, wie sie leise inmitten des in die Hände des Eroberers gefallenen Brüssel, von dem sie weiß, daß es der Stunde seiner Erlösung harrt, weiter spricht:

Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn) fast Liebe war, sind sie auf

einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden und lassen dich allein auf dunklem Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen, wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten? O haltet Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab, und welcher Mut aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in das meine wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden, die kommen, stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder, so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Tore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch' bekannt' Gesicht empfängt mich jauchzend!...

Fieberglut auf den Wangen der Schwester. So sehr hat sie sich in die Begeisterung hineingeredet.

Sie drückt dem Professor die Hand.

Nein, Brüssel darf nicht untergehen! Es muß seine Freiheit wieder haben, sagt sie jetzt, weil Goethe es geweiht hat!

Traurig schüttelt Wilhelmi den Kopf.

Ich bin Naturforscher und Materialist, meine liebe, gnädige Frau, sagt er nach einer langen Weile des Besinnens, und darum... der Gang der Weltgeschichte, die Geschicke der Völker, ich weiß es nicht... Auch Brüssels Zukunft... die Alten hatten einen schönen Ausweg, die Moira, gnädige Frau... auch Troja fiel und Carthago... Rom und Byzanz...

Rom ist ewig!

Wie Sie es verstehen wollen, in gewissem Sinne ja, was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergeh'n. So lautet auch das Trostwort eines großen Dichters.

Schwester Irene schweigt.

Wilhelmi bleibt einen Moment stehen und schüttelt den ernsten Gelehrtenkopf.

Was ist Wahrheit? fragte Pilatus; ich frage Sie:

Was ist ewig? Im Gange der Weltgeschichte!

IV.

Bis Brüssel ist die Fahrt des Schnellzuges, der die Wilhelmi'sche Ambulanz auf die Schlachtfelder Flanderns bringen soll, glatt von statten gegangen. Aber in der eroberten Hauptstadt des einst souveränen und neutralen Landes hat es Weiterungen gegeben. Die gewaltigen Militärtransporte, die wieder einmal von Ost nach West geworfen werden, halten den Zug mit dem Helfer auf. Daher die Wartezeit in Brüssel, daher das langsame Vorwärtskommen. Die Militärverwaltung glaubt neues Material für die Schützengräben nötig zu haben. So harren die Verwundeten der Ärzte, die Toten der Hand, die ihnen die Grube schaufelt.

Professor Wilhelmi ist bei dem deutschen Militär- und Zivilgouverneur gewesen, hat um möglichst rasche Weiterbeförderung gebeten, aber der Zug, der ihn und die Seinen aufnahm, legte nur wenige Kilometer zurück, um wieder zu warten und die Waggons mit dem jungen und eben einexerzierten Menschenmaterial vorüberzulassen, auf das die Fluten des Atlantischen Ozeans, die Kanonen der englischen Panzerschiffe und die Granaten der französischen und belgischen Artillerie beutegierig harren.

Schwester Irene hatte noch immer gehofft, daß ihr dieser Schrecken erspart bleiben könne, aber der Zug hält, er hält und alles muß aussteigen. Sie sieht mit eigenen

Augen, hört mit eigenen Ohren, wovor ihr auf der ganzen Fahrt und schon seit Wochen gegraut.

An den stillen Wassern der Dyle lag einst eine Stadt, freundlich wie keine zweite in den brabantischen Landen, hochgelehrt und hochberühmt, geweiht durch die Geschichte und die Patina der Jahrhunderte, die, ohne sie vernichten zu können, über ihren ehrwürdigen Scheitel dahingeschritten waren.

Sie war die Zierde von Südbrabant... sie war es! In dem träumenden, von Ulmen beschatteten Kanale, der Dyle und Rupel verbindet, spiegelten sich die Giebeldächer dieser Stadt. Sie erzählten von vergangenen Tagen, da der Ratsherr im hermelinpelzverbrämten Sammetgewande in das Wunder von Stadthaus schritt, um mit den Gleichgestellten seines Standes über Löwens Geschicke zu beraten.

In seiner Wasser dunklem Spiegel besah sich wohlgefällig die Schöne mit den langen, blonden Zöpfen und den Gretchenärmeln des neuen Kleides, wenn sie in stiller Vormittagsstunde eines Sommersonntags in die uralte Kirche von St. Peter zur Messe schritt!

Grundgescheite Professoren disputierten dort einst in den Weberhallen im Schutze der alten Gasse neben dem Markte und lösten die Frage von dem Anfang und dem Ende der Welt. Denn die Universität von Löwen maß sich mit Bologna und Padua und war, während die Kriege Ludwigs des Vierzehnten Deutschland verheerten, in den Niederlanden die erste ihrer Zeit!

Viele tausende von Pergamentrollen und Büchern hatten die gelehrten Herren in dem Bibliotheksgebäude gesammelt. Und noch weit hinter die Tage des vierzehnten Ludwig reichte der Glanz dieser Hochschule zurück, die man kurz nach dem Auftreten Luthers als die erste in ganz Europa ansprach.

Die seltsame Stadt, von der Schwester Irene weiß, daß sie für immer in Trümmern liegt, blickte zurück auf eine Geschichte von tausend Jahren. Sie war groß und berühmt in den Tagen, da im Spreewalde in der Gegend Berlins noch elende Fischerdörfer der Wenden gestanden, von denen kein Blatt der Geschichte zu melden weiß.

Sie war im vierzehnten Jahrhundert die Wiege der Grafen von Brabant!

Damals begannen die Tage ihrer höchsten Blüte, damals erhob sie der Fleiß der niederländischen Handwerkerzünfte zu dem, was sie im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte für die Niederlande, für Europa und die Welt war: Löwen, das Schmuckkästchen, die zierliche, die reine, das Idol einer Kunst, die nur unter diesem Himmel zu gedeihen vermochte, wo sich das Licht des Ozeans mit dem Lichte der weiten und grünen Ebene vermählt, wo dieses Licht die Farben eines Rubens und Rembrandt, eines van Dyk und Jakob Maris, als könne dieses Licht gar kein anderes sein, so selbstverständlich gebar.

Allein und einsam, ohne den Tröster Wilhelmi, wandelt Schwester Irene durch die Trümmer dieser Stadt. O, sie wußte ja, wie ihr dieser Anblick ans Herz greifen würde, aber daß es so furchtbar sein könnte, das ahnte sie nicht.

Rauchgeschwärzte Mauern, Schutt und Asche, Ruinen, wohin ihr Auge blickt. Hatte es wirklich was zu sagen, daß man sich besonnen in letzter Minute, daß man das Juwel der gotischen Baukunst, das Stadthaus, den Flammen entrissen? Hatte das wirklich was zu sagen? Stand das Juwel doch, das einst den Angelpunkt des Platzes im Geiste des Mittelalters gebildet, jetzt etwa nicht inmitten eines Trümmerhaufens, war's nicht noch kläglicher in seiner nun zum Himmel schreienden Schönheit, als wenn es ganz von dieser blutbesudelten Erde verschwunden wäre!

Lagen nicht Universität und Bibliothek Löwens in Schutt und Asche, klafften nicht die Risse in den Pfeilern

von St. Peter, die Risse, die deutsche Bomben geschaffen hatten?

War Löwen nicht trotz aller gegenteiligen Versicherungen, abgegeben in einem Momente der Scham und der Besinnung, nur noch ein Name, nur noch eine Erinnerung an das, was einst gewesen!

Tränenden Auges steht Schwester Irene auf dem Platze vor dem Stadthaus, das sie in seiner Hilflosigkeit anschaut wie aus großen, erschrockenen Kinderaugen, die tränenlos und voll Angst nicht wissen, welcher Dämon über die Erde dahingeschritten ist.

Schutt und Asche! Hochgetürmte Haufen um sie her, wohin auch ihr Auge blickt. Und sie war noch zu preisen, daß sie nicht Zeugin gewesen jener Schreckensnacht, da Wahnsinn und Mißverständnis das Unfaßbare zuwege brachten, da Soldaten auf Soldaten schossen und Bürger auf Bürger, bis ein Flammenmeer Löwen, die unvergleichlich zierliche, verschlang, bis die Bomben der Deutschen in wenigen Stunden in Rauch aufgehen ließen, was deutsche Kunst fromm und gläubig, fleißig und Gott vertrauend langsam in langen Jahrhunderten edelsten Bürgersinnes gebaut.

Trümmer diese Straßen, denen der Friede das charakteristische Gepräge gab, in denen Bürgerfleiß und Bürgertugend, Patrizierhaus neben Patrizierhaus stellten, jedes eine Feste des Wohlseins und der Behaglichkeit, der bürgerlichen Ruhe und des Sichgeborgenfühlens ... Und waren diese Trümmer denn das Schlimmste?

Schwester Irene schaudert, sie schaudert in Erinnerung an all' das, was sie noch auf Falkenstein in den Wochen des zu Ende gehenden Sommers über Löwen gelesen.

Noch klebt das Blut der Bürger an einem jeden dieser Steine. Noch vernimmt ihr Ohr voll Grauen der Frauen weinende Stimmen, der Kinder klagendes, noch lallendes Flehen ... Flammen in und um Löwen ...

Wer den Bürgern Löwens solches erzählt hätte noch vor einem halben Jahre, da die Unantastbarkeit ihrer Stadt, die Heiligkeit des ganzen Landes, dem auch diese Stadt gehörte, auf den Felsen der Felsen gebaut zu sein schien!

Und nun?

Waren sie schuldig, diese Bürger, die Nachkommen der Gelehrten und Kaufleute, der Handwerker und Gewerbetreibenden, deren Wort einst gegolten in den Hafenplätzen der fernsten Meere, die ihre Waren aus Brabant durch aller Herren Länder von Messe zu Messe im Vertrauen auf das Wort ihrer Kunden und im Vertrauen auf das eigene Wort gesandt? Auf der Messe in Frankfurt zeigten sich vor Jahrhunderten diese Händler, auf jener Messe, die halb Europa an den Strom mit dem Kaiserdome rief. Auf dem Platze, wo der Römer stand und steht, in dessen geweihten Hallen man den heiligen Verweser, des alten Reiches deutschen Kaiser, den Schirmherren irdischer Gerechtigkeit gekürt!

Waren sie wirklich schuldig, verdiente es ihre Stadt, aufzugehen in Flammen und zu versinken in Asche, wenn in der Tat e i n e r von ihnen schuldig war?

Schwester Irene wagt nicht, in ihrem Inneren eine Entscheidung zu treffen. Es war Krieg, und im Kriege hatte ein Jeder recht.

Ein Jeder? Wirklich ein Jeder? oder doch nur der Stärkere, der Überwältiger, der Angreifer, der, der sich Rechte anmaßte und die Macht mit sich führte, über den Schwächeren und Unterliegenden zu triumphieren, wenn der sich auch wehrte mit seinem guten Rechte und zu Mitteln griff, die der andere kurzerhand für Unrecht erklärte.

Überhaupt Krieg und Recht? Waren das nicht zwei Begriffe, die sich schlechterdings ausschlossen, wenn Not kein Gebot kannte, wie das in Berlin des neuen Reiches offi-

zieller Kanzler ohne Besinnen erklärt hatte? Gab es dann überhaupt noch ein Recht?

Wer hatte also hier Recht und wer Unrecht?

Sie wagt es nicht zu entscheiden, sie will es nicht entscheiden. Sie ist nur ein Weib, das zu helfen gekommen ist, und darum weint sie über den Untergang der lieblichen Stadt.

Die Nachrichten widersprachen sich wie alle Nachrichten in diesem schaudervollen Kriege, den ein Dämon entzündet hatte, dessen Schuld der eine dem andern kaltblütig in die Schuhe schob.

Ein Aufstand war geplant und mußte unterdrückt werden, so sagten die einen, die Soldaten hatten sich geirrt und auf die eigenen Kameraden geschossen, behaupteten die anderen. Wer wollte nun nach Wochen entscheiden, was eigentlich in einer dunklen Nacht der wilden Verzweiflung und des rasenden Schmerzes hier in den alten Gassen Löwens geschehen war? Wer wollte das entscheiden, wer fand den Mut, auf eine ganze Stadt den Bann der Vernichtung zu schleudern, über eine Bevölkerung von Zehntausenden den Stab zu brechen? Wer fand dazu in seines Herzens verborgenster Tiefe den traurigen Mut?

S i e doch nicht, s i e doch wahrlich nicht, die als Schwester der Liebe und des Mitleids gekommen war in fremde Lande, um auf den Schlachtfeldern Flanderns die helfende Hand zu reichen, wem sie sie nur immer reichen konnte, ob es nun Freund oder Feind sein sollte, den ihr der Zufall auf die Straße warf!

Konnte s i e hier richten?

Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet, fuhr es da plötzlich vor den Trümmern des Großen Platzes von Löwen durch ihren armen Kopf.

Sie wirft das stolze Haupt zurück, trocknet mit dem Taschentuche die Tränen, die ihr die fieberglühenden Wangen hinunterrinnen, aber sie quält sich mit ihren Ge-

danken weiter. Was war das alles, was ihr der Leidensweg über Verviers, Lüttich und Brüssel gezeigt hatte, gegen dieses da?

Was war das alles? Hier lag ein Opfer, ein unschuldig dahingemordetes Opfer höchster Schönheit und höchster Kunst! Das waren ihr Löwen und seine Bauten, Löwen und seine tausendjährige Geschichte.

In Gärten gebettete Stadt der innerlichsten Größe und geistigen Höhe an den Ufern der Dyle, sich spiegelnd mit den schlichten Giebeln Jahrhunderte alter Häuser in den schwarzen, tief beschatteten Wassern deiner Grachten, Löwen, Löwen, Löwen ...

Wie ein Schmerzensschrei zieht der Name, der unvergeßliche, der gleich Troja unsterblich gewordene, durch die Brust der Schwester.

Eine Nacht, eine einzige, von Gott gehaßte, von der Teufel Oberstem geschaffene Nacht, die die Menschen gewandelt in Wölfe der Steppe, die im Heißhunger, in Wut und Verzweiflung über einander hergefallen waren, bis der rote Hahn saß auf dem schlanken Giebeldache von St. Peter, bis die Lohe fuhr durch die Säle mit den gotischen Spitzbögen, mit den heiligen Säulen und den alten Pergamenten, bis schrill und schaurig der Klageruf erscholl durch eine Welt von einem Pole zum andern: Löwen, die liebliche, brennt, Löwen, die liebliche, ist zerstört worden, sie ist nicht mehr, nur noch ein Name in der Geschichte goldenem Buche, eine Seite, geschmückt mit des versinkenden Mittelalters schönsten Schnörkeln, gemalt in Gold und Blau auf den Pergamentrollen des silbernen Codex in Upsala, der Liederhandschrift in dem von Neckarwellen umflossenen Heidelberg!

Löwen und dein Schloß!

Schwester Irene fährt auf. Gab's noch ein Recht, an den Hängen des Odenwaldes tränenden Auges und mit geballter Faust zu weisen auf das, was dort einst in

Trümmern in die Tiefe gesunken, nachdem Löwen an den Ufern der Dyle von deutschen Händen zerstört worden war.

Gab es das noch? Gab es das wirklich noch?

Wieder wirft Schwester Irene das stolze Haupt zurück und diesesmal t r i f f t sie eine Entscheidung, diesesmal schüttelt sie das Haupt.

Nein, ein solches Recht gab es nicht mehr, k o n n t e es nicht mehr geben, nachdem Löwen, die liebliche, in Schutt und Asche gesunken war!

V.

Das Feldlazarett ist eingerichtet. Es liegt exponiert, weit vorgerückt, dicht hinter der Front. Dort, wo die weite, grüne, von Kanälen durchzogene Ebene Flanderns den gelben Dünen die Hände reicht und die sehnsüchtig die Arme nach dem stahlblauen Meere ausstrecken. Um Ypern und den Yser-Übergang geht noch immer der Kampf. Ein eherner Wille hat eine Mauer von Soldaten hingestellt, hat es sich vorgenommen, das Unmögliche möglich zu machen und von Calais aus die eiserne Faust über den Kanal auszustrecken.

Viele einsame Stunden des Tages und der Nacht verbringt Schwester Irene in diesem Feldlazarett, das noch immer der Verwundeten harrt. Es ist eine langgestreckte, einstöckige Baracke aus Wellblech, die man auf den Kamm der Düne stellte. Auf der Düne Kamm, wo der Wind der Nordsee, dieser scharfe Wind des Herbstes, bläst mit gedunsenen Wangen, so daß das leichte Gebäude in den Stunden des Sturmes in seinen innersten Fugen kracht. Bis die Verwundeten kommen, hat Schwester Irene Zeit. Darum vollendet sie hier das Tagebuch ihrer belgischen Reise, die grausige Anklageschrift, die sie einem entarteten

und entgötterten Jahrhundert in das bleiche Antlitz zu schleudern entschlossen ist.

Viele, viele Seiten des Buches hat sie schon bedeckt mit den zierlichen und regelmäßigen Buchstaben ihrer gewählten Schrift, deren feste Linien auch nicht den Gedanken an eine tiefgehende, innere Erregung der Schreiberin aufkommen lassen. Auch eben fährt die Feder wieder über das Papier und sie schreibt, während in nächster Nähe an den Ufern der gelbflutenden Yser die Kanonen donnern.

Antwerpen.

Ein Nachtstück.

Fliehet, o fliehet, ihr Söhne und Töchter von Flandern und Brabant! Denn sehet, es kam der Tag, da sich der Herre Zebaoth erinnerte der in Wollust und Goldgier verbrachten Stunden! Sehet, er kam auf den Fittichen des dräuenden Ungewitters, dieser Tag!

Da Ihr laget und schlummertet auf den Goldsäcken, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant, die Euch das Meer verschaffte als lohnende Beute, da rief auf der Herre Zebaoth den bösen Feind, daß er Maschinen baute, die das Feuer zu speien vermochten, daß er durch ein Zaubermittel der Hölle Herr der Winde und der Wetter ward!

Er ersann ein Schiff, das die Lüfte durchsegelte. Sehet Euch dessen vor, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant! Ihr pochtet auf den eisernen Gürtel, den das Genie um den zarten Leib Eurer Stadt gezogen, auf den Gürtel aus Beton und Panzertürmen, und ahntet nichts von der Rache, die da schlummerte auf einem Bette des Friedens, über das heilige Versicherungen Rosen und Flieder gestreut.

Sehet Euch vor, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant! Die Türme aus Beton und Eisen werden wanken, wenn sie geflogen kommen, die feuerspeienden Kugeln, die Satanas, der Hölle oberster Schirmherr, ersann!

Darum sehet Euch vor!

Nahe ist der Tag des Herren und furchtbar die Stunde seines unbändigen Zornes, wenn Ihr Euch gewiegt habt in träge Sicherheit!

„Uneinnehmbar, unbezwinglich“ raunen Euch Dämonen des Stolzes und der Eitelkeit in die Ohren, aber der Engel des Zornes schreitet mit schmetternden Posaunen der Schar der Rache glühend voran.

Leuchtend sind seine Augen wie der Blitz des Himmels und furchtbar ist seine Stimme, wie der rollende Donner in den Tagen des Gewittersturms!

Achtet auf ihn, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant! Er wird sich aufmachen von Süden, in der Richtung des Mittags, er trägt geflügelte Schuhe an seinen Sohlen und das flammende Schwert in der Hand! Er naht in dröhnendem Gleichschritt von Regimentern und aber Regimentern, er dünkt sich groß und stark und er wird Euch auf das Haupt schlagen, wie Simson mit dem Kinnbacken des Esels die Häupter der Philister schlug.

Aufmachen wird er sich wie der Wind des Nordens aus eisigem Meere, einfallen wird er in den Schoß der reichsten Eurer Städte wie der Wolf in die Hürde, der nächtlings des Schäfers schlaftrunkene Herde beschleicht.

Hört Ihr es nicht näher und näher, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant!

Seltsames Surren um den Turm von Liebfrauen, den schlanken Eurer einzigartigen Kathedrale, vor der Rubens, Euer Herr und Meister ewiger Schönheit ewige Wache hält.

Surren, Surren, Surren über der herrlichen Place Verte. Tiefschwarz der nächtliche Himmel ohne Leuchten und ohne Stern! Und unter diesem Himmel der unheimliche

Vogel des Abgrundes, der die Flügel reget mit flatterndem Schlage, der Pech und Schwefel, Feuer und Unheil in seinem leichtbeschwingten Leibe birgt.

Männer ohne Erbarmen in der Gondel, die der große Vogel in den Krallen seiner Raubtierfänge trägt.

Ihr kennt sie doch, diese Männer! Seid Ihr hier vor diesen Männern sicher, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant? Da ... ein Leuchten durch das schwarze Dunkel der Nacht, ein Feuerzischen über dem schlanken Pfeile der Kathedrale, als ob einer ein Riesenzündholz angerieben hätte.

Der Vogel kreischt wie die Krähe, die das Aas des Schindangers überflattert, und sich jetzt niederlassen will zu lang erspähtem Fraße.

Es knattert! Hoch in den Lüften über Eurer Kathedrale! Wie Leuchtkugeln, Meteore des rächenden Himmels saust es da durch die Luft. Es schlägt auf auf dem Pflaster der Place Verte und zündet in lohender Feuergarbe, wo es auf das Dach eines Hauses und dieses durchpolternd in die Wohnung von Menschen fiel...

Die Bomben .. die Bomben .. versteht Ihr denn immer noch nicht... wie nahe Euch allen die Gefahr, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant! Euch, die Ihr Euch hinter dem Gürtel der Panzerforts vor allem so sicher fühltet!

Uneinnehmbar? Unbezwinglich? Arme und leere Worte! Versteht Ihr denn immer noch nicht!

Da rast's, als ob der Ätna sich entladen hätte!

Einmal, zweimal, dreimal hintereinander!

Wie das Beben der Erde, das einst Apulien, Sizilien und Calabrien zerstört!

Ein einziger Schrei des Entsetzens geht durch die ganze Stadt von dem Boulevard des Arts, wo die Reichen in ihren Palästen wohnen, bis zu den Ufern der Schelde, wo die Armut des Hafenarbeiters in elenden Baracken haust.

Ein Fort flog in die Luft!

Ein uneinnehmbares, ein unbezwingliches!

Das Ächzen der Todesangst wie der Seufzer einer einzigen, gequälten Menschenbrust zieht von Nord nach Süd durch die ganze Stadt.

Ein Fort flog in die Luft!

Gerüchte schwirren durch die menschenüberfüllten Gassen und werden geglaubt.

Der König und die ganze Armee sind auf der Flucht! So versichern die einen! Fliehet, fliehe, wer kann, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant!

Die Engländer sind im Anzug und entsetzen die Stadt, ausharren, ausharren bis auf den letzten Mann, flüchtet in die Keller und aushalten! So trösten die andern.

Donnergepolter! Ein Schuß! Nein! Ein Wetter! Nein! Ein Bergsturz! Einer, der alles Gehörte überrast. Ein Wildbach, der die Felsenwand, des steilen Berges letzte Hoffnung, in den Abgrund geschleudert hat.

Ein Fort flog in die Luft!

Autos und Wagen rasseln über den Boulevard des Arts, über die breite Straße dem Bahnhof zu. Man hat erzählt, daß dort ein Zug nach Holland bereit steht! Fliehen, fliehen, fliehen, nur fliehen!

Die zusammengerafften Scheine in der Banknotentasche, im fest zugeknöpften Rock oder im silbernen Handtäschchen, kauern die Besitzenden in den Motorwagen und fauchen dem Bahnhof zu.

Eine Bombe über dem Boulevard! Das Höllenschiff zu ihren Häupten in den Lüften, Gnad' Euch der Himmel, Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant!

Eine Explosion in der Richtung des Hafens!

Vierzig Schiffe sollen in die Luft geflogen sein, auf sogenannten neutralen Wassern, so geht die Kunde von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr. Vierzig Schiffe, die die Rettung bringenden Engländer gesprengt und in den

Grund gebohrt haben, um das fliehende Heer der Belgier vor der Verfolgung durch den Feind zu schützen, um den Eingang in den neutralen Lauf der Schelde zu erzwingen, um das Meer den Bürgern Antwerpens freizugeben zur Flucht, die jetzt wie auf Befehl beginnt.

Mit einem Schlage Tausende und Tausende in den kaum beleuchteten Straßen, Tausende in der Richtung zum Hafen, Tausende auf dem Wege zum Bahnhof, Tausende auf der Chaussee, die hinein nach Holland führt.

Antwerpen und mit ihm ganz Belgien in einer grausigen Nacht des Herbstes, die nur der Donner der Geschütze belebte, die nur das Feuer der Mörser und Kanonen erhellte, auf der Flucht! Nach Rosendaal, nach Ostende, nach London... fort, fort, fort! Mit Kind und Kegel, mit Weibern und Greisen, mit Sterbenden und Siechen, Schwangeren und Gebärenden, fort, fort, nur fort aus der Hölle lohendem Feuerschlunde, dessen Gluten Dämonen der Tiefe angefacht, fort, fort, nur fort!

Das Bett auf dem gekrümmten Rücken, den Säugling an der nackten Brust, die noch nicht flügge gewordene Brut in dem rollenden Karren! Durch Nacht und Nebel über die schützende Grenze, nur über die Grenze, denn die Scharen des Gottseibeiuns sind hinter Euch drein!

Herkulanum und Pompeji!

Beben der Erde, Rollen des Donners, Tosen des ergrimmten Meeres, feuerscheinbegleiteter Schlag aus der Hölle untersten Tiefen!

Ein Fort flog in die Luft!

War es das letzte? Dringen sie ein in die Stadt, unaufhaltsam, nicht mehr zu bannen, ein Lavastrom, der die Weinberge von Torre und Boscotrecase in glimmende Asche wandelt, dringen sie so ein?

Fort, fort, fort, nur fort! Um jeden, auch um den höchsten Preis!

Zertretene Leiber, sich windend auf dem Pflaster der Straße, Freund über Freund, Mann über Weib, Kinder, winselnde und in den Kot gestampfte Kinder! Aber auch rührende Szenen der Treue und Liebe! Anchises, der Gelähmte, auf den Schultern seines Sohnes Aeneas, als hinter den Fliehenden Troja für immer in Schutt und Asche sank!

Homer und Vergil über Antwerpen!

Größte Dichter aller Zeiten und Völker beugen das Haupt über der brennenden Stadt an der Schelde und weinen unsterbliche Tränen, die Göttinnen fangen in silbernen Schalen und zu nimmer vergehenden Perlen formen.

Die Straße nach Holland ein wandelnder Menschenstrom, unfaßlich, unermeßlich, unübersehbar!

Und von Dorf zu Dorf hundert und tausend liebende Arme und gebende Hände, die sich den Flüchtlingen entgegenstrecken, die ihnen Brot reichen aus dem Schoße der Barmherzigkeit, Milch aus dem Busen des Mitleids, Wein aus dem köstlichen Becher der Liebe. Ganz Holland eine liebende Mutter, die ruft und bittet und ermuntert:

Söhne und Töchter aus Flandern und Brabant, Brüder und Schwestern meines Blutes und meiner Sprache, kommt, o kommt an mein von Schmerzen und Qualen und Liebe, göttlicher Liebe, pochendes Herz!

Unvergeßliches und schönstes Bild jener grausigen Tage und Nächte, da der Menschenstrom wanderte unübersehbar nach Hollands Grenze und die Zwillingsschwester der Zwillingsschwester wie im heiligen Schwur der Treue und Liebe die Hände gereicht!

Unverwelkliche Krone unter all' den Kronen auf der freien Niederlande erhabener Stirn!

Hier bricht das Tagebuch der Schwester Irene plötzlich ab. Man fand es vom Wasser halb zerfressen in der Baracke aus Wellblech, als sich die Truppen vor den Fluten des Atlantischen Ozeans geflüchtet hatten. In der Stunde, da

sie dies schrieb, müssen die ersten Automobile mit den Verwundeten aus der Richtung von Ypern und dem Yserkanal vor das Lazarett Professor Wilhelmis gerollt sein.

VI.

Von Ypern dröhnt der Donner der Kanonen nach dem Kamm der Düne. Seit Tagen, seit Wochen, jetzt seit Monden dröhnt er daher. Denn die Schlacht in Flandern ist endlos geworden. Wie zwei tolle Hunde haben die Gegner sich ineinander verbissen. Keiner gibt nach. Keiner weicht nur einen Schritt zurück. Zoll um Zoll, Brust an Brust wird hier gerungen, das Land blutet aus tausend und tausend Wunden, Haufen von Leichen decken Flanderns grüne Ebene, stauen sich in den Kanälen und lassen das blutgefärbte Wasser über die Ufer treten. Die Zahl der Gefallenen wird Legion. Aber der Befehl der Führer hetzt sie immer wieder aufs neue wie die Tiger der Arena aufeinander. Calais und Dünkirchen sollen in einem Sturme der Bravour genommen werden, aber alles ist umsonst.

Die schwere Artillerie hat in den Reihen der Deutschen gemäht, die Fünfundsiebziger der Franzosen tun das gleiche, die Kanonen der englischen Panzerschiffe sind am Werk. Kein Pardon, voran, vorwärts über Leichen und Leichen, Calais und Dünkirchen sollen genommen werden!

Die Blüte Deutschlands verblutet. Einerlei! Ganz einerlei! Calais und Dünkirchen müssen fallen.

Ypern zwischen der Lyß und der Yser, die Unglückselige, bildet den Mittelpunkt dieser schauderbaren, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen Kämpfe. Ypern, die Unglückselige!

Schon dreimal ist es beschossen worden und an einem Novembersonntag setzt der Donner der Kanonen um Ypern

aufs neue ein. Diesen vernimmt das lauschende Ohr Schwester Irenes, die auf dem Kamm der Düne in dem Lazarett aus Wellblech sitzt. Jeder Schlag läßt sie aufs neue zusammenfahren. Die Leute hier herum hatten behauptet, daß sich Ohr und Sinne an diesen Kanonendonner gewöhnen würden, aber ihr Ohr und ihre Sinne gewöhnen sich eben nicht daran. Die lauschen nur noch entsetzter bei jedem neuen Schlage und die grauenvolle Angst, die Schwester Irenes Herz so völlig beherrscht, wächst von Minute zu Minute!

Ypern, die Unglückselige, die Herrliche, heute zum viertenmale unter dem Feuer der beiderseitigen Kanonen. Der Übergang über die Yser soll wieder und wieder erzwungen werden.

Warum liegst du an der Straße des Weltenbrandes, armseliges Ypern, mit deinen gotischen Hallen und deinem Burgfried, mit deinen Mädchen und Frauen, die in den gegiebelten Häusern am schweigenden Wasser des Kanals die köstlichsten Spitzen, wie keine zweiten in ganz Flandern klöppeln? Warum liegst du dem Weltkrieg im Wege? Er schreitet über dich hinweg, wie er hinwegschritt über Brabant und Flandern und deren blühende Dörfer und Städte, die ihm im Wege gewesen waren. Auch über deinen goldblonden Scheitel, auch über dein schon dreimal in tiefstem Schmerze und entnervender Verzweiflung gebeugtes Haupt. Unglückseliges Ypern!

Viele, viele Kilometer weit erstrecken sich die Schützengräben, wie die verworrenen Gänge des Maulwurfs durch Flanderns grüne Ebene und schieben sich jetzt an des Meeres gelbe Dünen heran. Dixmuiden und Nieuport haben sie bereits erreicht, den Rand des Atlantischen Ozeans, von dem die Insassen dieser Termitenbauten, der Vernichtung in sich bergenden, noch nicht ahnen, daß er sich bereitet, sie eines Nachts im Dunkel des Himmels, der keine Sterne kennt, zu empfangen, um sie gurgelnd hinabzuziehen in

das nasse und eiskalte Grab des ewigen Schweigens! Sie sind eine Krebsgeschwulst, die sich unversehens an den blühenden Leib der flandrischen Ebene geheftet hat, diese Schützengräben, ein geschlängelter Totenwurm wären sie, der das uralte Holz, das ewig dauern sollte, zernagte, wenn der Atlantische Ozean und das gewaltige Wunder seiner die Lande überflutender Wasser nicht wären, seiner Wasser, die nicht Halt machen können vor Menschenworten und Menschenbefehlen, nicht Halt vor dem zähesten Eigensinne, der Hunderttausenden zu gebieten und mit ihrem Leben Fangball spielen zu dürfen glaubt! Die Wasser, die nur einmal auseinandertraten vor dem Worte des Ewigen und Unerforschlichen, der das Volk Judas durch die Wellen des Roten Meeres führte und die Schar der Ägypter mit dem Winke seines Fingers wie einen Sack voll junger Katzen ersoff.

Wohnungen, Hütten, Häuser sind diese von den Händen der Pioniere angelegten Gräben in dem Leibe Flanderns, diese Krebsgeschwulst an der freien Niederlande siech gewordenem Leib. Sie fressen weiter und immer weiter wie die unerbittlichste Krankheit am Leibe des Menschen, wenn nicht einer kommt, der Einhalt gebietet mit dem trennenden Messer, einer, der auch des Ozeans Wellen beflügelt, daß er das Land, das er verheerte und liebte in gleichem Maße, in seine meergrünen Arme nimmt.

Letzte Rettung, vom Himmel heruntergeholte Wellen des Atlantischen Ozeans!

Bei jedem Schusse fährt Schwester Irene zusammen. Zum viertenmale tobt um Ypern, die Unglückselige, der Kampf. Schwester Irene hat jetzt des Lazaretts schützenden Bau verlassen. In der Tracht der deutschen Schwester vom Roten Kreuze steht sie barhäuptig auf dem Kamm der Düne und blickt in der Richtung der Stadt, deren Häuser und Türme sie von hier aus deutlich unterscheiden kann. Und über diesen Häusern und Türmen der weiße Rauch des

Pulvers, über ihnen das Fauchen und Zischen und Zünden der in Flammengarben auseinander platzenden Granaten, die den Fall der Stadt und mit ihm den Übergang über den Kanal erzwingen sollen.

Das Gewitter tobt in den Lüften, das aus Menschenwitz und traurigstem Menschenhaß herausgeborne Gewitter, in den Sünden der Habgier, in Schande und Schmach von ruchlosen Gehirnen gezeugt. Kein befreiendes, das der milde West im Sommer über Flanderns nach erlösendem Regen lechzende Fluren sendet, ein infernalisches Gewitter, das der Höllenfürst im Kreise seiner vertrautesten Teufel ersann.

Vom Meere, vom Westen hat sich der Sturmwind erhoben, er faßt Schwester Irenes Haar, er weht ihr den feinen Sand der Düne, mit dem noch im Sommer harmlose Kinder spielten, aus dem sie Muscheln suchten und in die Eimerchen füllten, in die Augen, so daß sie kaum mehr zu sehen vermag. Aber er weht auch die Garben der Flammen über die Dächer und Türme von Ypern, daß die roten Zünglein tanzen wie die toll gewordenen Teufel, die Satans Großmutter zu der Hölle lustigstem Faschingsball geladen. Sie hüpfen wie die Vögel der Asphodeloswiese im Reiche der Abgeschiedenen von Dach zu Dach, von Haus zu Haus!

Die gewaltige Turmglocke des Burgfried läßt jetzt ihre eherne Stimme vernehmen, sie mischt sich in den Kanonendonner. Schwester Irene vernimmt klar und deutlich die schauerlichen Klänge, wenn der eherne Mund der schweren Geschütze für einen Augenblick verstummt.

Ypern brennt ... es brennt heute zum viertenmale ...

Die Hallen, die Hallen ... der Burgfried ... die Giebelhäuser. Was will, was soll, was wird aus ihnen werden?

Die Dämmerung des frühen Herbstabends sinkt langsam über den Kamm der Düne, in weiter Ferne brandet der Ozean wider die Küste, als riefe er: Ich komme, ich komme,

ich nehme euch in meinen Arm! Wartet, wartet, ich bin gerüstet, geduldet, geduldet euch!

Purpurn malt es sich jetzt an dem dunkler und dunkler werdenden Horizonte, keinen Mond und keine Sterne kennt der von schwarzen Schneewolken verhüllte Himmel, nichts, nichts, als einen einzigen Feuerbrand.

Yperns Untergang!

Das Schwanenlied einer vor hunderten ausgezeichneten Stadt! Einer Stadt, die nichts kannte als das Hohelied des Friedens und der Arbeit und der Freude, seit sie Gott der Herr aus dem Dunkel des Nichts zum fröhlichen Werden und Sein zwischen die grünen Wiesenstreifen der flandrischen Ebene rief.

Ypern, die Unglückselige!

Mauern bersten, Türme wanken, Giebelhäuser fliegen in die Luft. Starren Blickes und tränenlosen Auges schaut Schwester Irene nach Westen, wo sich ein Meer von Qualm, Dunst und Rauch, von Feuer, Blut und Flammenschein, als sei es ein unfaßbares Kapitel der Apokalypse, die die Schauer des Weltgerichts zu erzählen glaubte, am Horizonte über den Wogen des fernen Meeres ballt.

Ein Kapitel des Inferno, fährt es da durch ihren Kopf, ein von Dante ob seiner namenlosen Schauer noch nicht gesungenes!

Ypern brennt, es brennt zum vierten- und letztenmale, denn nichts mehr wird von ihm übrig bleiben, wenn es jetzt zum viertenmale brennt.

Ein Schrei löst sich von den Lippen der Schwester Irene. Der Burgfried, der Jahrhunderte alte, der einst in finsteren Tagen des Mittelalters, die heute wiederkehrten, mit seinem Glockenmunde die Bürger Yperns aufrief zum Kampfe, der in Zeiten köstlicher Arbeit und tiefen Friedens viele, viele Jahrzehnte hindurch die Stunden des Fleißes

und die der Ruhe kündete, der Burgfried Yperns sprang in die Luft!

Die Glocke schmolz und fiel, deren eherne Zunge zu Generationen geredet hatte. Sie schmolz und fiel!

Eine Lohe von Millionen und aber Millionen Funken an der Stelle hoch in den Lüften, wo einst dieser Burgfried stand. Als wolle Zeus den Ewigen auf den Höhen des Olympos das Zeichen geben, daß die Stunde des Weltuntergangs hereingebrochen sei!

Mit beiden Händen, eine Rasende und Verzweifelte, rauft sich Schwester Irene auf dem Kamm der Düne das von dem Winde des Meeres gelöste Haar. Und eine Säule wie in den Tagen des Mosis wandelt der vom Sturm aufgepeitschte Sand vor ihr her.

In dieser Gestalt zeigte der Gott der Rache seinem auserwählten Volke durch die Wüste den Weg in das gelobte Land ... Und heute war's wieder der Gott der Rache, der die Säule zu ihren Füßen, der die Säule aus Yperns sinkenden Mauern und Türmen schuf! Eine dithyrambische Verzückung, die süße Wollust des Grauens und der Schmerzen bemächtigt sich da der Schwester und sie singt wie Debora, die einst Richterin in Israel gewesen, aus den innersten Tiefen ihres Herzens das Lied und den Hymnus, nach dessen Weisen sie tanzen könnte vor der Lade des Bundes, versänke es nicht im Heulen des Meeressturmes und im Donner der Geschütze in ein Meer aus Blut und Tränen, dieses Lied:

„Sei mir gegrüßt, Yperns Tochter mit den langen, goldig blonden Zöpfen, die du saßest in dem hohen, schlanken Giebelhause des Marktes, und dieses Haus war deine Welt!

Welt des Friedens und der Freude, in die des Abends kehrten Vater und Mutter, Mutter, die Fleißige, und Vater, der Kühne, der auf dem Fischerboote seiner Gilde auch mit den Wellen des Ozeans an dem Tage des Sturmes rang!

Neigtest dort das Köpfchen, liebliche Tochter Yperns, mit den goldblonden Zöpfen, über der Spitzen weichem Sammetkissen, deren Werk deinen feinen Händen wie keinen zweiten in ganz Flandern gelang!

Schon in den Tagen der Bourbonen und der schottischen Maria vielbewunderte Spitzen, die Yperns Frauen und Töchter woben und wirkten mit den schlanken Fingern, wenn der Dauphin die Braut, die königliche, erfreuen wollte mit dem weißen Kleide ihrer Hochzeit, zu dem Tage, da sie den edelen Sproß mit dem Wappen der drei reinen Lilien in den zarten Armen der Liebe und Sehnsucht empfing.

Tochter Yperns mit den goldblonden Zöpfen und schlanken Händen, was wobest du mit diesen Händen in das spinnwebzarte Kleid zum Tage der Hochzeit? Was wobest du hinein in den Stunden des Friedens in des Marktes uraltem Giebelhause, wo du Woche um Woche in deiner Stadt niemals angetastetem Frieden so fleißig saßest?

Waren es nicht die Gedanken der T r e u e und der L i e b e, die du wobest in der Hochzeit feinen Spitzenschleier, um den dich die Elfen deines Waldes und der Spinne Kunst mit Fug beneideten?

Die Gedanken der T r e u e! Wenn man legte Hand in Hand zum Bunde, daß das gelten sollte als gegebenes Wort bis in die letzten Tage des Weltenbestandes, gelten auf dieser Erde, gelten vor Gottes Thron!

Waren das deine Gedanken, Tochter Yperns mit den goldblonden Zöpfen, die die feine Spitzenarbeit deiner Hände zu einem Werk, das ewig bestehen sollte, zum Ruhme der fernen Jahrhunderte gemacht?

Gedanken der L i e b e, Gedanken der T r e u e, geboren aus dem reinen Gemüte des unberührten Mädchens, für der Braut mit Fleiß gewobenen Spitzenschleier, den ihr der Königssohn aus der flandrischen Städte niedlichster gesandt.

Du bist meinem Blicke entschwunden, Tochter von Ypern, rauchgeschwärzt sind die Mauern deines Giebelhauses und der Wind der Nächte geht durch die zerschlagenen kleinen Fenster und des Himmels kalte Sterne blicken hinein durch dein von Granaten verwüstetes Dach.

Aber dein Ruhm bleibt, und dein Fleiß und deine Treue, goldblonde Tochter von Ypern, so lange noch ein Herz entgegenschlägt einem anderen Herzen, wenn des Friedens Tage wieder gekommen sein werden, nachdem der Reigen des Wahnsinns sich brach an den ehernen Mauern, die Wille und Vernunft errichtet haben, wo des Meeres stahlblaue Woge brandet wider die Küste deines Landes, wo der Engel des Herren mit dem flammenden Schwerte steht und wehrt."

Die schwarzen Schneewolken ballen sich zu Häupten der Schwester Irene, sie öffnen ihren das weiße Leichentuch des Winters bergenden Schoß. Flocken hernieder aus der Höhe, weiße, weiche, große und kalte Flocken...

Es schneit. Flanderns Himmel selber senkt sich freundlich und deckt das aus tausend Wunden blutende Land.

VII.

Zum Sturm auf! Marsch, marsch! Es ist die heiser geschriene Stimme eines Hauptmanns, eines von den hundert, die eben längs des Laufes der Yser das gleiche Kommando geben. Zum Sturm auf! Marsch, marsch!

Seine Augen sind weit aus ihren Höhlen herausgetreten, auf seiner Brust glänzt das vor ein paar Wochen erkämpfte Eiserne Kreuz. In der Rechten schwingt er den Säbel, die Linke umklammert den Revolver. Zum Sturm auf, marsch, marsch! Der Übergang über die Yser soll noch

einmal erzwungen werden. Sechs Regimenter rücken zu diesem Sturmangriff vor.

Fahnen wehen, Trompeten schmettern, Trommeln wirbeln.

Lautes Hurragebrüll. Einer stürzt über den andern hin, einer stolpert, einer fällt über den andern, zum Sturm auf, marsch, marsch!

Die Musik soll das Geknatter der Infanteriegewehre, das Donnern der Kanonen überdröhnen, das Hurra soll die furchtbaren Laute des Todes verschlingen. Sie sollen, aber sie können es nicht.

Denn hier ist alles eitel Wahn. Das jenseitige Ufer des Kanals starrt von Kanonen.

Der eine hat sich heiser gebrüllt, die anderen brüllen sich heiser. Leutnants, Feldwebel, Sergeanten und Unteroffiziere übernehmen diesen einzigen Befehl: Zum Sturm auf, marsch, marsch!

Und da löst es sich aus den Schützengräben, in denen die Leute Wochen und Wochen halb im Wasser in der eisigen Kälte gelegen. Sie können nicht mehr laufen und dennoch laufen sie. Voran, voran! Ist es ein Wunder, zu ihren Häupten der Pech- und Schwefelregen von Sodom und Gomorra, hinter ihnen der Mann mit dem aufstachelnden Befehle: Auf, auf, marsch, marsch. Und auf seiner Brust funkelt das Eiserne Kreuz!

Zum Sturm auf, marsch, marsch!

In Scharen wankt es dahin über die grüne Ebene, in Sprüngen. Eine Salve aus hundert Feuerschlünden empfängt die Rasenden. Tausende mäht das feindliche Blei dahin, auch den Mann mit der heiser geschrienen Stimme, der stirbt, den gezogenen Revolver noch in der Hand, auch ihn mit dem Eisernen Kreuze auf der Brust. Er liegt jetzt schon, eine Nummer unter anderen Nummern, auf einem Haufen von Leichen!

Und ein anderer brüllt gleich ihm:

Zum Sturm auf, marsch, marsch!

Hurra, mit Gott, für König und Vaterland!

Mit Gott, mit Gott, hallt es von hundert und hundert Stimmen.

Und dann wie ein höhnisches Echo aus dem Munde einer Fratze durch die Lüfte: Mit Gott, mit Gott!

Aber das Erdbeben der Geschütze, das Flanderns Ebene durchrast, verschlingt dieses „Mit Gott!"

Der Tod hält seine Riesenernte in den Reihen der Vorwärtsstürmenden. Der Schnitter mit dem fleischlosen Schädel und den Knochenarmen mäht, mäht. Dutzende, Hunderte, Tausende streckt er in den Sand. Er mäht, die frischgeschliffene Sense in kräftiger Hand. Er mäht, mäht, mäht...

Hinlegen, hinlegen, hinlegen!

Wie eine Erlösung für Sekunden fährt dieses eine Wort, weitergegeben von Munde zu Munde, durch die Reihen der Angreifer. Und die Lebenden fallen wie Mücken im Herbste auf die Leichenhaufen der Gefallenen, über die Kadaver ihrer eigenen Brüder.

Die feindlichen Kanonen schweigen eine Minute. Sie sparen ihre Munition, bis das furchtbare „Zum Sturm auf, marsch, marsch!" und das wahnsinnige Laufen nach den Wassern des Kanals aufs neue beginnt. So lange schweigen sie.

Die Kanonen des Feindes befinden sich in ausgezeichneter Deckung, im Schutze der Dünen, und der kleine Spiegel, der sich auf dem Rücken der Lafette bewegt, meldet dem beobachtenden Offizier jede Wendung der Rasenden.

Zum Sturm auf, marsch, marsch!

Wieder Männer mit den gezogenen Revolvern hinter ihnen drein.

Rateratat, rateratat!

Kartätschen, Granaten, Schrapnells! Die Mörser brüllen wie die wilden Tiere, die Mörser jenseits des Kanals und hinter den Dünen.

Wie Geflügel, aufgepeitscht von des Meeres rasendem Sturme, wie Hagelschauer des Frühlings flattern und prasseln die Geschosse über den Vorwärtslaufenden durch die Luft.

Zum Sturm auf, marsch, marsch!

Hurra, hurra, hurra!

Die Wahnwitzigen singen, ein schauerlicher Todeschorus, ein furchtbares Finale der Verdammten:

Die Wacht am Rhein!

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Sie stürmen den Kanal der Yser! Zum sechstenmale gegen Mauern von Eisen, gegen einen Wirbelwind von leiberzerfetzenden Granaten stürmen sie.

Hinlegen ... Hinlegen ...

Nur noch drei Viertel von denen, die sich vorhin aufgemacht, folgen diesem Befehl.

Wie eine Heuschreckenwolke, die die Wüste überflog, fallen sie ermattet in das Gras.

Ächzen und Stöhnen aus Brüsten, die kaum mehr zu atmen vermögen, und dabei den Tornister auf dem Rücken, der kein Gefühl mehr sein eigen nennt, dabei das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett in den Händen, die Scheide des Seitengewehres zwischen den Beinen, die sie am Laufen hindert!

Sie liegen und schnaufen. Zwischen Toten und Verwundeten, deren Schreie gräßlich die Lüfte erfüllen, wo sie der Zufall gerade hingeworfen hat.

Und wieder: Auf, auf, marsch, marsch! aus den heiser geschrienen Kehlen ihrer unermüdlich erscheinenden Peiniger.

Auf, auf und marsch, marsch!

Rateratat, rateratat!

Trompeten, Trommelwirbel, Fanfarengeschmetter.... Voran, voran, an den Fluß, immer näher an den Fluß!

Richtung Brücke! Auf, auf und marsch, marsch!

Tatsächlich noch eine Brücke, eine vom Feinde vergessene Brücke, eine, die er in der Eile, auf der Flucht vor ihnen, den sich unüberwindlich Dünkenden, stehen gelassen. Man hat sie Tage und Wochen beobachtet, diese Brücke... auf, auf, und marsch, marsch!

Eine Minute schweigen die feindlichen Kanonen. Die Schützenlinie stürmt wie im Wahnsinn voran. Nur hie und da ein Schuß! Was ist das? Sollte denen da drüben die Munition ausgegangen sein? Daß sie nicht mehr schießen! Ist er schon unser, der Sieg? Auf, auf und marsch, marsch!

Die zerschossenen Fahnen flattern vor ihnen her im Winde... Die Brücke, die Brücke... der Fluß, der Fluß.. Wer erreicht als der erste das jenseitige Ufer? Wer kämpft zuerst mit dem Feinde da drüben? Mann gegen Mann, Brust an Brust, das Bajonett, das furchtbar geschliffene, auf dem Gewehre! Wer, wer, wer?

Auf, auf und marsch, marsch!

Wie vom Teufel gehetzt, rasen die zum Tode Ermatteten, mit Schmutz und Kot überladenen, die Menschen nimmer ähnlich sehen. Voran, voran!

Ehre, Ehre, Ehre! Wahnwitzerfülltes Wort!

Sie peitscht sie jetzt toller, als der heisere Ruf des Mannes mit den blutunterlaufenen Augen, der den todbringenden Revolver in zusammengekrallter Faust hält.

Und voran flattert die Fahne.

Die feindlichen Kanonen schweigen, als ob ihre tiefe Ruhe locken sollte:

Voran, ihr Helden, nur immer voran!

Sie stolpern weiter über die Leichen ihrer Kameraden, über die Erdschollen, die die Wiese bedecken, die die Feinde beim Aufwerfen der nun verlassenen Schützengräben zu Hügeln gehäuft.

Dort der Kanal, dort die Brücke!
Mit Gott für König und Vaterland!
Mit Gott, ja, mit Gott!
Hurra, hurra, hurra!
Es braust ein Ruf wie Donnerhall!

Aus hundert und aberhundert Kehlen. Die erste Kompagnie hat die Brücke erreicht, weitere folgen ihr auf dem Fuße. Hurra, der Yser-Übergang, der befohlene, den sie unter allen Umständen nehmen müssen, er ist ihrer!

Schwarze Scharen auf der Brücke! In wenigen Minuten wimmelnd wie ein Termitenhaufen...

Hurra, hurra, hurra!
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall!

Hunderte auf der Brücke und Hunderte und aber und aber Hunderte drängen nach.

Hurra, hurra, hurra!

Rateratat, rateratat, rateratat...

Eherne Stimmen aufs neue aus den Feuerschlünden da drüben.

Verwirrung, tötliche Verwirrung, Verzweiflung!

Also doch nicht, doch nicht zum Schweigen gebracht, doch nicht erschöpft...

Rateratat, rateratat, rateratat...

Es mäht, es mäht, es mäht auf der Brücke.

Sich windende Pferde der Offiziere, zwischen zuckenden Leibern der Soldaten, und darüber die wehende und zerschossene Fahne des ersten der anstürmenden Regimenter!

Voran, voran, voran!

Da... da... da... Stürzte der Himmel zusammen? Bebte die Erde? Riß der Vorhang des Tempels in Stücke von oben an bis unten aus? Taten sich die Gräber auf? Was war das? Was war denn das? Ein Jubelschrei aus tausend und abertausend Kehlen von der anderen Seite des Kanals. Die List ist gelungen. Sie ist geglückt. Die seit Wochen unterminierte Brücke, die einzige, die sie stehen

gelassen, ist in die Luft geflogen. Eine Riesenwolke von gelblichem Dampf und Rauch des Dynamits über dem Strom. Und in diesem Strom, Gnade ihnen Gott! Aus dem Hinterhalt hervor der Feind ... die andern, die noch gar nicht wissen, um was es sich eigentlich handelt, drängen nach, über die geborstenen Pfeiler der Brücke, die die da drunten in den Wassern erschlugen, hinein in den Strom. Tausende ringen jetzt da drunten mit den kalten Fluten, Tausende, die schon zu Tode ermattet waren, die die gräßliche Angst um das nackte Leben wieder lebendig gemacht.

Und nun aufs neue:

Rateratat, rateratat!

Die Kanonen richten sich auf die Nachdrängenden. Sie mähen und mähen wieder unermüdlich, diese unerbittlichen Kanonen ... Reihen und Kolonnen mähen sie.

Victoire, Victoire ... Aus tausend und tausend Kehlen da drüben! Victoire, Victoire!

Tastende Arme, nach den rettenden Ufern greifende Hände, todeswundes Stöhnen und Schreien, als ob man hier auf Hilfe hoffen könnte! Hier, hier, hier!

Bajonette und Gewehrkolben in den Händen der Fanatisierten. Die um des Mordes willen morden wollen, die keinen anderen Gedanken mehr zu fassen vermögen, als nur den einen, zu morden!

Wo sich ein Kopf über den Rand des Rettung verheißenden Ufers erhebt, wird dieser eine, dieser entsetzliche Gedanke zur blutigen Tat. Das Messer in die Brust des Nächsten, der schwimmend das Ufer erreichte, den Kolben auf den Schädel dessen, der sich noch einmal aus den schlammigen Wassern erhoben. Grauenvoller Kampf am Ufer, grauenvollerer über den Wassern, Mann um Mann und Brust an Brust!

Mit Kolben und Bajonett!

Gespaltene Schädel, zersplitterte Schultern, durchbohrte Rücken und Brüste ... Hirn an den Kolben ... Zuckendes,

blutendes, lebendiges Menschenhirn! Hirn, das einst dachte und fühlte Gedanken der Liebe, der Treue und der Güte, Pläne des Heldentums und der Begeisterung und des Patriotismus, aber auch Streiche des Hasses und der Rache und der Feindschaft! Zuckendes, blutendes, lebendiges Menschenhirn als unflätige Masse an diesen Kolben!

Ein Strom von Blut, ein purpurfarbener, dieser ganze Kanal. Und immer noch drängen die anderen nach, Regiment um Regiment, das den Übergang über die Yser hinter dem brennenden Ypern erzwingen soll.

Victoire, Victoire, Victoire!

Zurück, zurück, zurück ...

Aus einem Munde, dann aus Dutzenden, dann aus hunderten und tausenden kommt das furchtbare Wort!

Der Menschenstrom brandet wie mit einem einzigen Schlage vom Fluße zurück ... weg .. weg .. zurück, nur zurück ... über die Leichen der Kameraden, über die noch zuckenden Leiber der Sterbenden, über die Rettung erflehenden der Verwundeten, über den Fall besiegelnde Kadaver der Pferde!

Über Hügel und Hügel, zurück, nur zurück!

Victoire, Victoire, Victoire!

Rateratat, rateratat, rateratat ...

Kanonendonner von drüben, mähende Salven in die Kolonnen der Fliehenden, keine Rettung!

Ein Knäuel blutender, zuckender, verstümmelter Menschenleiber wälzen sich die stolzen Regimenter, ein unfaßliches und Grausen erregendes, zurück über die grüne Ebene.

Der Sturm über die Yser ist zum sechstenmal mißglückt.

Der befohlene Sturm! Trotz der Blüte der Mannschaft Deutschlands, die sich hier singend geopfert hat.

Victoire, Victoire, Victoire!

Rateratat, rateratat, rateratat ...

Hinter den Fliehenden der Donner der Kanonen!

Der Fluß gestaut von den Leichen der Gefallenen und Ertrunkenen, überschwemmt, blutig rot geworden, seine beiden Ufer. Er schwemmt Leichenhaufen über Leichenhaufen auf Flanderns grüne Ebene.

Victoire!

VIII.

Über das mit Leichen und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld rasseln die Ambulanzen. Schwester Irene beugt sich über einen Bewußtlosen. Es ist ein junger Mann von kaum 25 Jahren, er trägt die belgische Uniform mit den Abzeichen des Leutnants. Ihr Herz blutet bei diesem niederschmetternden Anblick. Eine Granate, die offenbar in seiner nächsten Nähe krepierte, hat dem Unglückseligen beide Beine weggerissen. Zum Glück bemerkt er noch nichts davon. Er ruht, die beiden Augen geschlossen wie in tiefem Schlummer, und die Strahlen der sich zum Untergang neigenden Sonne spielen auf seinem klassisch schönen Gesicht. Dieses Gesicht ist totenbleich, jede Farbe geschwunden aus diesen Wangen, die weißlichen Lippen sind fest aufeinander gekniffen. Haar und Bart seit Wochen, vielleicht seit Monaten ungepflegt. In langen, dunkelbraunen Locken fallen ihm die wirren Strähne bis tief auf die Schultern herab. Das krause Haar, das Kinn und Wangen bedeckt, gibt dem Kopfe jenen seltsamen Ausdruck, der Schwester Irene in der ersten Minute so völlig gefangen nimmt. Blitzartig fliegt es mit einemmale durch ihren Kopf:

Das Haupt mit der Dornenkrone von Guido Reni!

Sie liegt vor dem Verwundeten auf den Knieen. Sie hat weder Auge noch Ohr für die anderen, die hier wie jener zu Dutzenden und Hunderten herumliegen und um

Hilfe winseln. Nur dieser eine seltsame Mensch mit dem Christuskopfe hier inmitten von Blut und Leichen nimmt mit einem Schlage ihr ganzes Sinnen und Denken gefangen.

Der Messias auf dem Schlachtfeld von Flandern.

Der Körper des Verwundeten ruht ganz dicht an einer Hecke, in deren Schutze er aller Wahrscheinlichkeit nach Deckung suchte, ehe die Verderben bringende Granate geflogen kam. Auch Schwester Irene verschwindet jetzt unter den Zweigen des Gebüsches und blickt lange, lange in das Gesicht dessen, der ihr eben noch ein völlig Fremder gewesen, auf dessen Wangen sich noch immer kein Blutstropfen einstellen will. Sie hat das Schlachtfeld von Flandern und all' die anderen und das Grauen der vergangenen Tage über diesem einen vergessen.

Endlich besinnt sie sich auf ihre Pflicht als Krankenschwester. Sie öffnet die Tasche mit den Medikamenten, die sie bei sich trägt, und stellt den Versuch an, den Bewußtlosen ins Dasein zurückzurufen. Sie hält ihm den Flakon mit scharfem Äther unter die Nase, aber der rührt sich nicht. Am Ende ist er trotz aller gegenteiligen Anzeichen doch schon tot? Sie will seiner Brust weiteren Spielraum geben, darum knöpft sie ihm den Waffenrock auf. Wie sie das tut, fällt ihr aus der inneren Tasche seines Rockes ein kleines Portefeuille entgegen, das sie öffnet. Und nun liest sie auf einer Karte, ohne daß sie das noch selber weiß, seinen Namen:

JOSUA DE KRUIZ Docteur en philosophie.

So steht auf der Karte:

JOSUA DE KRUIZ

Es durchzuckt sie. Noch niemals in ihrem Leben hat sie diesen seltsamen Namen gehört und dennoch mutet sie dieser Name so ganz eigenartig, fast vertraut an. So ganz anders, als alle anderen Namen! Alle, die sie bislang gelesen oder gehört hat! Josua, Josua... und zu diesem seltenen Vornamen auch noch den Familiennamen de Kruiz!

Josua, das war doch die alte Form für Jesus! Und de Kruiz hieß, wenn sie nicht alles irre führte, vom Kreuz!

Noch hat sie keine Ahnung davon, daß sie in dieser Stunde einen der berühmtesten Namen von ganz Belgien gelesen, daß sie dabei ist, einem Mann die letzte Hilfe angedeihen zu lassen, der in geistiger Beziehung die schönste Hoffnung seines jetzt erdrosselten und geschändeten Vaterlandes war.

Denn Josua de Kruiz ist der Führer einer jungen Dichterschule, die in Sonetten und Terzinen die unvergleichliche Schönheit von Brabant und Flandern sang. Er ist es, der die Leier mit dem Schwerte vertauschte und der den Jungen die Fahne vorantrug in Not und Tod und Gefahr, als die Fremden kamen von Süden gezogen und einfielen in sein Land, er ist es, der einst des Vaterlandes Schönheit gesungen und der nun für dieses Land verblutet.

Das ist Josua de Kruiz, der Dichter!

Soll ich Ihnen helfen, Schwester Irene?

Es ist der Lazarettgehilfe Thomas, der mit diesen Worten an Schwester Irenes Seite tritt. Er sprang von dem Krankentransportwagen mit dem Roten Kreuze, der nun dicht bei der Hecke hält und aus dessen Innerem die Schreie und das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden ertönen.

Ja, helfen Sie mir, Thomas, aber sachte, sachte ... der Ärmste ist bewußtlos, und ich weiß gar nicht, ob man ihm überhaupt noch helfen kann.

In einem tiefschmerzlichen Tone kommen diese Worte von den Lippen der Schwester Irene. Der Lazarettgehilfe, der sich hier schon an so viel des Grausigen gewöhnt hat, dem schließlich ein Schwerverwundeter so viel wie der andere ist, sieht sie erstaunt an.

Aber auch er steht plötzlich gerührt vor dem namenlos schmerzlichen Anblick, den der junge Belgier in der Uniform mit den Leutnantsabzeichen bietet. Auch ihm steigt da ein seltsames Gefühl auf in seinem Innersten, daß der, der da ruht, kein Sterblicher in des Wortes landläufigem Sinne sein kann, keiner von den hundert und aber hundert Namen und Nummern, die ein solches Schlachtfeld decken, sondern einer, der am Ende etwas ganz Besonderes war.

Mit Hilfe der Schwester Irene hebt nun der Lazarettgehilfe den immer noch besinnungslosen Josua de Kruiz in den Wagen, der schon mit Sterbenden und Verwundeten überfüllt ist. Sie alle sollen auf den Kamm der Düne, hinein in die Baracke aus Wellblech und Professor Wilhelmi muß dann entscheiden, ob man ihnen noch helfen kann oder nicht.

So betten die beiden Josua de Kruiz in den Wagen an der Seite eines Inders, dessen weißes Kleid über und über mit Blut besudelt ist. Ein Schrapnellschuß hat dem Ärmsten den rechten Arm unter der Schulter weggerissen. Er hat das Bewußtsein nicht verloren. Aus furchtbaren, von Schmerz und Qualen schon glasig gewordenen Augen starrt der Sohn aus den Tälern des Himalaya, den Englands Weltmacht in die Ebene von Flandern brachte, in die Ecke des Wagens. Aber kein Laut kommt von seinen Lippen, denn das Gesetz des Wischnu, des Ewigen, verbietet diesem Inder jede Äußerung des Schmerzes.

Voll Entsetzen starrt Schwester Irene auf den braunen Burschen, dessen geistige Werte sie nicht recht einzuschätzen versteht. Sie hält ihn für einen Halbwilden, wie die Turkos und die Spahis und die Gurkhas, von denen die Mären dieses Krieges Schauerliches erzählen, und doch ist dieser Inder ein ganz anderer.

Ahntest du, Josua de Kruiz, an wessen Seite du hier in dem Lazarettwagen lägest, ahntest du das, junger Dichter von Belgiens Schönheit und Freiheit, der einst Sonette und Terzinen zum Preise seines Landes und seines Volkes wie kein zweiter in Flanderns einst so reicher Ebene ersann?

Ahntest du das, du würdest auch diesen Inder besingen, von dem sie sagen, daß ihm Englands Habsucht Tod und Verderben gebracht.

Aber deine Lippen sind verstummt, Josua de Kruiz, deine Sinne untergetaucht in dem schwarzen Flor der Todesnacht, aus dem du vielleicht noch einmal erwachen wirst, wenn Wilhelmi der Ansicht sein sollte, daß er dir noch helfen kann. Schwester Irene hofft es aus gläubigem Herzen, deshalb faltet sie ihre Hände auch wie im Gebete, als ihr Blick sich wieder von dem Inder wendet und auf das blasse Gesicht des Christuskopfes fällt, dessen Träger ein Dichter ist, von dessen Existenz Schwester Irene noch nichts weiß.

Der Krankentransportwagen setzt sich in Bewegung. Langsam rollt er jetzt über die Landstraße und steigt endlich mühselig den Hügel bis zum Kamm der Düne hinan. Hier harrt Professor Wilhelmi derer, die von seinen geschickten Händen operiert werden sollen. Aber schon hat er alle Hände voll zu tun. Der Wagen mit Josua de Kruiz und dem Inder und den andern, die da kommen, ist nicht der erste und er wird nicht der letzte sein. Aller Blicke sind flehend auf den Professor gerichtet. Er weiß, daß sich hundert und aber hundert Arme nach seiner Hilfe ausstrecken würden, wenn sich diese Arme noch strecken könnten, Arme von

hundert und aber hundert jungen, kräftigen Menschen, die gestern noch gesund gewesen und die der Krieg, von dem manche behaupten, daß er eine Notwendigkeit sei, daß er nicht vermieden werden kann, zu Krüppeln gemacht.

Der Krankentransportwagen hält vor dem Eingang zu der Wellblechbaracke. Zwei Krankenwärter mit der weißen Binde am Arme treten heraus und helfen beim Ausladen.

Die Tür in den Operationsraum steht jetzt offen.

Schwester Irenes Auge bemerkt den Professor in dem über und über mit Blut besudelten weißen Kittel, das Messer in der Hand. Der große Gelehrte und Operateur sieht jetzt aus wie ein Fleischermeister, der seines Amtes waltet.

Ihr graust vor ihm und vor sich selber!

Fest, fest bis ans Ende fest, ruft sie sich selber mit halblauter Stimme zu.

Schwester Erika, das Chloroform ...

Es ist Wilhelmis Stimme, die klar und deutlich diese Weisung erteilt.

Und voll Entsetzen vernimmt Schwester Irene den Bescheid der Kollegin:

Das Chloroform ist jetzt zu Ende, Herr Professor.

Momentan erinnert sie sich grausend und schaudernd an die Worte, die er ihr damals in seiner Berliner Wohnung warnend zugerufen hat.

Wie war das doch gleich?

„Es kann sich ereignen, daß ich ohne Narkotikon operieren muß!“ Werden Sie dann auch stark sein, gnädige Frau? Und sie hatte erwidert: Ich werde stark sein, Herr Professor!

Hielt sie jetzt Wort? Auch an diesem Leidensbette, auch vor dem Operationstische mit dem verstümmelten Leibe des Josua de Kruiz?

Sie rafft sich zusammen.

Sie blickt auf Wilhelmi, während der Wärter zusammen mit noch anderen Gehilfen die Verwundeten auslädt und die Schreie der drinnen im Lazarett, in den Betten, auf den Stühlen, auf dem Fußboden Herumliegenden fürchterlich an ihr Ohr dringen. Schreie, Wimmern und Stöhnen, Flüche und Gebete, Brüllen wie aus dem Rachen eines rasend gewordenen Tieres, Laute, die einem die Nerven zerreißen, Rufe nach dem Tode, als dem letzten Erlöser aus allen Qualen der Hölle, die diese Kriegserklärung über die Kulturwelt Europas und über die Erde gebracht hat.

Ihr Blick huscht durch den Operationsraum ... Es ist ein Meer des Elends und der Tränen, in dessen gewaltige Tiefe sie hier blickt. Und inmitten dieses Meeres steht Wilhelmi, ein Fels, den die Flut umbrandet.. Er wankt, er zittert, er regt sich nicht. Er tut nur das Seine, während ihm die Wärter und die Schwestern einen um den andern auf den Operationstisch schleppen.

Der Schweiß perlt auf Wilhelmis Stirn. Die Ärmel seines Kittels hat er hochaufgeschlagen und seine Arme triefen von Blut. Zu seiner Seite steht eine Bütte, eine überfüllte, in deren aseptischer Lösung sich Blut und Finger und Arme und Zehen und Schenkel drängen wollen, die der Professor schon zu Dutzenden amputiert hat.

Weiter! der Nächste! Und wieder: Der Nächste! So kommt es unermüdlich aus seinem Munde.

Der Raum mit den Verwundeten und dem Operationstisch dreht sich vor Schwester Irenes Blicken im Kreise, im Kreise dreht sich auch das große, schwarze Kruzifix, das die katholischen Kolleginnen aus Aachen, die armen Mägde Jesu Christi, wie sie sich nennen, an der Mittelwand des Lazarettraumes befestigt haben. Die große und heiße Träne des Erlösers scheint Schwester Irene auf den blutbesudelten Boden des Raumes zu fallen, in dem Wilhelmi unermüdlich seines schweren Amtes waltet.

Der Nächste! Und dann immer wieder: Der Nächste! Und abermals: Der Nächste! Stunden und Stunden lang! Endlos!

Es ist ein blutjunges Bürschchen von siebzehn Jahren, das Wilhelmi jetzt unter dem Messer hat. Vater und Mutter ist er davon gelaufen und hat sich als Kriegsfreiwilliger gestellt. Er mußte mit. Keine Ruhe hat er gelassen, bis man ihn endlich nahm. Er war noch ein K i n d! Wohlsituierter, aber bescheidener Leute e i n z i g e r Sohn, Unterprimaner, der von der Schulbank auf die Schlachtfelder nach Flandern kam. Er wimmert vor Schmerzen auf dem Tische, noch ehe Wilhelmi das Messer angesetzt hat. Und der Professor muß den zersplitterten Knochen stückchenweise exstirpieren!

Ein Schuß hat ihm das linke Schlüsselbein total zerschmettert. Es gibt keine Wahl. Stückweise, einen Splitter nach dem andern, muß der Professor den Knochen entfernen, erst mit der Sonde suchen, mit der Zange holen, mit dem Messer herausschneiden, und das Chloroform ist ausgegangen.

Wilhelmi wagt gar kein Wort des Trostes, keines der Aufmunterung, keines der Ermahnung. Wortlos macht er sich an das gräßliche Werk ... Schneiden ... schneiden ... schneiden .. am lebendigen, zuckenden, fühlenden Leibe ...

Wie der Schrei eines getroffenen Stieres geht es durch den Raum. Wilhelmi zittert nicht und Schwester Erika hält zusammen mit zwei starken Krankenwärtern, denen die Not der Stunde herkulische Kräfte leiht, den Verwundeten nieder auf den Tisch.

Schwester Irene fürchtet, die Besinnung zu verlieren. Aber mit letzter Willenskraft rafft sie sich zusammen und in zwanzig fürchterlichen Minuten, die zur Ewigkeit werden, vollendet Wilhelmis Messer das grausige Werk.

Schwester Irene hat nicht mehr hingesehen. Der Verband ist fertig. Wilhelmi tritt an ihre Seite mit der Frage:

Und wen bringen S i e mir, Schwester Irene?

Da nimmt sie ihn bei der Hand und führt ihn vor den Inder und den jungen belgischen Offizier.

Nehmen Sie den Inder, Wärter, entscheidet Wilhelmi.

Und ... und ... und ...

Nur dieses eine kleine Wort entringt sich den Lippen der Schwester.

Ich werde nachsehen, entscheidet der Operateur, aber mir scheint ...

Schon steht er wieder vor dem Operationstisch und löst die Reste der Muskeln und Sehnen, die dicht unter der Schulter von dem Arme des Inders übrig geblieben sind.

Schwester Irene zittert an allen Gliedern.

Der Professor muß den Zustand des Anderen für verzweifelt gehalten haben, sonst hätte er sich nicht zuerst mit dem Inder beschäftigt.

Sie rafft sich empor, sie tritt an ihn heran vor den Operationstisch, und während er näht, flüstert sie ihm zu:

Ich bitte Sie darum, Herr Professor, ich flehe Sie an, retten Sie den andern!

Ich werde nachsehen, Schwester Irene, aber mir scheint ...

Retten Sie ihn!

Ich werde nachsehen.

Bei diesem seinem Bescheide muß sie sich beruhigen und warten, bis er die klaffende Wunde unter der Schulter und an dem Armstumpfe des Inders vernäht hat.

Und nun steht Wilhelmi vor Josua de Kruiz.

Er faßt nach dem Puls, er schüttelt den Kopf.

Ich fürchte, Schwester ...

Ich bitte, ich bitte, ich flehe Sie darum an, Herr Professor!

Wollen *Sie* mir helfen, Schwester Irene?

Ja, ich will, Herr Professor!

Dann legen Sie den Mann auf den Operationstisch, Wärter ...

Zwei Wärter fassen Josua de Kruiz an.

Sachte, sachte, der Herzschlag ist nur noch minimal! ... Sachte, sachte ... Ich muß beide Beine amputieren ... ich will es versuchen!

IX.

Entkleiden Sie den Verwundeten!

Mit diesen Worten wendet sich Professor Wilhelmi an einen der Lazarettgehilfen und an Schwester Irene.

Thomas, der bei der Operation behilflich ist, zieht das Messer aus seiner Tasche und schneidet Josua de Kruiz, der immer noch einem Toten gleich auf dem Operationstisch liegt, die Beinkleider vom Leibe. Schwester Irene knöpft mit zitternden Fingern den Waffenrock mit der Leutnantsauszeichnung auf.

Unterkleider und Wäsche bilden einen einzigen klebrigen Klumpen von Stoff und geronnenem Blut.

Aber Schwester Irene bleibt fest. Wenn sie nicht mehr kann, wenn sie der schwarze Schwindel, der sie erfaßt, umzuwerfen droht, richtet sie den Blick auf das Kruzifix, das ihr gerade gegenüber an der Mittelwand des Lazarettraumes hängt.

So m u ß es gehen.

Verwahren Sie die Papiere des Verwundeten sorgfältig, Schwester Irene, vernimmt sie da wie aus weiter Ferne Wilhelmis Stimme.

Und mechanisch greift ihre Hand nach einem kleinen Bündel von Schriftstücken, das der Verletzte, mit einem Bande sorgfältig zusammengehalten, in der Innentasche seines Waffenrockes trägt.

Der Waffenrock und die zerschnittenen Beinkleider, der vom Blut zusammengehaltene Klumpen Wäsche liegen jetzt am Boden.

Kontrollieren Sie den Puls, Schwester Erika!

Lautlos tritt die Gerufene an den Operationstisch und nimmt das rechte Handgelenk Josua de Kruiz' zwischen die Finger.

Ich finde keinen Puls mehr, Herr Professor!

Sie müssen ihn finden, Schwester!

Das ist alles, was Wilhelmi sagt. Denn schon ist er daran, die Gefäße der Schenkel, so weit er bei der furchtbaren Verwundung noch dazu imstande ist, abzubinden.

Die Granate hat dem Unglückseligen beide Beine ein großes Stück oberhalb der Kniegelenke glatt weggerissen. Die blutenden Stümpfe müssen entfernt, die beiden Knochen abgesägt und dann die Wundflächen sachgemäß desinfiziert und verbunden werden. Kleiderreste, Schmutz, Staub, Blut, Pulver kleben auf diesen Stumpfen.

Schwester Irene ist kaum dazu imstande, den schrecklichen Anblick zu ertragen, den diese Reste von einstigen Menschenbeinen bieten. Aber sie zwingt sich mit einer letzten Kraftanstrengung, nachdem sie das Paket mit den Papieren in einem Spind des Lazarettraumes geborgen und sich wieder vor den Operationstisch gestellt hat.

Wilhelmi greift zu seinem Messer. Er schneidet die Muskel- und Sehnenreste mit raschen Schnitten weg. Und der Verletzte rührt sich nicht. So tief ist die Ohnmacht, in die ihn der fürchterliche und doch in dieser Stunde so barmherzige Blutverlust versenkt hat.

Wilhelmi schüttelt den Kopf.

Schwester Irene liest in seinen Zügen.

Es ist unnötig, er wird unter keinen Umständen davonkommen.

Aber flehend sind die Augen der Schwester auf ihn gerichtet. Und unter dem Blicke dieser flehenden Augen greift er zur Säge.

Halten Sie, Schwester Irene, zuerst das linke Bein!

Und Schwester Irene hält mit übermenschlicher Anstrengung das linke Bein dieses Josua de Kruiz, der ihr gestern noch ein Wildfremder gewesen und um dessen erbärmliches Krüppeldasein sie in dieser Stunde bangt.

Ein Schauer geht durch den Raum. Die Verwundeten vergessen einen Moment ihre eigenen Schmerzen, sie hören auf, zu wimmern und zu schreien, sie wenden die Blicke weg von Wilhelmi und auch die nervenstärksten der Schwestern und Lazarettgehilfen halten den Atem an und sehen nach der andern Seite.

Die Säge Wilhelmis knirscht durch den lebendigen Knochen.

Und Josua de Kruiz rührt sich nicht.

Gott sei Dank, fährt es da durch den Kopf der Schwester Irene. Gott sei Lob und Dank!

Mit eiserner Energie hält ihre Hand den Stumpf des Beines, aber ihr Blick sucht an der Wand das Kreuz des Erlösers und ihre Lippen beben in einem Anfalle der inneren Verzweiflung das vorletzte von den sieben Worten am Kreuze:

Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Die Säge stöhnt und ächzt. Sie vollendet ihr Werk. Da, ein heller Ton!

Wilhelmi hat den Knochen kunstgerecht gelöst ... Schon desinfiziert er die Wundfläche und Schwester Erika hält die Gaze für den Verband bereit.

Nach wenigen Minuten ist Wilhelmi fertig.

Wenn ich bitten darf, jetzt das rechte Bein, wendet er sich an Schwester Irene.

Und die, dem Hinsinken nahe, vollendet das schwere Werk zum zweitenmale, während alles im Operations-

saale den Atem anhält und die Verwundeten in dem fürchterlichen Schicksal dieses Josua de Kruiz fast das eigene Los vergessen.

Nach einer halben Stunde ist Wilhelmi fertig.

Schwester Irene bettet zusammen mit einem der Lazarettgehilfen den beinlosen Körper des Josua de Kruiz in einem Kasten, der schon einem Sarge ähnlich, aber mit Kissen ausgestattet, in einer Ecke des Raumes steht, denn die Feldbetten sind alle schon längst besetzt.

Es lag einer in einer Krippe, da er geboren ward, fährt es ihr bei dieser Beschäftigung durch den Sinn.

Ein Stabsarzt tritt ein.

Herr Professor Wilhelmi!

Herr Stabsarzt!

Ein hoher Offizier muß operiert werden, eine schwierige Sache, die man nur dem berühmten Chirurgen anvertrauen will. Eine Kugel soll aus der Bauchhöhle entfernt werden, man befürchtet eine Perforation des Darmes mit darauffolgender Bauchfellentzündung.

Komme sofort!

Das Auto steht vor der Tür, Herr Professor. Exzellenz liegen im Schulhaus in Muiderhoofd, das zum Lazarett eingerichtet ist.

Schön, Herr Stabsarzt!

Nein, ich muß Sie gleich mitnehmen, Herr Professor.

Ich komme ja!

Und so wie er ist, in dem blutigen Kittel, der noch starrt von dem Lebenssafte des Josua de Kruiz und der anderen, stürzt sich Wilhelmi in das bereitstehende Auto und rasselt nach Muiderhoofd.

Draußen ist es langsam Abend geworden, die Sonne, die all' dies unbeschreibliche Elend beschienen, ist in den Wogen des Meeres hinter den Dünen untergegangen, und die schwarze Nacht kriecht über Flanderns grüne Ebene,

während in der Ferne hinter Ypern der furchtbare Donner der vernichtenden Kanonen aufs neue einsetzt.

In dem Lazarett brennt jetzt Licht, armseliges Licht von ein paar Kerzen und Öllampen, das in flackerndem Scheine groteske Schatten der Betten und Gegenstände auf Boden, Wände und Decke malt und die Balken des an der Mittelwand hängenden Kruzifixes ins Endlose verlängert.

Eine Atem benehmende Luft zieht durch den mit Karbol, Jodoform und Ätherdüften geschwängerten Raum.

Eine furchtbare Mattigkeit hat die hier Liegenden überfallen. Nur hie und da ein leises Ächzen und Stöhnen. Schlaf und Tod stehlen sich auf lautlosen Sohlen durch das Zimmer. Sie schleichen von Bett zu Bett, und Schwester Irene, die zusammen mit dem Lazarettgehilfen Thomas die Nachtwache hält, merkt von beiden kaum eine Spur. Ihre weitaufgerissenen, in Fieberglut erglänzenden Augen starren auf den bleichen Christuskopf des Josua de Kruiz, an dessen Schmerzenslager sie sich niedergelassen hat. Sie fallen auf das Kruzifix an der Wand und verlieren sich schließlich in den Blättern, die sie dem Verwundeten abgenommen und die sie nun in tiefer Nacht aus dem Spinde geholt hat. Sie hat das Band gelöst, das diese losen Blätter zusammengehalten, und nun liest sie Zeile um Zeile, Seite für Seite und in dieser Lektüre erkennt sie Josua de Kruiz, den Fremdling von dem Schlachtfelde, den sie heute zum erstenmale gesehen und noch niemals kannte und der ihr doch so nahe stand in all' den Jahren ihres vergangenen Daseins, da sie im Dunkeln tappte gleich einer Nachtwandlerin und den Weg nimmer finden konnte, bis sie der Verrat, den der Major an dem Freunde begangen, zuerst in die Wohnung Professor Wilhelmis und dann auf die Schlachtfelder Flanderns und endlich an das Lager dieses großen Dulders und Dichters geführt.

Was liest sie da, was ist das?

Der Schwanengesang Belgiens.
Ein Heldenlied.

So stand über diesen Hexametern, die an die Ilias erinnerten, mit denen Josua de Kruiz, der seinem Volke die Fahne der Freiheit vorangetragen, diese Blätter bedeckt hatte.

Schwester Irene liest:

Sei mir gegrüßt, mein Land, das die goldenen Wogen bespülen,
Wenn der Sonne Gespann Phöbus zum Abendstern lenkt.
Land der Väter, du Land der Freiheit, Wiege der Künste,
Hort des Fleißes, der Tat, keinem vergleichliches Land!
Könnte ich sagen, was du mir bist, ich würde es sagen.
Aber ich stammele nur, greife für dich zu dem Schwert!
Warst die Erde, auf der der Vater mir wuchs und die Mutter,
Warst der Zeuge des Spiels, warst meinen Sorgen der Freund!
Könnte ich greifen wie einstmals Vergil, wie einstens Homeros
Lauterer Saiten Gold, sänge ich Ilions Fall!
Aber zu schwach ist mein Arm, zu karg ist die Gabe des Liedes
Und so blutet mein Herz, während die Lippe mir schweigt.
Dennoch du warst mir mein Alles, du Land meiner Väter, du stolzes,

Warst mir Geliebte und Braut, Mutter und
Schwester und Schatz!
Soll ich es wagen, o Götter, ich wag' es, beim Geist
meiner Ahnen,
Sing' aller Lieder das Lied, wie die Erhabene fiel.

Schwester Irene fährt zusammen. Mit lauter Stimme, wilden Ingrimm im eigenen Herzen, hat sie diese letzten Verse des Josua de Kruiz vor sich hingesprochen. Und da ist es ihr plötzlich, als ob sich der Verwundete regt.

Wirklich... wahrhaftig...

Er fährt mit der Hand über die Decke, die sie vorhin auf seinem Lager ausgebreitet und es hat den Anschein, als ob ihn der Rhythmus seiner eigenen Verse ins Leben zurückriefe.

Leben Sie, sind Sie erwacht?

Wie schwer unterdrückter Jubel kommt diese Frage aus dem Munde der Schwester Irene.

Und der Verstümmelte starrt sie jetzt an. Fassungslos wie eine Erscheinung. Nicht wissend und nicht ahnend, wo er sich befindet und was eigentlich mit ihm geschehen ist.

Einen Moment versenken sich die Augenpaare der Beiden ineinander, die fieberglühenden der Schwester und die weltenfernen, die schon allem Irdischen entrückten des Dichters..

Weiter, weiter, stammelt da Josua de Kruiz.

Es hat den Anschein, als verstünde ihn Schwester Irene. Wenigstens heftet sie den Blick wieder auf die von seiner Hand beschriebenen Blätter, die in ihrem Schoße ruhen, aber sie ist nicht dazu imstande, zu lesen... Sie vermag es nicht.

Und da trifft seine Stimme zum erstenmale in ihrem Leben ihr Ohr.

Sie ist so schwach, diese Stimme, sie geht wie der Hauch des ersterbenden Frühlingswindes durch den Raum. Aber

Schwester Irene versteht diese Stimme, sie liest jedes der Worte von den blutleeren Lippen dieses Christuskopfes und haftet den tränenleeren Blick auf das große, schwarze Kreuz.

Und jetzt wie der Abendwind des Herbstes, der durch die Schachtelhalme auf den Dünen Flanderns geht und der um Mitternacht das aus dem Meer geborene Lied von versunkener Größe singt, treffen die Worte von seinen murmelnden Lippen das in Schmerzen und Todesgrauen geschärfte Ohr der Schwester Irene:

Bist du es wirklich, o Göttin, die meiner Jugend erschienen,
Die ich mit brünstigem Wunsch stetig und stetig gesucht?
Die du kröntest die Helden und göttliche Botschaft berichtet,
Die sich Rom und Athen, Ilion und Sparta geneigt?
Dich erkannt' ich im Hauche, der Flanderns Küste bestrichen,
Wenn der Frühling des Meeres herbeste Dünste gebracht.
Dich erkannt' ich im Strahle der alles vergoldenden Sonne,
Wenn der Abend den Gischt rosig und purpurn gemalt.
Dich erkannt' ich im Rauschen des Sturms an herbstlichen Tagen,
Wenn der Nebel der See wallenden Mantel gelieh'n.
Schrie die Möwe im Winter und schnappte gierend nach Fischen,
In dem Tanze der Flut, Hehre, erkannte ich dich!

Bist du es, Göttin und Freundin, Geliebte, Schwester
und Mutter,
Die mein sehnendes Herz stetig und stetig gesucht?

Josua de Kruiz' Stimme erstirbt.

Aber er breitet beide Arme weit auseinander, als wolle er Flandern und seine Göttin umschließen...

Und seine Arme fassen in des Wundfiebers Irrsinn den Leib der Schwester Irene!

Die schaudert, aber sie fühlt weder die Kraft noch die Möglichkeit, sich ihm zu entwinden.

Und ehe er wieder bewußtlos auf das Lager zurückfällt, beben seine Lippen:

Ja, du bist es, du bist's!

X.

Es ist vollbracht! Von Schützengraben zu Schützengraben pflanzt sich dieses Wort von Mund zu Ohr, von Soldaten zu Soldaten, ohne daß man dessen fürchterlichen Sinn noch ganz begreift. Aber auf den Gesichtern der belgischen, französischen und englischen Kämpfer malt es sich bei dem Klang dieses Wortes wie Erlösung und Befreiung. Es ist vollbracht!

Ein einfacher Mann aus dem Volke, erst Arbeiter an Flanderns wasserbespülter Küste, dann Werkmeister bei den Deichbauten, hat dem belgischen Generalstab diese Möglichkeit ins Ohr geflüstert, hat einen Schimmer letzter Hoffnung in schon verzweifelte Herzen gesenkt.

Es gab einen Weg, die Dämme zu durchstechen und die Wasser des Atlantischen Ozeans über die Dünen und die grüne Ebene Flanderns hereinbrechen zu lassen, trotzdem die Anlage zu einer künstlichen Überschwemmung des

Landes nicht mehr vorhanden war. Aber es gab einen solchen Weg. Man konnte, man durfte, man mußte in dieser Stunde höchster Schicksalsnot dieses Äußerste versuchen. Wie sich das Resultat einstellen werde, das freilich wußte fürs erste kein Mensch. Aber auf diesen letzten Versuch kam alles an.

In früheren Jahrhunderten, da die Freiheit der Niederlande so oft durch das Hereinbrechen des Feindes von Nord und Süd, von Ost und West gefährdet erschien, war es möglich gewesen, die Fluten des Atlantischen Ozeans durch Öffnen der Schleusen zu laden, und wie ein Sturzbad wälzte sich dann der Freund Flanderns und Brabants über das Land und nahm es schützend in seine unwiderstehlichen Arme.

Aber diese Möglichkeit schien längst durch die Uferbauten genommen. Und dennoch gab es auch heute noch solch' ein Mittel, aber dieses letzte Mittel forderte auch letzten Mut und letzte Standhaftigkeit. Der Ozean würde kommen, aber langsam! Und dennoch unaufhaltsam, und bis er sein Werk getan, hieß es ausharren bis auf den letzten Mann!

Das Land war porös. Tausend Kanäle und Kanälchen, Wasserläufe zwischen der Düne und auf den Wiesen, schmale Fäden, an die für gewöhnlich kein Mensch dachte, durchfluteten von Nord nach Süd, von West nach Ost dieses mit Wasser und Wasser wie geschwängerte Land.

Und wenige Stunden entfernt von diesem Lande brandete der Atlantische Ozean mit seiner unermeßlichen Fülle des nassen, Tod und Verderben bringenden Elements. Den galt es, einzulassen, nicht in einer momentan und gewaltig flutenden Sturmwelle, die mit einem Schlage kam und den Wissenden dennoch die Möglichkeit zur Flucht ließ, nein, nicht so!

Das konnte man auch nicht mehr. Aber anders!

Der Ozean mußte lecken und lecken an diesem porösen Boden, bis das dünnhäuptige Wasser einer gewandten Schlange gleich sich den Weg durch dieses poröse Land gebahnt hatte, bis die Kanäle stiegen und die Kanälchen, die Wasserläufe zwischen den Dünen und die Fäden auf den grünen Wiesen, bis dieses ganze Land wurde wie ein vollgesogener Schwamm, aus dessen Poren unaufhaltsam und verderbenbringend die Feuchtigkeit emporsteigt. Aus dieser Erde Schlünden, geheimnisvoll und ohne sichtbaren Quell, mußte dieses Wasser kommen, sich einnisten in die Schützengräben des Feindes, steigen und steigen mußte dieses Wasser, bis es den Graben gefüllt hatte, bis es den Männern zur Brust und unter die Schultern ging, und dann mußte es weiter und weiter steigen, die Gräben ausfüllen und die Ebene samt den Dünen überfluten, daß aus dem Lande ein See wurde, in dem Roß und Reiter, Geschütz und Wagen, Mann und Maus versanken.

Tage und Tage würde das dauern und da hieß es harren und harren, bis der Ozean das große Werk der Vernichtung und der Befreiung vollendet hatte.

So hatte der geheimnisvolle Bescheid gelautet, den der Werkmeister der Deiche dem belgischen Generalstab in einer tiefen Nacht der höchsten Verzweiflung und des letzten Schmerzes erteilt hatte.

Und dann war der einfache Mann, dieser Retter in höchster Not, zusammen mit einer Pionierabteilung und deren Offizieren auf gefährlichen, unter dem Donner der feindlichen Kanonen liegenden Wegen vorgedrungen bis dicht an die Küste, wo der Riesendamm, den man einst mit Millionen und Millionen gegen das stürmische Meer errichtet, stand, und dort hatten sie in den Stunden der Nacht das Werk der Rettung vollbracht.

Der Riesendamm war durchstochen und die Wasser des Atlantischen Ozeans fluteten herein.

Bange Stunden der Erwartung, Stunden für Stunden, eine Nacht, ein Tag und noch eine Nacht.

Würde es fruchten? Hatte der Mann recht mit seiner Prophezeiung, kannte er das Land und den Ozean, mit denen er doch von frühester Jugend an vertraut sein mußte? Oder irrte er sich?

Schützengraben an Schützengraben ringen die Gegner miteinander. Wieder kommt eine Nacht zum Tag und wieder ein unendlich langer Tag zur Nacht. Der Minier- und Sappenkrieg hat hier jetzt schon seit Wochen seinen Anfang genommen und dauert an. Zoll für Zoll wird der Boden, der letzte Belgiens, verteidigt und von dem Feind genommen. Und des Ozeans Wasser kommen immer noch nicht.

Hatte sich der Mann doch geirrt, der da gekommen war in der Meinung, seinem besudelten und blutenden Vaterlande diesen letzten und höchsten Dienst zu erweisen?

Infanteriefeuer, von beiden Seiten aufblitzende Kanonen, die den Feind niedermähen, die die Gräben von den Eroberern säubern, aber die Übermacht hält trotz allem Stand und die befreienden Wasser kommen immer noch nicht.

War es eine Täuschung, ein Traum der schönen, goldenen Befreiung, ihr letzter und trügerischer Traum, den der Werkmeister, der das Land und den Ozean doch kennen mußte, den Offizieren des Generalstabs vorgegaukelt hatte?

Während die Soldaten ihre Pflicht tun und schießen, während sie unentwegt die Brust den feindlichen Geschossen bieten und ihre Reihen von Stunde zu Stunde lichter werden, liegt ihr Ohr an dem Busen des verblutenden Vaterlandes und lauscht, ob es nicht kommt, ob es nicht endlich kommt, gurgelnd und glucksend, das Wasser aus der geheimnisvollen Tiefe, das den Feind vertreiben und ersäufen soll!

Kommt es denn immer noch nicht?

Die Phantasie der Kämpfenden richtet sich westwärts nach der Küste, wo das Meer wider die Felsen und die Dünen brandet, wo Englands Schiffe, die hilfsbereiten, den Kanal durchfahren und sich Ostende und Middelkerke bis auf Schußweite genähert haben, um das verderbliche Feuer auf den Feind zu senden, der sich nun auch dieser Plätze bemächtigt hat.

Nur noch ein Zipfel des heimgesuchten Vaterlandes gehört ihnen, und nun warten die Hundertundfünfzigtausend darauf, daß dieser letzte Zipfel im Meer ersäuft.

War das nicht ein Gurgeln und Glucksen in der geheimnisvollen Tiefe, wie von redenden, raunenden, sprechenden, Rettung verheißenden Zungen, die ihnen zuriefen: Wir kommen, wir kommen! Der alte Ozean, der stets dein Freund gewesen, hat sich aufgemacht und ersäuft deinen Feind!

War es die kalte, die schlaue, die behende, die heimtückische Schlange, die sich ringelte und wand mit dünnhäuptigem Ende durch den porösen Boden dieses Landes und der Befreiung des Schicksals seltsame Wege zeigte, an die keiner der Feinde auch nicht in seines Wahnwitzes kühnster Phantasie gedacht.

Die Leute in den Schützengräben rücken wie durch eine geheimnisvolle Macht getrieben dichter aneinander. Ist es Wahrheit? Ist es Selbsttäuschung? Es hat den Anschein, als werde es von Stunde zu Stunde kühler um ihre Füße, als sänke der Boden mehr und mehr in sich ein, als gäbe das Land nach, als ständen sie zuerst nur mit den Sohlen, dann mit den ganzen Stiefeln und jetzt bis über die Knöcheln im Wasser.

Es kommt ... es kommt ... es kommt ...

So raunt erst einer seinem Nachbar, dann Dutzende, dann Hunderte und endlich Tausende, die die gleiche Beobachtung machen, den Nachbarn ins Ohr.

Trotz der Gefahr, sich den heranfliegenden Geschossen durch eine unbedachte Bewegung auszusetzen, heben die Leute die Stiefel in die Höhe, zeigen den Zunächststehenden die völlig naß gewordenen Füße und begrüßen so das Vernichtung bringende Element.

Unermüdlich feuert der Feind. Er scheint noch nichts zu bemerken von dem gigantischen Gegner, der sich jetzt gegen ihn aufgemacht hat, der ihn sicher und unentrinnbar vernichten und was sich noch retten kann, zum Rückzug von Flanderns letztem Fetzen freier Erde zwingen wird.

Ahnt er noch nichts?

Das Wasser in den Schützengräben steigt und steigt, von Stunde zu Stunde, und dann schon von Minute zu Minute, sichtlich steigt es und alle Herzen der Verteidiger füllt die jauchzende Freude.

Das Land hat sich endlich vollgesogen an den Wassern des Ozeans und es gibt diese Wasser aus den Tiefen seines Herzens, als seien sie dieses Landes Lebensblut, in die Gräben ab, die sich füllen und füllen.

Man lädt und schießt, man schießt und lädt wieder...

Schon steht einem das Wasser bis an die Knie, die Hände sind eiskalt, so daß man die Waffen kaum mehr zu halten vermag, und die Beine schlottern, aber man harrt aus und schießt weiter.

Merkt der Feind es denn immer noch nicht?

Gurgeln und Raunen und Lispeln, Glucksen und Sprudeln — Sprudeln und Brodeln in des Vaterlandes tiefgeheimnisvoller Erde.

Schlange, Schlange mit dem dünnen Haupte, die sich windet und windet um den Riesenleib des Gegners, den sie umfassen wird in gigantischer Umarmung, dessen Rippen und Beine sie zerbrechen wird, wie die Riesenboa der Tropen, die sich herniederläßt auf das ahnungslose Tier des Urwaldes von der Sykomore dicht belaubtem Stamme und

es, um es nie und nimmer zu lassen, mit eines Zyklopen unentrinnbarer Umarmung beseitigt.

Das Wasser reicht bis an die Hüften, die Schützengräben sind zur Hälfte gefüllt. Endlich scheinen auch die da drüben in der Wut ihrer stets erneuerten Angriffe zu merken, daß hier etwas Ungeahntes, etwas Unfaßliches im Anzug sein muß.

An Kälte und Nässe hat man sich ja in all' den schrecklichen Wochen in Flanderns Ebene gewöhnt. Aber was ist denn das? Das war doch mehr als der Regen des Himmels, der gefallen und gefallen war in endlosen Tagen und Nächten, mehr als das Grundwasser, das aus den porösen Tiefen dieses vermaledeiten Landes, das schon so wie so halb aus lauter Wasser bestand, stieg!

Das war mehr, das war mehr, das war ganz etwas Anderes!

Um Arme und Hüften gurgelt die scheußliche, dunkelgelbe, mit Lehm und Erde vermengte, eiskalte, die Herzen erschauernde, todbringende Brühe, in der man wie ein toller Hund, den die Menschen von sich gestoßen und in den Fluß geworfen haben, ersaufen wird!

Von Minute zu Minute wachsen und steigen und mehren sich diese gurgelnden Wasser und noch hat man keine Ahnung davon, woher sie kommen, noch weiß man nicht, daß sich der Ozean wahr und wahrhaftig aufgemacht durch die Adern und Venen Flanderns, um es, das er liebt und das ihm gehört, das er keinem anderen gönnen wird, zu befreien...

Freilich, mit einer solchen Möglichkeit hat man ja auch hier manchmal gerechnet, aber ernsthaft geglaubt hat man doch nicht an diese Möglichkeit, man hat sie immer wieder verwiesen in das Reich der Fabel... und nun... und nun?

Die Wasser steigen... sie bespülten schon die Brust der Schießenden und lecken an der Gewehre heißgewordenem Lauf.

Der Atlantische Ozean, Flanderns Retter, ist über Euch!

Aber sie glauben es noch nicht.

Hinter den Schützengräben wird es lebendig. Trotz des Hagels der feindlichen Geschosse, in dem hunderte und hunderte fallen, schleppen die Soldaten auf Befehl ihrer Offiziere Bündel auf Bündel von ungedroschenem Korn, das einst auf Flanderns Feldern reifen sollte, herbei. Holz und Bretter von niedergerissenen Hütten und Baracken haben sie in den Händen. Sie bringen aus der ganzen Umgegend, was sie gerade zu fassen vermögen.

Noch glaubt man an Grundwasser, noch ist man der Meinung, die Gräben mit solchen Mittelchen trocken legen und den Schützen den Aufenthalt in diesen nassen Kammern des Todes, des unentrinnbaren, ermöglichen zu können.

Und doch! Der von den Verzweifelten gerufene Atlantische Ozean kommt! Und man ahnt es noch nicht!

Die Wasser steigen und steigen, sie stehen den Kämpfenden unter den Schultern, und wie sie steigen, gewinnen sie an Kraft. Sie heben das ungedroschene Korn und die Bretter, mit denen die Ohnmächtigen den Ozean und seine unerschöpflichen Quellen zu verstopfen versuchten, als sei es ihnen jetzt nur noch Kinderspiel, in die Höhe.

Korn und Holz und Bretter schwimmen, von den Riesenarmen des Beschützers geschoben, auf der dunkelgelben Lache, deren erste Wellen den unglücklichen Soldaten jetzt an die Lippen schlagen.

Hofft Ihr immer noch? Ist es immer noch nicht genug?

Der Ozean Flanderns ist ja über Euch!

Man kann nicht mehr schießen, die Gewehre tauchen unter in der gelben Flut, nur noch die Köpfe und die Pickelhauben starren über den Wassern.

Von drüben kein Schuß mehr. Und von der Seite des Feindes auch keiner! Die Schützengräben haben sich geleert.

Die Menge der Verteidiger Flanderns flutet zurück. Und auch der Feind ... Er ballt sich zusammen, in Scharen und in Kolonnen. Die Nacht dämmert über der Ebene, die wogt, die wogt!

Lebendig ist die grüne Fläche geworden und Straßen und Wege, Wiesen und Kanäle, Wasserläufe und Fäden tauchten unter in eine einzige glitzernde, von den ersten Strahlen des Mondlichts beschienene Fläche.

Das ist Flanderns heilige Erde, zurückgekehrt in Amphitritens mütterlichen Schoß!

Die Flucht beginnt, die Flucht vor den Wassern. Regiment auf Regiment, Kolonne auf Kolonne durch die vom Monde überglänzte gurgelnde und raunende Flut!

Kein Weg, kein Steg, so weit das Auge reicht, nur Häuser hie und da und Türme, Bäume und Sträucher, Windmühlen und Gehöfte, die emporragen aus den dunkelgelben, trügerischen Fluten, die den Lauf der Flüsse und Kanäle nimmer verraten, so daß die zu Fallen und Angeln werden, in denen Flanderns Feinde, die der Ozean behalten will, sich fangen!

Die Flucht ist im Gange und das Wasser des Ozeans steigt.

XI.

Es steigt bis zum Damm der Düne, auf der das Feldlazarett aus Wellblech steht. Wie das fahle Licht des Wintermorgens zu den Fenstern hereinblickt, spült das Wasser über die Schwelle der Tür. Wilhelmi ist nicht mehr zurückgekehrt. Erst jetzt bemerken die Lazarettgehilfen und die Schwestern die furchtbar nahe und drohende Gefahr. In aller Hast treffen sie die Anstalten, das Lazarett zu räumen und die Verwundeten auf den verfügbaren Transport-

wagen fortzuschaffen. Vielleicht gelingt es, noch einen Weg durch die gurgelnden Wasser zu finden, die Straße und das feste Land irgendwie zu gewinnen und landeinwärts zu fliehen, dahin, wo des Ozeans heranflutende Wasser ihre Macht verloren haben.

Schwestern und Gehilfen machen sich an das schwere Werk. Aller Hände arbeiten mit übermenschlicher Kraft. Nur eine kümmert sich um nichts: Schwester Irene. Sie kniet in der hintersten Ecke des Lazaretts, den Blick auf das Kruzifix an der Wand gerichtet und lauscht gespannten Ohres den Fieberphantasien des sterbenden Josua de Kruiz. Sein Delirium hat den Höhepunkt erreicht und für ihn gibt es keine Rettung. Der Dichter Flanderns und Brabants stirbt. Aber seine Lippen reden im Fieberwahne wie in dithyrambischer Verzückung. Es hat den Anschein, als dränge sich sein ganzes Fühlen und Denken noch einmal in diese seine letzten Worte und Schwester Irene lauscht und lauscht. Ihr Ohr haftet an seinem Munde, während die Türen des Lazaretts aufgerissen werden und Verwundeter um Verwundeter, Feldbett um Feldbett in die draußen bereitstehenden Transportwagen verladen werden.

Schwester Irene hört nichts mehr von der sie umgebenden Außenwelt, sie sieht auch nichts mehr von der schmutziggelben Flut, die Flanderns scharfer Herbstwind kräuselt, so daß sie höher und höher an den Wänden aus Wellblech leckt. Sie sieht nichts von dem erst kleinen, dann immer größer werdenden Rinnsal, das sich in das Innere des Lazaretts ergießt und sich schon in gelben Lachen dem Kasten nähert, in den man in Ermangelung eines Bettes den verstümmelten Leib des Josua de Kruiz gelegt hat. Sie hält die Hand des sterbenden Dichters in der Rechten, sie schützt mit der Linken die von seinen Versen bedeckten Blätter, die sie auf seiner Brust gefunden und an sich genommen, und lauscht und lauscht. Und während die anderen räumen und räumen

und laden und fliehen, geht die Stimme dieses Josua de Kruiz wie des Herbstes allerletzter Seufzer durch den Raum, von Niemandem gehört und von keinem verstanden, als von dem Ohr Schwester Irenes, das dicht an seinen Lippen liegt. Es sind Verse und doch wieder keine Verse, die Josua de Kruiz da spricht. Wie das Läuten ferner, ferner Glocken eines in den Fluten des Meeres versunkenen Vineta klingen diese Verse, die das Schicksal Belgiens und seines Opfers für Schwester Irene in sich zusammen fassen.

Und es tönt wie das Röcheln eines verendenden Opferstieres, der vor dem Feuer des Brandaltares das Haupt senken und verbluten muß, von den todbleichen Lippen dieses Josua de Kruiz:

„Du warst stark wie ein junger Löwe, mein Land, deine Lenden waren aus Stahl und deine Pranken wie das Holz der Zeder und deine Krallen waren im Feuer gehärtet!

Aber da kam der Feind über Nacht, mein Land!

Er brach die Kraft deiner Lenden, er zerschlug deine Pranken und deine Krallen sind stumpf geworden wie die Zähne einer Säge, die der Mann des Waldes als rostiges Eisen an einen dürren Ast gehängt hat.

Ich beklage dich, mein Land, siehe, ich beklage dich. Ich weine blutige Tränen über deinem befleckten und besudelten Leibe, denn ich liebe dich, mein Land, ich liebe dich immer noch.

Du warst klein, aber du wurdest ob deiner Schmerzen das größte unter den Ländern der Erde, ob deines Todes wurdest du erhöht zur rechten Hand Gottes des Vaters, den du wirst rufen als ewigen Richter zwischen dir und deinen Feinden, mein Land!

Die bislang verschleierte Stimme des Dulders Josua de Kruiz nimmt bei diesen letzten Worten einen helleren Klang an. Es hat den Anschein, als versuche er sich aufzurichten, als mühe er sich, sich zu erheben aus der Lade, in der er schon wie in einem Sarge ruht.

Schwester Irene versucht ihn zu stützen.

Aber kraftlos sinkt Josua de Kruiz, der um seines Landes willen Verstümmelte, in die Kissen der Lade zurück.

Kraftlos und ohnmächtig.

Die Pflegerin legt die Hand unter das müde Haupt, das sich neigen will.

Aber noch einmal erhebt sich die Stimme des Josua de Kruiz. Und während die Wasser seines Ozeans der Befreiung, an den Brettern seiner Lade lecken, vollendet er:

So wollte ich singen das Lied von deiner Größe und von deiner Schönheit, mein Land! So wollte ich singen das Lied deiner Leiden und deiner Schmerzen und deines Unterganges, o, du mein Land! Aber da ich deine reine Fahne trug in meinen Händen, da vollendete sich das Gewitter deines Zornes, o Herr, zu meinen Häupten, da zogen die Wolken her von Süden und Osten und verdunkelten den Blick meiner klaren Augen, so daß ich fiel! Da spürte ich den brennenden Schmerz meiner Wunde an meinem Leibe und es war der Lanzenstich meines Feindes, der da gekommen war zu schauen, ob ich vollendet hätte. Und da flossen Wasser und Blut aus meiner Wunde und da war es gut!

Schwester Irene starrt auf den Sterbenden wie auf eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Erlebtes, Geschautes und Geoffenbartes fließen ihr in dieser Stunde höchster Schauer und seligster Inbrunst ineinander. Sie weiß nicht mehr, ob sie sieht oder hört oder träumt oder ahnt, denn der verstümmelte Leib des Josua de Kruiz, der für sein Vaterland dahingegeben ward, wächst sich ihr aus zum S y m b o l!

Sie richtet den Blick auf das schwarze Kruzifix an der Mittelwand des Lazarettes, sie sieht, wie sich der Leib dieses Josua de Kruiz, den sie gestern noch nicht kannte, in der Lade wie im Todeskrampfe streckt. Ihr ist es, als neige sich sein Haupt:

Vater, in deine Hände!

Und es bebt durch ihr Innerstes:

Mein Leib, der für Euch gegeben, mein Blut, das für Euch vergossen ward!

Fassungslos, ohne Besinnung, starrt Schwester Irene vor sich hin.

Die Wasser lecken und lecken, sie gurgeln empor an den Brettern der Lade, und Schwester Irene weiß nicht, lebt der, der da drinnen liegt, noch, oder ist er schon tot?

Sie wagt es nicht, sich zu überzeugen, ihre Lippen beben nur:

Mein Leib, der für Euch gegeben, mein Blut, das für Euch vergossen ward!

Da wirft sie sich über ihn und schluchzt und schluchzt!

Ihre Haare lösen sich, in langen Strähnen fallen sie über das todblasse Gesicht des Josua de Kruiz. über das von ihren Tränen genetzte Gesicht! Es ist ihr, als salbe sie dieses Haupt, wie jene des Erlösers Füße mit der köstlichsten Narde, es ist ihr, als reiche sie ihm die Schale, wie jene an dem Brunnen in Samaria, gefüllt mit dem salzigen Wasser ihrer Tränen, und als trockne sie mit der Magdalenerin Haar, das von Blut und Schweiß triefende Angesicht des Josua de Kruiz.

Bei der Liebe, die zu Füßen,
Deines gottverklärten Sohnes!

So beben ihre Lippen ... B e i d e r L i e b e, b e i d e r L i e b e!

So hält sie den kalten, den verstümmelten, den zerteilten Leib in ihren weichen, lebensstarken und warmen Armen und stammelt mit zuckenden Lippen:

Für Euch gegeben und vergossen!

XII.

Retten Sie sich, Schwester Irene!

Das in wilder Todesangst verzerrte und bleiche Gesicht des Lazarettgehilfen Thomas wird in dem Rahmen der Tür sichtbar und sein Mund spricht diese Worte.

Keine Antwort.

Schwester Irene hört ihn nicht.

Das Wasser steht schon über einen Meter hoch auf dem Kamm der Düne, Schwester Irene. Der letzte Wagen fährt jetzt fort.

Keine Antwort.

Schwester Irene hört ihn nicht.

Da tut er sein Letztes. Trotzdem sein eigenes Leben in höchster Gefahr schwebt, tritt er ein in den Lazarettraum, erfaßt den Arm der Schwester Irene und will sie mit sich fortziehen.

Lassen Sie mich, berühren Sie mich nicht, ich bin heilig!

Wie ein Schrei kommt das dem Lazarettgehilfen Unfaßbare aus dem Munde der Schwester.

Entsetzt starrt er dieser in das Gesicht.

Da schauen ihn die Blicke des hellen Wahnsinns aus diesen irren Augen an und er begreift.

Das Grauenhafte, das über alles Menschenmaß Hinausgehende, das Unfaßliche, hat diese um ihren Verstand gebracht.

Sie hatten einmal einen in dem Lazarett in der Garnison, den sie dann an Händen und Füßen fesseln mußten, der blickte gerade so!

Aber noch einmal versucht er es mit letzter Anstrengung seines Willens:

Kommen Sie, um Gott, des Barmherzigen, willen Schwester!

Da gellt ihm helles Lachen aus dem Munde der Schwester Irene entgegen und sie wiederholt in einem Tone, den Thomas noch niemals in seinem Leben aus dem Munde eines Menschen vernommen hat: Um Gott des Barmherzigen willen!

Dem Lazarettgehilfen graust. Aber er meint seine Pflicht zu erfüllen, er glaubt auch das Äußerste in diesem Falle nicht unversucht lassen zu dürfen, und darum bettelt er, noch einmal den Arm der Schwester umfassend:

So kommen Sie doch endlich mit, Schwester Irene!

Die Wasser gurgeln und glucksen. Der Lazarettgehilfe und die Schwester stehen schon bis an die Knie in der gelben Flut. Und einen Moment hat es wirklich den Anschein, als besänne sich die Schwester. Es ist, als verstände sie den Sinn von Thomas Worten, denn sie sagt mit klarer und deutlicher Stimme, indem sie auf die Lade deutet:

Retten Sie ihn, retten Sie ihn!

Der Lazarettgehilfe fährt zurück.

Wen retten, Schwester, wen?

Den Verwundeten.

Er ist ja tot, Schwester!

Und wieder starrt ihn die Schwester verständnislos an.

Nein, er ist nicht tot, er kann nicht tot sein, er darf nicht tot sein! Er ist ewig, sagt sie mit auf einmal heiterer Stimme.

So kommen Sie doch!

Der Lazarettgehilfe hat die Schwester mit starken Armen umfaßt. Er hat sich jetzt vorgenommen, alles zu wagen und sie mit Gewalt mit sich fortzuziehen, denn er ist stark. Aber der nun wieder in hellen Flammen emporlohende Wahnsinn verleiht der Schwester übermenschliche Kräfte. Sie ist in diesem Augenblick stärker als der stärkste Mann, sie wird zur Riesin.

Kommen Sie, Schwester!

Die beiden ringen miteinander in der gelben Flut.

Der Lazarettgehilfe läuft Gefahr zu straucheln, hinzufallen auf dem von den gelben Fluten des Wassers schlüpfrig gewordenen Boden, von ihr niedergehalten und ersäuft zu werden, und der Wille zum Leben, dieser feige, erbärmliche Wille zum Leben, siegt in seinem Innern.

Ich rette ihn, lassen Sie mich, lassen Sie mich, schreit die Schwester.

Er ist tot, was ist da noch zu retten?

Sie lacht ihn aus.

Er lebt, er lebt, er lebt, jubelt sie... da schlägt eine Welle der gelben Flut durch das Fenster in den Raum. Draußen wird eine Stimme laut: Wir fahren!

Gellendes Lachen aus dem Munde der Schwester bildet die Antwort.

Da läßt der Lazarettgehilfe sie los und wie von den Furien gepeitscht stürzt er selbst hinaus, den Wagen zu erreichen, sein Leben durch die stundenweite Wasserwüste, wenn das noch möglich ist, auf dem letzten der abgehenden Wagen zu retten.

Und Schwester Irene bleibt. Sie breitet die Arme unter den Leichnam des Josua de Kruiz und weiß es nicht, daß es ein Leichnam ist. Sie will ihn retten und hebt die Arme mit dem verstümmelten Leibe des Dulders hoch empor.

Und draußen suchen sich die Pferde vor dem letzten Wagen ihren Weg durch die Wasserwüste.

Schwester Irene heftet den irren Blick auf das Kruzifix an der Wand und hebt den Leib des Josua de Kruiz hoch über die Wasser empor.

So verharrt sie.

Er soll mir nicht ertrinken, stammeln ihre Lippen und ihre in den Flammen des Wahnsinns lohenden Augen suchen wieder und wieder das Kreuz.

Was ihr Kräfte lieh, sich den starken Armen des Lazarettgehilfen zu entziehen, leiht ihr jetzt auch die Kräfte. Stahlhart sind ihre Muskeln geworden und so harrt sie aus angesichts des Kreuzes, den Leib des Josua de Kruiz auf ihren Armen, stunden- und stundenlang.

Und die Wasser steigen.

Pietà des Michel Angelo in St. Peters weiten Hallen, du bist überboten! Stabat mater, das die Reinen sangen, du wirst hier in der Wasserwüste Flanderns übertönt! Szene aus den fernsten Jahrhunderten des gläubigen Mittelalters!

Unvergeßliches und Unbeschreibliches:

Die Wahnsinnige zur Statue aus Marmor geworden und auf ihren Armen der für sein Vaterland verstümmelte und dahingegebene, der geopferte Leib des Josua de Kruiz!

Wille und nur Wille, Wille zur Vollendung thront auf Schwester Irenes wie in Erz erstarrten Zügen, eine Größe, die auch des Wahnsinns verheerende Macht nimmer zu brechen imstande ist.

Das Weib mit dem dahingegebenen Leibe des Mannes, die Mutter, die Frau, die Braut, die Geliebte, alles in einer, die eine für all' die Tausende zum hehren Bilde geworden, auf Flanderns in den Fluten seiner eigenen Wasser versinkender und ertrinkender Erde.

Stabat mater dolorosa,
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius!

Und die Flut wächst und wächst.

Längst hat die matte Wintersonne den Zenith erklommen, schon neigt sie sich langsam wieder dem Untergange zu und die ersten Dämmer der Nacht huschen über das in eine Wüste aus gelben Wassern gewandelte Land.

Und Schwester Irene hält aus. Hoch empor streckt sie noch immer auf erhobenen Armen den Leib des Josua de Kruiz.

Unentwegt haftet sie den Blick auf das an der Mittelwand des Lazarettraumes von den armen Mägden Jesu Christi angeheftete und von diesen bei der Flucht vergessene Kreuz.

Und in den letzten Minuten ihrer namenlosen Qual und ihrer über alle menschlichen Kräfte gehenden Anstrengung hat Schwester Irene die größte Vision ihres Lebens, die Vision ihrer Todesstunde!

Das Kreuz wächst und wächst, es überragt das Lazarett und nimmt Riesendimensionen an. Es dehnt und reckt und streckt sich vor ihren Blicken. Seine Balken breiten sich über das Land, streben hinauf in den Himmel. Sie werden riesengroß, unermeßlich, unentrinnbar, diese Balken des Kreuzes, und sie beschatten die in eine Wasserfläche gewandelte Ebene von Brabant und Flandern, sie überschatten Belgien, sie überschatten Europa, sie überschatten die Welt.

Und unter diesem Riesenkreuze steht sie, sie allein, die Schwester mit dem Namen:

IRENE

und hält auf ihren Armen den verstümmelten Leib des:

JOSUA DE KRUIZ

Die Flut wächst. Sie reicht bis zur Schulterhöhe der Schwester, aber deren stahlharte Arme halten den geopferten Leib noch immer hoch über die Wasser empor.

Für Euch, für Euch, für Euch, fährt es wieder und wieder durch ihr dem Wahnsinn verfallenes Gehirn, das nur noch dieses eine zu denken vermag:

Für Euch gegeben und vergossen!

Lautlose Stille in der weiten Runde. Nur das leise Plätschern der Wogen und über diesen Wogen: das **Kreuz**!

Aus dem Winterhimmel Flanderns tritt ein Stern nach dem andern leuchtend und tröstend hervor. Auch jener, der vor zweitausend Jahren frommen Hirten strahlte, der edelen Königen über den Gefilden Bethlehems als der Weiser ihres Weges diente.

Und noch immer hält Schwester Irene aus.

Durch das Fenster schweift ihr irrer Blick über die sanftbewegte, von dem Silberlichte des Mondes überflutete Wasserfläche. Ihr Auge sucht den Stern und ihr Auge findet ihn.

Hoch hält sie den Leib des Josua de Kruiz über den Wassern empor.

Denn siehe, ich verkündige Euch große Freude, die **allem** Volke widerfahren ist, denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids!

Da straucheln ihre Füße und sie fällt, fällt mit dem Leibe des Josua de Kruiz!

Nacht über Flandern, Nacht vor den Augen der Schwester Irene, am Himmel die blitzenden Sterne und über Flanderns Wasserwüste das **Kreuz**!

Unter der sanft bewegten Fläche dieser Wasser schlummern den ewigen Schlaf dreißig-, vierzig-, fünfzig-, nein hundert-, nein hundertundzwanzigtausend, die Feinde gewesen und Freunde geworden.

Hundertundzwanzigtausend, eine ganze Armee!

Sie decken die Wasser für immer, für ewig.

Denn Flanderns Ebene ist zum Kirchhof geworden und über dem feuchten Massengrabe der Tiefe schwebt **Irene** und das Blutopfer des Josua de Kruiz!

Ende
des vierten und letzten Buches.

Verlag Frobenius A. G. Basel (Schweiz)

Mein Schweizerland Mein Heimatland

Eine Sammlung von Schweizer Bildern nach nur künstlerischen Liebhaberaufnahmen

4°. 88 Seiten stark, Doppelton und Vierfarbendruck auf Kunstdruckpapier

Preis Mk. 4.–

Dem Schweizer sollen diese Bilder eine Bestätigung dessen sein, was ihm seine Heimat lieb macht, dem Fremden eine Erinnerung an das, was er im Vorbeigehen mit Auge und Herz gesehen hat.

Die **Frankfurter Zeitung** schreibt darüber: Es sind Bilder, die aus Liebhaberaufnahmen ausgewählt wurden und dem künstlerischen Geschmack ihrer Autoren durchweg Ehre machen. Sie wollen keine systematische Darstellung der Schweiz bieten, sondern eher auf die heimlichen Schönheiten aufmerksam machen, die neben dem großen Wege liegen. Es sind Bilder aus dem Volksleben, alte Häuser und Brunnen, die keine Kunstgeschichte verzeichnet. Wer mit offenen Augen das schöne Land bereist hat, wird gerne zu dem Werk greifen, in dem er lauter charakteristisch-schweizerisches findet, und wäre es ein Regentag am Vierwaldstättersee, den sicherlich keines der üblichen Bilderalbums so naturgetreu zu schildern wagt.

Für den Freund der Schweiz, für den Künstler, den Amateurphotographen hervorragendes Geschenk von bleibendem Werte.

Der Badische Bahnhof in Basel

Monographie mit 151 hochinteressanten Detailaufnahmen des Riesenbauwerkes

Mit Genehmigung der Großherzoglich Badischen Bahnbehörden unter Mitwirkung • von Fachleuten herausgegeben •

Preis gebunden Mk. 15.–

Für Architekten, Techniker, Eisenbahnfachleute ein Buch reichster Anregung.

Verlag Frobenius A.-G. Basel (Schweiz)

Grenzwachtbilder der Schweizerischen Grenzbesetzung.

4°, 70 Seiten stark. Kunstdruckpapier, farbigem Doppelumschlag, 173 der schönsten und interessantesten Abbildungen des schweizerischen Militärlebens. Mk. 5.—

Unter den vielen Erinnerungszeichen an die Grenzbesetzung, verdient dieses Werk des Frobenius-Verlages in die vorderste Reihe gerückt zu werden. Es bildet ein einzigartiges und unvergängliches Andenken an die denkwürdige Zeit von 1914/15. Alle Waffen und Dienstzweige sind gleich berücksichtigt, so daß das Ganze eine unübertroffene Detaildarstellung des schweizerischen Heeres im aktiven Dienste bildet. Die technisch vollendet wiedergegebenen Bilder zeugen in der Zusammenstellung von einem gediegenen Geschmacke. Das Werk wird das beliebteste und geeignetste Geschenk für Schweizer im Auslande sein.

Humor und Gemüt bei unseren Soldaten.

Schweizer Grenzbesetzung 1914/16.

4°, 70 Seiten stark, Kunstdruckpapier, farbiger Umschlag, 9 Kunstbeilagen ca. 240 Abbildungen Mk. 3.50.

Das Werk zeichnet sich durch seine sorgfältige Ausstattung aus. Gar manches Heitere aus dem Soldatenleben heimelt uns an. Zum Besten gehören unstreitig die Gedichte von E. Wechsler, dessen „Gelt Vaterli, du kommst bald heim“ in weitesten Kreisen Beachtung gefunden hat. Die 9 Kunstbeilagen sind recht gediegen und in den 240 Illustrationen steckt viel Spaß und Humor. So empfiehlt sich das Heft selbst. Es ist die notwendige Ergänzung der Grenzwachtbilder, die die Soldatenarbeit im Aktivdienst schildern.

Ein Schweizer in Rußland schreibt: „Sie machen sich wohl gar keine Vorstellung, welche Freude Sie uns Schweizern mit diesen Publikationen gemacht haben, auch nicht von dem Stolz, der uns beim Anblick dieser vortrefflichen Abbildungen der wackeren Vaterlandsverteidiger beseelt.“

Für Schweizer im Auslande gibt es kein schöneres Geschenk als diese Bilderwerke, aber auch sonst wird man in dieser ernsten Zeit mit keiner anderen Gabe so ungeteilte Freude bereiten, wie mit diesen Heimatbildern, denen dokumentarischer Geschichtswert inne wohnt.

Die Liebestätigkeit der Schweiz im Weltkriege

von Pfarrer Dr. E. Nagel.

•••••••• vollständig in zwei Bänden ••••••••

4°, beide Bände etwa 260 Seiten stark, Kunstdruckpapier, Umschlag in Farbendruck, Gedichten von E. Zahn, Isabella Kaiser u. a. m. Autogramme der Bundesräte und der in der Schweiz akkreditierten Gesandten der kriegführenden Staaten. Zahlreiche facsimile-Reproduktionen interessanter Zeitdokumente, mit etwa 180 zum Teil ganzseitigen Abbildungen.

Kartoniert Preis per Band . . . . Mk. 4.50
Leinwandumschlag dazu für beide Bände, ungebunden Mk. 2.50

Das Werk erzählt objektiv von der großen vielseitigen Arbeit des Schweizer Volkes seit Ausbruch des Krieges, die es zur Linderung der wachsenden Kriegsnot nach allen Seiten hin unternommen hat. Es ist das einzige dokumentarische Werk, das mit reichem Bildermaterial ein ganzes und zusammenfassendes Bild der so ausgedehnten und segensreichen Hilfs- und Liebestätigkeit vermittelt.

• Das Werk verdient über die Landesgrenze hinaus die weiteste Verbreitung. •

Verlag Frobenius A.-G. Basel (Schweiz)

Zeitgemäße Reminiszenzen

Zur Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71

von

Dr. C. Bischoff

Gr. 8°, 100 Seiten stark, mit 8 Bilderbeilagen

Preis Mk. 2.50.

Ueber dieses Buch eines Neutralen schreibt der **Berliner Börsen-Courier**: „Die genaue Kenntnis des Gegenstandes, verbunden mit einer ruhigen und unparteiischen Auffassung sind geeignet, dem Buche Freunde zu erwerben, vor allem, da sie beweisen, daß nicht überall in der Welt Verstand und Vernunft bei Beurteilung deutscher oder Deutschland betreffender Angelegenheiten geschwunden sind."

Zeitgemäße Lektüre für jeden Gebildeten

Im Kaukasus

Bergbesteigungen und Reiseerlebnisse im Sommer 1914

von

C. Egger

Gr. 8°, 144 Seiten stark, 78 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, einem Panorama vom Elbrus und Kartenskizzen in vornehmem Leinwandeinband gebunden, in Schutzkarton

Preis Mk. 5.–

Die **Allgemeine Sportzeitung Wien** urteilt über das Buch: Egger schildert eine Reihe von kühnen Touren — auch auf Skiern — im Kaukasus, die er und ein zweiter schweizerischer Alpinist ausgeführt haben. Es sind die bedeutendsten Ersteigungen — zum großen Teil erstmalige — die seit längerem in diesem Gebirge vorkamen. Die Berichte darüber bieten daher den Anhängern der Hochtouristik und auch des mit ihr verwandten Zweiges, des Wintersportes sehr Interessantes. Sie sind in ihrer bei aller Sachlichkeit höchst lebendigen Darstellung aber auch für jeden Naturfreund ein fesselnder Lesestoff. Die zahlreichen Bilder geben einen Begriff von der wilden Großartigkeit dieser Gebirgswelt; die Aufnahmen und die Wiedergabe sind auch technisch außerordentlich gelungen.